This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

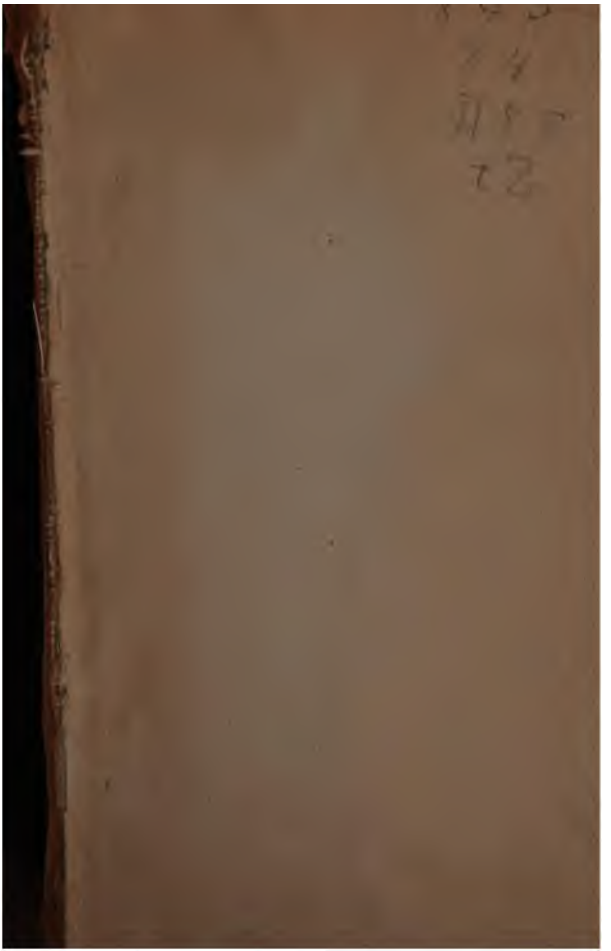
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

848
D88cmt
tZ86
v.3



THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Das

...etristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

...ffischen Romane aller Nationen.

610ter bis **613**ter Band.

Enthält:

Der Graf von Monte Christo.

Eilftes bis vierzehntes Bändchen.

...eder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.

1846.

Druck von C. H. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. **Auguſt Zoller.**

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Der

Graf von Monte Christo.

Von

3.6182

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Eilftes bis vierzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Die Vorstellung.

Als Albert sich mit Monte Christo allein sah, sagte er:

„Mein Herr Graf, erlauben Sie mir, mein Cicerone-geschäft mit Ihnen zu beginnen, indem ich Ihnen eine Probe von einem Junggesellen-Quartier gebe. An die Paläste Italiens gewöhnt, wird es für Sie ein Studium sein, zu berechnen, mit wie viel Quadratfuß einer von den jungen Leuten von Paris leben kann, der nicht für denjenigen gilt, welcher am Schlechtesten wohnt. Sobald wir von einem Zimmer in das andere übergehen, öffnen wir die Fenster, damit Sie athmen können."

Monte Christo kannte bereits den Speisesaal und den Salon des Erdgeschosses; Albert führte ihn in sein Atelier; es war dies, wie man sich erinnern wird, sein Lieblingszimmer.

Monte Christo war ein würdiger Schätzer aller der Dinge, welche Albert in diesem Zimmer aufgehäuft hatte: alte Kisten, Porzellane von Japan, Stoffe aus dem Orient, Glaswaaren aus Venedig, Waffen aus allen Ländern der Erde, mit Allem war er vertraut,

und mit dem erſten Blicke kannte er das Jahrhundert, das Land und den Urſprung. Morcerf hatte geglaubt, er würde der Erklärer ſein, während er im Gegentheil unter der Leitung des Grafen einen Curſus in der Archäologie, in der Mineralogie und in andern Zweigen der Naturgeſchichte durchmachte. Man ging in den erſten Stock hinab. Albert führte ſeinen Gaſt in den Salon. Dieſer Salon war mit Werken neuerer Meiſter ausgeſchmückt: es fanden ſich hier Landſchaften von Dupré, mit langen Schilfrohren, ſchlanken, hohen Bäumen, blöckenden Kühen und wundervollen Himmeln; arabiſche Reiter von Delacroix mit langen weißen Burnus, glänzenden Gürteln, damascirten Waffen, deren Pferde einander in voller Wuth biſſen, während ſich die Menſchen mit eiſernen Keulen niederſchmetterten; Aquarellen von Boulanger, ganz Notre Dame de Paris mit jener Kraft darſtellend, welche den Maler zum Nebenbuhler des Dichters macht! Bilder von Dias, der die Blumen viel ſchöner als die Blumen, die Sonne viel glänzender als die Sonne malt; Zeichnungen von Decamp ſo gefärbt wie die von Salvator Roſa, aber poetiſcher; Paſtelle von Giraud und Müller, Kinder mit Engelsköpfen und Frauen mit Madonnenzügen darſtellend; Croquis aus dem Album einer Reiſe nach dem Orient von Dauzats 'ausgeriſſen, welche dieſer in ein paar Sekunden auf dem Sattel eines Kameels oder auf dem Minaret einer Moſchee mit Bleiſtift gezeichnet hatte; kurz Alles, was die moderne Kunſt im Austauſch und als Entſchädigung für die verlorene und mit den vorhergehenden Jahrhunderten entflogene Kunſt zu bieten vermag.

Albert hoffte diesmal wenigſtens dem fremden Reiſenden etwas Neues zeigen zu können; aber zu ſeinem großen Erſtaunen gab dieſer, ohne daß er die Unterſchriften zu ſuchen nöthig hatte, welche überdies häufig nur durch die Anfangsbuchſtaben bezeichnet waren, auf der Stelle den Namen jedes Urhebers ſeinem Werk

und man konnte daher leicht wahrnehmen, daß ihm nicht nur jeder von diesen Namen bekannt, sondern daß auch jedes von diesen Talenten von ihm gewürdigt und studirt worden war.

Vom Salon ging man in das Schlafzimmer; es war zugleich ein Muster von Eleganz und von strengem Geschmack; hier glänzte ein einziges, aber von Leopold Robert unterzeichnetes Porträt in seinem mattgoldenen Rahmen.

Dieses Porträt zog sogleich die Blicke des Grafen von Monte Christo an, denn er machte drei rasche Schritte im Zimmer und blieb plötzlich vor demselben stehen.

Es war das Porträt einer Frau von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, von brauner Gesichtsfarbe, mit feurigem, unter einem schmachtenden Augenliede verschleiertem Blicke; Sie trug die malerische Kleidung der catalonischen Fischerinnen mit roth und schwarzem Mieder und goldenen, durch die Haare gesteckten Nadeln; sie schaute auf die See hinaus, und ihre hübsche Silhouette hob sich von dem doppelten Azur der Wellen und des Himmels ab.

Es war düster im Zimmer, sonst hätte Albert die Leichenblässe sehen können, die sich über die Wangen des Grafen verbreitete, er hätte das Nervenzittern gewahren können, das seine Schultern und seine Brust bewegte.

Nach einem kurzen Stillschweigen sprach der Graf von Monte Christo mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Sie haben da eine schöne Geliebte, Vicomte, und dieses Costume, ohne Zweifel ein Ballcostume, steht ihr in der That zum Entzücken."

„Ah! mein Herr," erwiederte Albert, „das ist eine Täuschung, die ich mir nicht vergeben würde, wenn Sie neben diesem Porträt ein anderes gesehen hätten. Sie kennen meine Mutter nicht, mein Herr; sie ist es, die Sie in diesem Rahmen sehen; sie ließ sich vor acht Jahren so malen. Diese Tracht ist der Phantasie ent-

ſprungen, und die Aehnlichkeit iſt ſo groß, daß ich meine Mutter noch vor mir zu ſehen wähne, wie Sie im Jahr 1830 war. Die Gräfin ließ dieſes Porträt während einer Abweſenheit des Grafen malen. Ohne Zweifel glaubte ſie ihm bei ſeiner Rückkehr eine freundliche Ueberraſchung zu bereiten; doch ſeltſamer Weiſe mißfiel das Porträt meinem Vater, und der Werth des Gemäldes, das, wie Sie ſehen, eines der ſchönſten von Leopold Robert iſt, ließ ihn nicht über den Widerwillen weggehen, den er gegen daſſelbe gefaßt hatte. Allerdings iſt Herr von Morcerf, unter uns geſagt, einer der emſigſten Pairs im Luxembourg, ein in Beziehung auf die Theorie berühmter General, aber ein äußerſt mittelmäßiger Liebhaber der Kunſt; nicht ſo iſt es bei meiner Mutter, welche auf eine merkwürdige Weiſe malt und, ein ſolches Werk zu ſehr ſchätzend, um ſich gänzlich davon zu trennen, mir daſſelbe gegeben hat, damit es bei mir weniger dem Mißfallen von Herrn von Morcerf ausgeſetzt ſei, deſſen von Gros gemaltes Porträt ich Ihnen ebenfalls zeigen werde. Verzeihen Sie, wenn ich auf dieſe Art von Familie und häuslichen Angelegenheiten mit Ihnen ſpreche, da ich aber die Ehre haben werde, Sie zu dem Grafen zu geleiten, ſo ſage ich Ihnen dies, damit Ihnen nicht in ſeiner Gegenwart ein Lob dieſes Porträts entſchlüpft. Es übt indeſſen einen traurigen Einfluß aus, denn meine Mutter kommt ſelten zu mir, ohne es zu beſchauen, und noch ſeltener geſchieht es, daß ſie das Bild beſchaut, ohne zu weinen. Uebrigens iſt die Wolke, welche die Erſcheinung dieſes Gemäldes in das Hotel brachte, die einzige, die ſich zwiſchen dem Grafen und der Gräfin erhoben hat, denn ſie ſind, obgleich ſeit [redacted] als zwanzig Jahren verheirathet, noch einig wie am erſten Tage."

Monte Chriſto warf einen raſchen Blick auf Albert, als wollte er eine unter ſeinen Worten verborgene Abſicht ſuchen, aber der junge Mann hatte dieſe Worte

offenbar in der ganzen Einfalt seines Gemüths gesprochen.

„Nun haben Sie alle meine Reichthümer gesehen," fuhr Albert fort; „erlauben Sie mir, mein Herr Graf, Ihnen dieselben anzubieten, so unwürdig sie auch sein mögen; betrachten Sie sich, als wären Sie hier zu Hause und um noch heimischer zu werden, haben Sie die Güte, mich zu Herrn von Morcerf zu begleiten, dem ich von Rom den Dienst, den Sie mir geleistet, mitgetheilt und den Besuch, den Sie mir versprochen, angekündigt habe; ich darf wohl sagen, der Graf und die Gräfin erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo es denselben erlaubt sein möchte, Ihnen zu danken. Sie sind etwas abgestumpft gegen alle Dinge, ich weiß dies, Herr Graf, und die Familienscenen üben keine große Thätigkeit auf Simbad den Seefahrer aus: Sie haben so viele andere Scenen gesehen! Nehmen Sie indessen, was ich Ihnen anbiete, als Eingang in das Pariser Leben an, in ein Leben der Höflichkeiten, der Besuche und Vorstellungen."

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antworten; er nahm den Vorschlag ohne Begeisterung und ohne Widerstreben an . . . wie eine von den Pflichten des Wohlanstandes, denen sich Jedermann unterwerfen muß. Albert rief seinen Kammerdiener und befahl ihm, Herrn und Frau von Morcerf den Grafen von Monte Christo zu melden.

Albert folgte ihm mit dem Grafen.

Als man in das Vorzimmer des Grafen gelangte, sah man über der Thüre, welche in den Salon führte, einen Wappenschild, der durch seine reiche Einfassung und den Einklang mit der Ausschmückung des Zimmers von dem Gewichte zeugte, das der Eigenthümer des Hotel auf dieses Wappen legte. Der Graf blieb vor dem Wappen stehen und schaute es aufmerksam an.

„Sieben gestümmelte Amseln auf einer Binde in blauem Feld. Ohne Zweifel das Wappen Ihrer Fami-

lie, Vicomte?“ fragte der Graf. „Al
Kenntniß der Hauptſtücke des Wappens,
ſelbe zu entziffern geſtatten, bin ich
in der Heraldik; ich bin ein Graf aus
durch Toscana mit Hülfe einer St. Ste
wobei ich den hohen Adel hätte entbeh
mir nicht wiederholt worden, wenn man
eine durchaus nothwendige Sache. Der
Ende etwas am Wagenſchlage haben, u
um nicht von den Douaniers durchſ
Entſchuldigen Sie mich alſo, wenn ich
mache.“

„Sie iſt keines Wegs unbeſcheide
antwortete Morcerf mit der Einfachhei
gung, „und Sie haben richtig errath
Wappen, nämlich das des Stammvaters
aber es iſt, wie Sie ſehen, mit einem
mit dem des Stammvaters meiner
Thurm im rothen Felde, verbunden; von
bin ich Spanier, doch das Haus Morc
und, wie ich ſagen hörte, eines der älte
Frankreich.“

„Ja,“ ſprach der Graf, „das deute
ten Amſeln an. Beinahe alle bewaff
welche auf die Eroberung des heiligen
wählten als Wappen entweder Kreuze,
Sendung, der ſie ſich geweiht hatten, o
als Symbol der langen Reiſe, welche
wollten und auf den Flügeln des Gla
hoff[illegible]Einer Ihrer väterlichen Ahnen
den Kreuzzügen mitgemacht haben, und
an, es ſei der des heiligen Ludwig geweſe
Ihren Adel ſchon in das dreizehnte Ja
was immerhin ſehr hübſch iſt.“

„Das iſt möglich,“ erwiederte Mo
in dem Cabinet meines Vaters befindet
n, der uns dies ſagen wird; ich m

mentare darüber, welche Hozier und Jaucourt sehr erbaut haben dürften. Jetzt denke ich nicht mehr daran, und dennoch muß ich Ihnen bemerken, —es gehört dies zu meinen Führerattributen, — daß man sich unter unserer volksthümlichen Regierung wieder sehr viel mit dergleichen Dingen zu beschäftigen anfängt."

„Nun! dann hätte Ihre Regierung etwas Besseres aus der Vergangenheit wählen müssen, als die zwei Placate, welche ich auf Ihren Monumenten wahrgenommen habe, denn es fehlt ihnen ganz und gar an heraldischem Sinn. Sie, mein lieber Vicomte, Sie sind glücklicher, als Ihre Regierung; Ihr Wappen ist in der That schön und nimmt die Einbildungskraft in Anspruch. Ja, so ist es. Sie stammen zugleich von der Provence und von Spanien her, wodurch sich, wenn das Porträt, das Sie mir gezeigt haben, ähnlich ist, die schöne braune Farbe erklärt, welche ich so sehr auf dem Antlitz der edeln Catalonierin bewunderte."

Man hätte Oedipus oder Sphinx sein müssen, um die Ironie zu errathen, die der Graf in diese Worte legte, welche scheinbar das Gepräge der größten Höflichkeit an sich trugen; Morcerf dankte ihm auch mit einem Lächeln, ging voran, um ihm den Weg zu zeigen, und öffnete eine in den Salon führende Thüre unter dem Wappen.

An der am meisten in das Auge fallenden Stelle dieses Salon sah man ebenfalls ein Porträt; es war das eines Mannes von fünf und dreißig bis acht und dreißig Jahren, in der Uniform eines Generalofficiers mit der den höheren Grad bezeichnenden vollen Doppelepaulette; am Halse das Band der Ehrenlegion, woraus hervorging, daß er Commandeur war; auf der Brust rechts den Stern des Großofficiers vom Erlöser-Orden, links den vom Großkreuz des Ordens von Carl III., eine Andeutung, daß die durch das Porträt dargestellte Person die Kriege in Griechenland und Spanien mitgemacht

was in Beziehung auf Ordensbänder
äuft, irgend eine diplomatiſche Sendu
ändern erfüllt haben mußte.

Monte Chriſto beſchäftigte ſich eben da
it mit derſelben Sorgfalt zu zergliedern,
ndere zergliedert hatte, als eine Seitenthü
e und er ſich dem Grafen von Morcerf ſ
fand.

Es war ein Mann von vierzig bis fünf
ren, der aber mindeſtens fünfzig zu ſein ſ
oarzer Schnurrbart und ſeine ſchwarzen Au
hen ſeltſam von ſeinen weißen, nach militär
iſtenartig geſchnittenen Haaren ab; er war
kleidet und trug am Knopfloch ein Band,
iedene Streifen an die verſchiedenen Orden
it denen er decorirt war. Der Graf von M
it ziemlich edlem Anſtand und mit einer
Kifer ein. Monte Chriſto ließ ihn auf ſich
ohne einen Schritt zu thun; man hätte gla
ſeine Füße wären auf den Boden genagelt,
Augen auf das Geſicht des Eintretenden,

„Mein Vater,“ ſprach der junge Man
die Ehre, Ihnen den Grafen von Monte
edelmüthigen Freund vorzuſtellen, welchen
Ihnen bekannten, ſchwierigen Umſtänden
glücklich war.“

„Der Herr iſt willkommen in unſerer
der Graf von Morcerf, Monte Chriſto mit
begrüßend, er hat unſerem Hauſe durch E
einzigen Erben einen Dienſt geleiſtet, für
unauslöſchlichem Danke verpflichtet ſind.“

So ſprechend, bezeichnete der Graf
einen Lehnſtuhl, während er ſich ſelbſt
ſetzte.

Monte Chriſto nahm den von
Morcerf bezeichneten Stuhl, richtete ei

er im Schatten der großen Sammetvorhänge verborgen blieb, von aus er in den von Ermüdung und Sorgen zeugenden Zügen des Grafen eine ganze Geschichte geheimer in jede von den vor der Zeit gekommenen Falten geschriebener, Schmerzen lesen konnte.

„Die Frau Gräfin war bei ihrer Toilette, als sie der Herr Vicomte von dem Besuche benachrichtigen ließ, den sie zu empfangen die Ehre haben sollte; sie wird herabkommen und in zehn Minuten im Salon sein."

„Es ist viel Ehre für mich," erwiederte Monte Christo, „daß ich schon am Tage meiner Ankunft in Paris mit einem Manne in Verbindung gebracht werde, dessen Verdienst seinem Rufe gleichkommt, und bei dem das Schicksal, einmal gerecht, keinen Irrthum beging; doch hatte es Ihnen in den Ebenen der Mitidja oder in den Gebirgen des Atlas nicht einen Marschallsstab anzubieten?"

„Ich habe den Dienst verlassen, mein Herr," sprach Morcerf ein wenig erröthend. „Unter der Restauration zum Pair ernannt, wohnte ich dem ersten Feldzuge bei und diente unter dem General Bourmont; ich konnte also auf ein Obercommando Anspruch machen, und wer weiß, wie sich die Dinge gestaltet hätten, wenn die ältere Linie auf dem Throne geblieben wäre. Aber die Julirevolution war, wie es scheint, hinreichend glorreich, um sich Undankbarkeit erlauben zu können, sie that dies bei jedem Dienste, der sich nicht von der kaiserlichen Periode herschrieb; ich nahm also meinen Abschied, denn wenn man wie ich, seine Epauletten auf dem Schlachtfelde gewonnen hat, so versteht man es nicht, auf dem schlüpferigen Boden des Salons zu manoeuvriren; ich habe den Degen niedergelegt und mich auf das Feld der Politik geworfen, ich widme mich der Industrie und studire die nützlichen Künste. Während der zwanzig Jahre, die ich im Dienste geblieben, hatte ich wohl Lust hiezu, aber es gebrach mir an Zeit."

„Diese Ansichten sind es, welche die Ueberlegenheit

Ihrer Nation über die anderen Länder erhalten, „m
Herr," verſetzte Monte Chriſto; „ein Edelmann aus v
nehmem Hauſe, im Beſitz ſeines ſchönen Vermögens, hab
Sie ſich von Anfang herbeigelaſſen, die erſten Grade
unbekannter, dunkler Soldat zu gewinnen, und das
ſelten; General, Pair von Frankreich, Commandeur
Ehrenlegion geworden, willigen Sie ein, eine zweite Le
zeit zu beginnen, ohne eine andere Hoffnung, ohne e
andere Belohnung, als die, eines Tags Ihres Gleich
nützlich zu ſein. Ah! mein Herr, das iſt in der Th
ſchön, ich ſage noch mehr, es iſt erhaben."

Albert betrachtete und hörte Monte Chriſto mit
ſtaunen; er war nicht gewohnt, ihn ſich zu ſolch
enthuſiaſtiſchen Gedanken erheben zu ſehen.

„Ah!" fuhr der Fremde fort, ohne Zweifel, um
unmerkliche Wolke verſchwinden zu machen, welche bei d
ſen Worten über die Stirne von Morcerf hinzog, „a
wir machen es in Italien nicht ſo, wir wachſen n
unſerem Geſchlecht und unſerer Gattung, und wir behal
daſſelbe Blätterwerk, dieſelbe Geſtalt, häufig ſogar dieſ
Nutzloſigkeit unſer ganzes Leben hindurch."

„Aber mein Herr," entgegnete der Graf von M
cerf, „für einen Mann von Ihrem Verdienſte iſt It
kein Vaterland, und Frankreich reicht Ihnen ſeine A
entſprechen Sie dem Rufe, den es an Sie ergehen
Frankreich wird vielleicht nicht gegen Jedermann u
bar ſein; es behandelt ſeine Kinder ſchlimm, a
Fremden nimmt es gewöhnlich auf eine gr
Weiſe auf."

„Ei! mein Vater," ſagte Albert mit einem
„man ſieht wohl, daß Sie den Herrn G
Monte Chriſto nicht kennen. Seine Befriedi
außerhalb dieſer Welt; er ſtrebt nicht nach
zeichnungen, und nimmt nur ſo viel dav
ſpruch, als zur Gewichtigkeit eines Paſſes
iſt."

„Das ist der richtigste Ausdruck über mich, den ich je gehört habe," sprach der Fremde.

„Sie sind Herr Ihrer Zukunft gewesen und haben den Blumenpfad gewählt," sprach der Graf von Morcerf mit einem Seufzer.

„Allerdings," erwiederte Monte Christo mit jenem Lächeln, das ein Maler nie wiedergeben wird und ein Physiolog zu analysiren verzweifeln muß.

„Hätte ich nicht den Herrn Grafen zu ermüden befürchtet," sagte der General, offenbar entzückt über die Manieren von Monte Christo, „so würde ich ihn in die Kammer geführt haben; es ist heute eine interessante Sitzung für Jeden, der die Senatoren der Neuzeit nicht kennt."

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, doch für heute hat man mir mit der Hoffnung, der Frau Gräfin vorgestellt zu werden, geschmeichelt, und ich will lieber warten."

„Ah! hier kommt meine Mutter," rief der Vicomte.

Rasch sich umwendend, erblickte Monte Christo wirklich Frau von Morcerf auf der Schwelle der Thüre, der gegenüber, durch welche ihr Gatte eingetreten war; unbeweglich und bleich ließ sie, als Monte Christo sich nach ihr umwandte, ihren Arm fallen, mit dem sie sich, Gott weiß warum, auf das Simswerk gestützt hatte; sie stand hier seit einigen Sekunden und hatte die letzten von dem ultramontanen Besuche ausgesprochenen Worte gehört.

Dieser erhob sich und machte eine tiefe Verbeugung vor der Gräfin, welche sich stumm und ceremoniös verneigte.

„Ei, mein Gott! Madame," fragte der Graf, „was haben Sie denn? sollte Ihnen vielleicht die Hitze in diesem Salon übel machen?"

„Leiden Sie, meine Mutter?" rief der Vicomte Mercedes entgegen eilend.

Sie dankte Beiden mit einem Lächeln und sprach:

„Nein, ich fühle mich einigermaßen erschüttert, als

le denjenigen sah, ohne dessen Vermitte-
in Thränen und Trauer wären. Mein
e Gräfin mit der Majestät einer Königin
i, „ich verdanke Ihnen das Leben meines
gne Sie für diese Wohlthat. Erlauben
n zu sagen, welches Vergnügen es mir be-
Sie mir Gelegenheit verschafften, Ihnen aus
meines Herzens zu danken, wie ich Sie aus
meines Herzens gesegnet habe."
raf verbeugte sich abermals, jedoch noch tiefer
e Mal; er war bleichen als Mercedes.
ame," sprach er, „der Herr Graf und Sie be-
ch so großmüthig für eine ganz einfache Hand-
inen Menschen retten, dem Vater eine Qual
das empfindliche Herz einer Frau schonen, heißt
gutes Werk, sondern einen Act der Menschlich-
führen."
f diese mit außerordentlicher Weichheit und Artig-
prochenen Worte erwiederte die Gräfin mit gefühl-
Betonung:
„Mein Herr, mein Sohn ist glücklich, Sie seiner
ıb nennen zu dürfen, und ich danke Gott, der di
je so gelenkt hat."
Und Mercedes schlug ihre Augen mit so dank
r Dankbarkeit zum Himmel auf, daß der Graf T
ı darin zittern zu sehen glaubte.
Herr von Morcerf näherte sich ihr und sprach
„Madame, ich habe bereits dem Herrn
ıeine Entschuldigung darüber ausgedrückt, daß
verlassen muß, und bitte Sie, dieselbe zu wi
Die Sitzung beginnt um zwei Uhr, es ist f
Uhr, und ich muß sprechen."
„Gehen Sie, mein Herr," entgegnete
„ich werde mich bemühen, Ihre Abwesenhe
Grafen vergessen zu lassen. Herr Graf,"
an Monte Christo wendend fort, „werd

Ehre erweisen, den Rest des Tages mit uns z
bringen?"

„Glauben Sie mir, Madame, ich weiß Ihnen
größten Dank für Ihr Anerbieten, aber ich bin d
Morgen vor Ihrer Thüre aus meinem Reisewagen
stiegen. Ich weiß nicht, wie ich in Paris eingeri
bin, ich weiß kaum, wo ich bin. Es ist dies eine a
dings leichte, aber dennoch in Anschlag zu bring
Sorge."

„So versprechen Sie uns wenigstens, daß wir
Vergnügen ein andermal haben werden?" fragte
Gräfin.

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antwo
doch die Geberde konnte für eine Einwilligung gelten.

„Dann halte ich Sie nicht zurück," sprach die Gr
„denn meine Dankbarkeit soll nicht zu einer Unbeschei
heit oder zu einer Belästigung werden."

„Mein lieber Graf," sagte Albert, „genehmigen
es, so werde ich Ihnen in Paris Ihre Artigkeit von
zurückzugeben suchen, und ich stelle mein Coupé zu
Verfügung, bis Sie Zeit gehabt haben, Ihre Equip
in den gehörigen Stand zu setzen."

„Ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Zuvor
menheit, Vicomte, aber ich denke, Herr Bertuccio wird
fünf Stunden, die ich ihm gelassen, gut angewendet ha
und ich werde vor der Thüre einen angespannten W
finden."

Albert war an diese Art und Weise des Grafen
wöhnt, er wußte, daß er in der Durchsetzung des Un
lichen Nero glich, und staunte über nichts mehr,
wollte er selbst beurtheilen, wie seine Befehle ausgef
worten, und begleitete den Grafen bis an die Thüre
Hotel.

Monte Christo hatte sich nicht getäuscht: sobal
im Vorzimmer des Grafen Morcerf erschien, eilte
Lackai, derselbe, welcher in Rom den zwei jungen Le
die Karte des Grafen überbracht und ihnen se

eſuch angekündigt hatte, aus dem Vorhauſe, und eilende fand wirklich, als er auf die Freitreppe ngte, ſeinen Wagen, der auf ihn wartete.

Es war ein Coupé aus der Werkſtätte von K nd ein Geſpann, für welches Drake, wie alle Löwen Paris wußten, noch am Tage zuvor achtzehntau Franken ausgeſchlagen hatte.

„Mein Herr," ſagte der Graf zu Albert, „ich m Ihnen nicht den Vorſchlag, mich nach Hauſe zu begl ich könnte Ihnen nur ein improviſirtes Haus zeigen, ich habe, wie Sie wiſſen, in Beziehung auf Improv tionen einen Ruf zu wahren. Bewilligen Sie mir e Tag und erlauben Sie mir ſodann, Sie einzuladen. werde mehr Sicherheit haben, daß ich keinen Ver gegen die Geſetze der Gaſtfreundſchaft begehe."

„Wenn Sie einen Tag von mir verlangen, H Herr Graf, ſo bin ich unbeſorgt; Sie zeigen mir n mehr ein Haus, ſondern einen Pallaſt. Offenbar h Sie irgend einen Geiſt zu Ihrer Verfügung."

„Meiner Treue, laſſen Sie dies glauben," Monte Chriſto, während er den Fuß auf die mit E met ausgeſchlagenen Stufen ſeiner glänzenden Equ ſetzte; „es wird mir bei den Damen Vor leiſten."

Und er ſprang vollends in den Wagen, de hinter ihm ſchloß, und fuhr im Galopp von dem weg, jedoch nicht ſo ſchnell, daß er nicht eine v liche Bewegung wahrgenommen hätte, welche de hang des Salon zittern machte, wo er die Gr laſſen hatte.

Als Albert zu ſeiner Mutter zurückkehrte, fan in ein großes Fauteuil von Sammet verſenkt; vo ten übergoſſen, ließ das ganze Gemach nur ein zende Stellen von goldenen Rahmen und koſt füßen erblicken.

Albert konnte das Geſicht der Gräfin

denn es war in einer Gazewolke verloren, welche sie wie eine Dunstglorie um ihre Haare gewickelt hatte, aber es kam ihm vor, als bebte ihre Stimme; er erkannte auch unter den Wohlgerüchen von Rosen und Heliotropen der Jardinière die herbe, beißende Spur von Essigäther, und seiner ängstlichen Aufmerksamkeit entging nicht der Flacon der Gräfin, der, aus seinem ledernen Etui genommen, auf einer von den ciselirten Schalen des Kamins stand.

„Leiden Sie, meine Mutter," rief er eintretend, „oder sollte Ihnen während meiner Abwesenheit übel geworden sein?"

„Nein, Albert; aber du begreifst, diese Rosen, diese Hyacinthen, diese Orangenblüthen strömen während der ersten Wärme, an welche man nicht gewöhnt ist, so starke Wohlgerüche aus . . ."

„Dann muß man sie in Ihr Vorzimmer bringen lassen," sagte Morcerf, mit der Hand nach der Glocke greifend. „Sie sind in der That unpäßlich; schon vorhin, als Sie eintraten, waren Sie sehr bleich."

„Ich war bleich, sagst Du, Albert?"

„Sie waren von einer Bläße, die Ihnen sehr gut steht, meine Mutter, aber darum meinen Vater und mich nichtsdestoweniger erschreckt hat."

„Sprach Dein Vater mit Dir hierüber?" fragte Mercedes rasch.

„Nein, Madame, doch erinnern Sie sich, er hat gegen Sie selbst diese Bemerkung gemacht."

„Ich erinnere mich dessen nicht," versetzte die Gräfin.

Ein Diener erschien, er kam auf den Ton der Glocke, welche Albert gezogen hatte.

„Tragt diese Blumen in das Vorzimmer oder in das Toilettecabinet," sagte der Vicomte, „sie belästigen die Frau Gräfin."

Der Diener gehorchte.

Es trat ein Stillschweigen ein, das die ganze Zeit dauerte, während welcher man diese Ausräumung vornahm.

„Was für ein Name iſt Monte Chriſto?“ fra
Gräfin, nachdem ſich der Diener mit der letzten B
Vaſe entfernt hatte. „Iſt es ein Familienname, der
von einem Gute oder ein einfacher Titel?“

„Ich glaube, es iſt nur ein Titel, meine
Der Graf hat eine Inſel im toscaniſchen Archipel
und, wie er ſelbſt dieſen Morgen ſagte, eine Co
gegründet. Sie wiſſen, daß man das ſo bei dem
Stephans-Orden in Florenz, bei dem Conſtanti
St. Georgen-Orden in Parma und ſogar beim M
Orden macht. Uebrigens bildet er ſich nichts a
Adel ein und nennt ſich einen Zufallsgrafen, obgl
Rom allgemein die Anſicht herrſcht, der Graf ſei e
vornehmer Herr.“

„Seine Manieren ſind ausgezeichnet,“ ſagte die
„wenigſtens nach dem, was ich während der
Augenblicke, die er hier geblieben iſt, beurtheilen k

„Oh! ſie ſind ganz vollkommen, meine Mut
vollkommen, daß ſie bei Weitem Alles überſteigen
ich Ariſtokratiſches bei den drei ſtolzeſten Adeln
nämlich bei dem engliſchen Adel, bei dem ſpaniſch
und bei dem deutſchen Adel kennen gelernt habe.“

Die Gräfin dachte einen Augenblick nach
dann nach dieſem kurzen Zögern fort:

„Mein lieber Albert . . . Du begreifſt, e
Mutterfrage, die ich an Dich richte . . . Du h
von Monte Chriſto in ſeinem Hauſe, in ſeine
geſehen, Du biſt mit der Welt vertraut und bef
Takt, als man in Deinem Alter zu haben pfleg
Du, daß der Graf wirklich iſt, was er zu ſei

„Und was ſcheint er zu ſein?“

„Du ſagteſt es ſo eben, ein vornehmer H

„Ich ſagte Ihnen, man halte Ihn dafür.

„Und was denkſt Du davon, Albert?“

„Ich muß geſtehen, ich habe keine beſti
offene Anſicht über ihn; ich halte ih
eſer.“

„Ich frage Dich nicht über seinen Ursprung, sondern über seine Person."

„Ah! über seine Person, das ist etwas Anderes; ich habe so viele seltsame Dinge von ihm gesehen, daß ich, wenn ich sagen soll, was ich von ihm denke, Ihnen antworte, ich hätte Lust den Grafen als einen von den Menschen von Byron zu betrachten, denen das Schicksal einen unseligen Stempel aufgedrückt hat, als einen Manfred, einen Werner, als eines von den Trümmern irgend einer alten Familie, welche, ihres väterlichen Vermögens enterbt, ein neues durch die Kraft ihres abenteuerlichen Geistes fanden, der sie über die Gesetze der Gesellschaft stellte."

„Du sagst? . ."

„Ich sage, Monte Christo ist eine Insel im mittelländischen Meere, ohne Bewohner, ohne Garnison, ein Schlupfwinkel für die Schmuggler aller Nationen, für die Piraten aller Länder. Wer weiß, ob diese würdigen Gewerbsleute ihrem Herrn nicht eine Asylabgabe bezahlen?"

„Es ist möglich," sprach die Gräfin träumerisch.

„Doch gleichviel," versetzte der junge Mann, „Schmuggler oder nicht, Sie werden zugestehen, meine Mutter, da Sie es selbst gesehen haben, der Herr Graf von Monte Christo ist ein merkwürdiger Mann und seine Erscheinung in den Salons von Paris wird von dem glänzendsten Erfolg begleitet sein. Schon diesen Morgen hat er bei mir seinen Eintritt in die Welt damit begonnen, daß er sogar Chateau-Renaud in das höchste Erstaunen versetzte."

„Wie alt kann der Graf sein?" sagte Mercedes, sichtbar ein großes Gewicht auf diese Frage legend.

„Fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahre, meine Mutter."

„So jung! das ist unmöglich," sprach Mercedes, zugleich das, was ihr Albert geantwortet, und das, was ihr der eigene Gedanke sagte, erwiedernd.

„Es iſt dennoch wahr, drei oder viermal äußer
und gewiß ohne Vorbedacht: „„Zu jener Zeit wo
fünf Jahre, damals war ich zehn Jahre, zu dieſer Z
war ich zwölf Jahre alt.““ Meine Neugierde ben
dieſe Einzelnheiten, ich ſtellte die Data zuſammen,
nie fand ich einen Widerſpruch bei ihm. Das Alter
ſes ſeltſamen Mannes, der eigentlich kein Alter hat
alſo nach meiner feſten Ueberzeugung fünf und d
Jahre. Erinnern Sie ſich überdies, meine Mutter
lebhaft ſein Auge iſt, wie ſeine Haare ſchwarz
und wie ſeine Stirne, obgleich bleich, völlig vor Ru
frei iſt; er beſitzt nicht nur eine kräftige, ſondern
eine noch junge Natur.“

Die Gräfin ſenkte das Haupt unter einer zu ſ
ren Wege bitterer Gedanken.

„Und dieſer Mann hat eine Freundſchaft für
gefaßt, Albert?“ fragte ſie mit einem Nervenzittern.

„Ich glaube es.“

„Und Du liebſt ihn ebenfalls?“

„Er gefällt mir, meine Mutter, was auch ſ
d'Epinay ſagen mag, der ihn als einen aus der a
Welt zurückkommenden Menſchen betrachtet wiſſen wo

Die Gräfin machte eine Bewegung des Schr
und ſprach mit bebender Stimme:

„Albert, ſtets war ich bemüht, die Behutſa
gegen neue Bekanntſchaften zu empfehlen. Nun bi
ein Mann und könnteſt mir Rathſchläge geben, de
wiederhole ich Dir: ſei klug, Albert.“

„Meine liebe Mutter, wenn mir dieſer Rath N
bringen ſollte, ſo müßte ich zum Voraus wiſſen,
was ich mein Mißtrauen zu richten hätte. Der
ſpielt nie, der Graf trinkt nur durch einen Tr
ſpaniſchen Wein vergoldetes Waſſer, der Graf ha
als ſo reich angekündigt, daß er, ohne ſich in das G
lachen zu laſſen, kein Geld von mir entlehnen kö
was ſoll ich alſo von ihm befürchten?“

„Du haſt Recht, meine Furcht iſt thöricht, b

ders da sie einen Mann zum Gegenstand hat, der
das Leben rettete. Doch sprich, hat Ihr Vater
gut aufgenommen? Es ist von Belang, daß wir
mehr als gutem Fuße mit dem Grafen stehen. Herr
Morcerf ist zuweilen beschäftigt, seine
machen ihn sorgenvoll, und es könnte sein, daß er
zu wollen. . ."

„Mein Vater war, wie man es nur immer
schen konnte; ich sage noch mehr, er schien
durch ein paar sehr geschickte Komplimente,
Graf ebenso glücklich, als am gestrigen Tage
ließ, als hätte er ihn seit dreißig Jahren gekannt.
von diesen Lobpfeilen mußte meinen Vater treffen,"
Albert lachend bei, „sie trennten sich als die best
Freunde der Welt, und Herr von Morcerf wollte ihn
gar in die Kammer mitnehmen, um ihn seine Note
zu lassen."

Die Gräfin antwortete nicht, sie war in eine
tiefe Träumerei versunken, daß sich ihre Augen
geschlossen hatten. Vor ihr stehend, betrachtete
junge Mann mit jener Sehnsucht, welche
und inniger bei den Kindern ist, deren Mütter noch
und jung sind! als er sah, wie sich ihre Augen
als er sie eine Minute lang in ihrer sanften
keit athmen hörte und sie entschlummert glaubte,
er sich auf den Fußspitzen und öffnete behutsam die

worben hatte, welches ſeine Braunen im Geiſte Kenner in Numero 2 zurückſtellte.

„Die Menſchen ſind ſich offenbar nicht gleich," ſ er, „ich muß meinen Vater bitten, dieſes Theorem i hohen Kammer zu entwickeln."

Zweites Kapitel.

Herr Bertuc[illegible]

Mittlerweile war der Graf in ſeiner Wohnung gelangt; er hatte ſechs Minuten gebraucht, um den zurückzulegen. Dieſe ſechs Minuten genügten, daß er zwanzig jungen Leuten wahrgenommen wurde, welche kannt mit dem Preiſe des Geſpanns, das ſie ſelbſt hatten kaufen können, ihre Roſſe in Galopp ſetzten, den glänzenden Herrn zu ſehen, der ſich Pferde 10,000 Franken das Stück anſchaffte.

Das von Ali gewählte Haus, welches als Ref in der Stadt für Monte Chriſto dienen ſollte, lag r wenn man die Champs-Elyſées hinaufgeht, zwiſchen und Garten. Eine buſchreiche Baumgruppe, die mitten im Hofe erhob, verbarg einen Theil der Fa von dieſer Gruppe liefen, zwei Armen ähnlich, zwei leen aus, welche ſich nach rechts und links erſtreckend Wagen vom Gitter aus zu einer doppelten Freit führten, die auf jeder Stufe eine Porzellanvaſe voll men trug. Dieſes inmitten eines weiten Raumes vere ſtehende Haus hatte außer dem Haupteingang noch anbern Eingang, der ſich nach der Rue de Pon öffnete.

Ehe der Kutſcher den Portier angerufen hatte, ſ ſich ſchon das maſſive Gitterthor auf ſeinen An

hatte den Grafen kommen sehen, und er wurde in S, wie in Rom, wie überall, mit Blitzesschnelligkeit nt. Der Kutscher fuhr also hinein, beschrieb den Kreis, ohne den Gang seiner Pferde im Geringsten emmen, und die Räder krachten noch auf dem Sande Allee, als bereits das Gitter wieder geschlossen war.

Auf der linken Seite der Freitreppe hielt der Wagen zwei Männer erschienen am Schlage: der eine war , welcher seinem Herrn mit unglaublich treuherziger eude zulächelte und sich durch einen einzigen Blick von onte Christo bezahlt fand.

Der Andere verbeugte sich in Demuth und reichte m Grafen den Arm, um ihm aussteigen zu helfen.

„Ich danke, Herr Bertuccio," sagte der Graf leicht ie drei Stufen des Fußtrittes hinabspringend, „der Notar?"

„Er wartet im kleinen Salon, Excellenz," antwortete Bertuccio.

„Und die Visitenkarten, die Sie meinem Befehle gemäß stechen lassen sollten, sobald Sie die Nummer des Hauses wüßten?"

„Es ist bereits geschehen, Herr Graf, ich war bei dem besten Graveur des Palais Royal und ließ ihn die Platte in meiner Gegenwart ausführen, die erste abgezogene Karte wurde, wie Sie befohlen, dem Herrn Baron Danglars, Deputirten, Rue de la Chaussée d'Antin N. 7 überbracht, die andern liegen auf dem Kamin des Schlafzimmers Euerer Excellenz!"

„Gut. Wie viel Uhr ist es?"

„Vier Uhr."

Monte Christo gab seine Handschuhe, seinen Hut und seinen Stock dem französischen Bedienten, welcher aus dem Vorzimmer des Grafen von Morcerf weggerannt war, um den Wagen herbei zu rufen, und ging dann in den kleinen Salon, geführt von Bertuccio, der ihm den Weg zeigte.

„In diesem Vorzimmer sind armselige Marmor-

figuren," ſprach Monte Chriſto, „ich hoffe, man wird dieſe Dinge wegnehmen."

Bertuccio verbeugte ſich.

Der Notar wartete, wie der Intendant geſagt h im kleinen Salon.

Es war ein ehrliches Schreibersgeſicht mit der unf baren Würde eines Tabellion aus dem Pariſer We bild.

„Iſt dieſer Herr der Notar, der den Auftrag l das Landhaus zu verkaufen, welches ich mir erwer will?" fragte Monte Chriſto.

„Ja mein Herr Graf," antwortete der Notar.

„Iſt der Kaufvertrag geſchrieben?"

„Ja, mein Herr Graf."

„Haben Sie ihn mitgebracht?"

„Hier iſt er."

„Vortrefflich. Und wo liegt das Haus, das kaufe?" fragte nachläßig Monte Chriſto, ſich halb Bertuccio, halb an den Notar wendend.

Der Intendant machte eine Geberde, welche w bedeuten ſollte: „Ich weiß es nicht."

Der Notar ſchaute Monte Chriſto erſtaunt an rief:

„Wie, der Herr Graf weiß nicht, wo das liegt, das er kauft?"

„Meiner Treue, nein," ſprach der Graf.

„Der Herr Graf kennt es gar nicht?"

„Wie Teufels ſoll ich es kennen? Ich komm ſen Morgen von Cadix, bin nie in Paris geweſen iſt ſogar das erſte Mal, daß ich den Boden von reich betrete."

„Dann iſt es etwas Anderes; das Haus, der Herr Graf kauft, liegt in Auteuil."

Bei dieſen Worten erbleichte Bertuccio ſich

„Und wo liegt Auteuil?" fragte Monte C

„Nur ein paar Schritte von hier, He

erwiederte der Notar, „etwas hinter Passy in einer reizenden Gegend, mitten im Bois de Boulogne."

„So nahe!" sprach Monte Christo, „das ist kein Landhaus. Wie Teufels konnten Sie ein Haus am Thore von Paris wählen, Herr Bertuccio?"

„Ich!" rief der Intendant mit seltsamem Eifer; „der Herr Graf hat mich nicht beauftragt, dieses Haus zu wählen; der Herr Graf wolle die Gnade haben, sich zu erinnern, in seinem Gedächtnisse nachzusuchen."

„Ah! es ist richtig," sprach Monte Christo, „ich erinnere mich nun, ich habe die Anzeige in irgend einem Blatte gelesen und mich durch den lügnerischen Titel: Landhaus, verführen lassen."

„Es ist noch Zeit," sprach Bertuccio lebhaft, „und wenn mich Euere Excellenz beauftragen will, anderswo zu suchen, so werde ich das Beste finden, was es gibt, mag es nun in Enghien, in Fontenay-aux-Roses oder in Bellevue sein."

„Meiner Treue, nein," erwiederte Monte Christo sorglos, „da ich dieses habe, so werde ich es behalten."

„Und der gnädige Herr hat Recht," sagte rasch der Notar, der sein Honorar zu verlieren befürchtete, „es ist ein reizendes Eigenthum: fließendes Wasser, Gebüsch, ein, wenn auch seit geraumer Zeit verlassenes, doch äußerst comfortables Wohngebäude, abgesehen von dem Mobiliar, das, so alt es auch ist, doch seinen Werth hat, besonders heut zu Tage, wo man Alterthümer liebt und sucht. Um Vergebung, aber ich glaube, der Herr Graf hat den Geschmack seiner Zeit."

„Sagen Sie dies immerhin," sprach Monte Christo; „es ist also anständig?"

„Mehr noch, es ist herrlich."

„Den Teufel, eine solche Gelegenheit wollen wir nicht versäumen," rief Monte Christo; „den Vertrag, wenn es beliebt, Herr Notar."

Und er unterzeichnete rasch, nachdem er einen Blick

uf die Stelle geworfen hatte, wo die Lag
nd die Namen der Eigenthümer bezeichnet

„Bertuccio," ſagte er ſodann, geben
Herrn fünf und fünfzig tauſend Franken."

„Der Intendant ging mit unſicheren S
aus und kehrte mit einem Päckchen Bankn
welche der Notar wie ein Menſch zählte, der
ſein Geld nur nach der geſetzlichen Vereinig
pfangen.

„Und nun iſt allen Förmlichkeiten Genü
fragte der Graf.

„Allen, mein Herr Graf."

„Haben Sie die Schlüſſel?"

„Sie ſind in den Händen des Concier
Haus bewacht; doch hier iſt der ſchriftliche
ich an ihn ergehen laſſe, den gnädigen
Eigenthum einzuweiſen."

„Sehr gut."

Und Monte Chriſto machte ein Zeich
Kopfe, welches ſagen wollte:

„Gehen Sie, ich bedarf Ihrer nicht m

„Aber mir ſcheint," bemerkte der ehrli
Herr Graf hat ſich getäuſcht; es beträ
tauſend Franken, Alles mit einbegriffen."

„Und Ihr Honorar?"

„Iſt mittelſt dieſer Summe bezahl
Graf."

„Sind Sie nicht von Auteuil hierhe

„Allerdings."

„Nun, [redacted] muß ich doch die Stru
ich Ihnen verurſacht habe," ſprach d
entließ ihn mit einer Geberde.

Der Notar ging rückwärts und
Boden verbeugend hinaus; es war d
er, ſeit ſeiner Einſchreibung in die Z
Kunden fand.

„Begleiten Sie diesen Herrn," sprach der Graf zu Bertuccio.

Der Intendant ging hinter dem Notar hinaus.

Kaum war der Graf allein, als er aus seiner Tasche ein Portefeuille mit einem Schlosse zog, das er mit einem Schlüsselchen öffnete, welches er am Halse trug und nie von sich ließ.

Nachdem er einen Augenblick gesucht hatte, verweilte er bei einem Blättchen, worauf einige Notizen standen, verglich diese mit der auf dem Tische liegenden Verkaufsacte, faßte seine Erinnerungen zusammen und sprach:

„Auteuil, Rue de la Fontaine, Numero 30; so ist es; soll ich es nun auf ein durch den religiösen Schrecken oder durch den körperlichen Schrecken entrissenes Geständniß ankommen lassen? In einer Stunde werde ich übrigens Alles erfahren?"

„Bertuccio!" rief er, mit einem Hämmerchen mit biegsamem Stiele auf ein Glöckchen schlagend, das einen scharfen, lange anhaltenden Ton von sich gab, „Bertuccio!"

Der Intendant erschien auf der Schwelle.

„Herr Bertuccio," sprach der Graf," sagten Sie mir nicht, Sie wären in Frankreich gereist?"

„Ja, Excellenz, in einigen Theilen von Frankreich."

„Sie kennen ohne Zweifel die Gegend von Paris?"

„Nein, Excellenz," antwortete der Intendant mit einem gewissen Nervenzittern, welches der Graf, ein Kenner von Bewegungen, mit Recht einer heftigen Unruhe zuschrieb.

„Es ist ärgerlich, daß Sie nie die Gegend von Paris besucht haben," sagte er, „denn ich will noch diesen Abend mein neues Gut in Augenschein nehmen, und wenn Sie mich begleitet hätten, würden Sie mir ohne Zweifel nützliche Auskunft gegeben haben."

„Nach Auteuil!" rief Bertuccio, dessen kupferfar-

biges Geſicht plötzlich leichenblaß wurde. „Ich ne
Auteuil gehen!“

„Ei! ſagen Sie mir, was iſt denn Erſtaunlich
daran, daß Sie nach Auteuil gehen ſollen? Wenn ich
Auteuil wohnen werde, müſſen Sie wohl dahin komm
inſofern Sie zum Hauſe gehören!“

Bertuccio neigte das Haupt vor dem gebieteriſch
Blicke des Herrn und blieb unbeweglich und ohne
antworten.

„Was iſt Ihnen denn? Sie laſſen mich zum zweit
Male um den Wagen läuten?“ rief Monte Chriſto n
dem Tone, in welchem Ludwig XIV. das bekannte: „S
habe warten müſſen!“ ausſprach.

Bertuccio machte nur einen Sprung von dem klein
Salon in das Vorzimmer und ſchrie mit einer heiſer
Stimme:

„Die Pferde Seiner Excellenz!“

Monte Chriſto ſchrieb ein paar Briefe; als er d
letzten verſiegelte, erſchien der Intendant wieder u
meldete:

„Der Wagen Seiner Excellenz ſteht vor der Th

„Wohl, ſo nehmen Sie Ihre Handſchuhe und Ih
Hut,“ ſagte Monte Chriſto.

„Soll ich mit dem Herrn Grafen fahren?“
Bertuccio.

„Allerdings, Sie müſſen Ihre Befehle geben, d
dieſes Haus zu bewohnen gedenke.“

Es gab kein Beiſpiel, daß man einem Befehl
Grafen widerſprochen hatte; der Intendant folgte
ohne eine Einwendung zu machen, ſeinem Herrn, i
in den Wagen ſtieg und ihn durch ein Zeichen z
thun hieß.

Der Intendant nahm ſeinen Platz ehrfurchtsv
dem Vorderſitz.

Drittes Kapitel.

Das Haus in Auteuil.

Monte Christo war es nicht entgangen, daß Bertuccio, die Freitreppe hinabsteigend, sich nach Art der Corsen, das heißt die Luft mit dem Daumen durchschneidend, bekreuzt und sich in den Wagen setzend ein kurzes Gebet gemurmelt hatte. Jeder Andere, als ein neugieriger Mensch, hätte Mitleid mit dem Widerwillen des würdigen Intendanten gegen die von dem Grafen beabsichtigte Spazierfahrt extra muros gehabt; dieser aber war, wie es schien, zu neugierig, um Bertuccio von der kleinen Reise freizusprechen. In zwanzig Minuten war man in Auteuil. Die Unruhe des Intendanten hatte immer mehr zugenommen. Als man in das Dorf hineinfuhr, betrachtete Bertuccio, in die Ecke des Wagens gedrückt, mit einer fieberhaften Aufregung jedes Haus, vor dem man vorüberkam.

„Sie lassen in der Rue de la Fontaine No. 28 halten," sagte der Graf, seinen Blick unbarmherzig auf den Intendanten heftend, dem er diesen Befehl gab.

Der Schweiß trat Bertuccio auf das Gesicht, und dennoch gehorchte er und rief, sich aus dem Wagen neigend, dem Kutscher; „Rue de la Fontaine, No. 28," zu.

Dieses Numero 28 lag am Ende des Dorfes. Während der Fahrt war es Nacht geworden, oder es verlieh vielmehr eine völlig mit Electricität beladene Wolke der frühzeitigen Finsterniß den Anschein und die Feierlichkeit einer dramatischen Episode. Der Wagen hielt an, der Lackei stürzte an den Schlag und öffnete.

„Nun!" sagte der Graf, „Sie steigen nicht aus, Herr Bertuccio, Sie bleiben also im Wagen? Aber woran des Teufels denken Sie denn diesen Abend?"

Bertuccio sprang aus dem Wagen und bot seine

Schulter dem Grafen, der ſich diesmal darauf ſtützte u
die drei Stufen des Fußtrittes, eine nach der and
hinabſtieg.

„Klopfen Sie,“ ſagte der Graf, „und kündigen S
mich an.“

Bertuccio klopfte, die Thüre öffnete ſich und d
Hausmeiſter erſchien.

„Was beliebt?“ fragte er.

„Ihr neuer Herr iſt hier, braver Mann,“ ſpra
der Diener, und übergab dem Hausmeiſter das Beglau
gungsſchreiben des Notars.

„Das Haus iſt alſo verkauft, und der Herr wird
bewohnen?“ verſetzte der Hausmeiſter.

„Ja, mein Freund,“ ſprach der Graf, „und ich wer
dafür beſorgt ſein, daß Sie den Verluſt Ihres früher
Herrn nicht zu beklagen haben.“

„Oh! Herr, ich habe nicht viel zu beklagen, de
wir ſahen ihn nur äußerſt ſelten; er iſt ſeit mehr a
fünf Jahren nicht hierher gekommen, und er hat bei m
ner Treue wohl daran gethan, ein Haus zu verkauf
das ihm lediglich nichts eintrug.“

„Und wie hieß Ihr früherer Herr?“

„Der Herr Marquis von Saint-Meran; oh! ich b
überzeugt, er hat das Haus nicht um das verkauft, w
es ihn koſtete.“

„Der Marquis von Saint-Meran!“ verſetzte Mon
Chriſto, „der Name kommt mir bekannt vor; der Ma
quis von Saint-Meran . . .“

Und er ſchien in ſeinem Gedächtniß zu ſuchen.

„Ein alter Edelmann,“ fuhr der Hausmeiſter fo
„ein getreuer Diener der Bourbonen; er hatte eine ei
zige Tochter, die an Herrn von Villefort verheirathet wu
welcher Staatsanwalt in Nimes und ſpäter in Verſaill
geweſen iſt.“

Monte Chriſto warf einen Blick auf Bertuccio, d
fahler ausſah, als die Mauer an die er ſich lehnte, u
nicht zu fallen.

„Ist diese Tochter nicht gestorben?“ fragte Monte Christo; „es ist mir als hätte ich es sagen hören.“

“Ja, mein Herr, vor ein und zwanzig Jahren, und seitdem haben wir den armen Marquis nicht dreimal gesehen.“

„Ich danke,“ sagte Monte Christo, denn der Intendant kam ihm so niedergeschmettert vor, daß er, ohne Gefahr zu laufen, sie zu zerreißen, diese Saite nicht mehr weiter spannen zu können glaubte; „ich danke. Geben Sie mir Licht braver Mann.“

„Soll ich den Herrn führen?“

„Nein, es ist nicht nöthig, Bertuccio wird mir leuchten.“ Monte Christo begleitete diese Worte mit einem Geschenke von zwei Goldstücken, welche einen Ausbruch von Segnungen und Seufzern zur Folge hatten.

„O! Herr,“ sagte der Hausmeister, nachdem er vergebens auf dem Rande des Kamins und in dessen Umgebung gesucht hatte, „ich habe keine Kerzen hier.“

„Nehmen Sie eine von den Wagenlaternen, Bertuccio, und zeigen Sie mir die Zimmer,“ sagte der Graf.

Der Intendant gehorchte, ohne eine Bemerkung zu machen, aber an dem Zittern der Hand, welche die Laterne hielt, war leicht wahrzunehmen, was ihn dieser Gehorsam kostete.

Man durchlief ein ziemlich geräumiges Erdgeschoß, einen ersten Stock, bestehend aus einem Salon, einem Badezimmer und zwei Schlafzimmern. Durch eines von diesen Schlafzimmern gelangte man zu einer Wendeltreppe, deren Ende nach einem Garten ausmündete.

„Ah! ein Nebenausgang,“ sprach der Graf, „das ist sehr bequem. Leuchten Sie mir, Herr Bertuccio; gehen Sie voraus, wir wollen sehen, wohin die Treppe führt.“

„Herr Graf, sie geht in den Garten,“ erwiederte Bertuccio.

efesselt und äußerst [illegible] auf den g
dieses von der [illegible] gepeinigten G
hätte; „ach! Excell[illegible], das Unglück

lein Herr Bertuccio," entgegnete der Gr
mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie bei
Geberden sich die Arme verdrehen und
len, wie ein Besessener, aus dessen
nicht weichen will; ich habe aber stets
, daß derjenige Teufel, welcher mit der
igkeit an seinem Platze zu bleiben trach
iß ist. Ich wußte, daß Sie ein Corse f
uch, daß Sie stets düster waren und
geschichte wiederkauten, und ließ dies in
, weil dergleichen Dinge dort gäng und g
kreich aber findet man den Mord im All
schlechtem Geschmack; es gibt Gendar
it beschäftigen, Richter, welche verurthe
Schaffote."
ctuccio [illegible] die Hände, und da er
dieser verschiedenen Evolutionen seine
ließ, so beleuchtete das [illegible] sein

nte Christo schaute [illegible] eine M[illegible]
n Auge an, mit dem er in Rom [illegible]
rea angeschaut hatte, und sprach dann m
i welchem ein neuer Schauer den Leib
nten durchlief:
r Abbé Busoni hat also gelogen, als
h seiner Reise durch Frankreich im Jah
nem Empfehlungsbriefe zuschickte, wo
bbaren Eigenschaften hervorhob. Gut, i
bé schreiben, ich werde ihn [illegible] seinen
antwortlich machen und ohne Zweifel

dessen Gesetzen zu richten pflege und keine Lust habe, mich Ihnen zu Liebe mit der französischen Justiz zu entzweien."

„Oh! thun Sie das nicht, Excellenz; nicht wahr, ich habe treu gedient?" rief Bertuccio in Verzweiflung; „ich bin immer ein ehrlicher Mann gewesen, und habe sogar, so viel ich vermochte, gute Handlungen verrichtet."

„Ich leugne das nicht, doch warum des Teufels haben Sie sich so geberdet? Das ist ein schlimmes Zeichen; ein reines Gewissen bringt nicht so viel Blässe auf die Wangen, so viel Fieber in die Hände eines Menschen . . ."

„Aber, Herr Graf," versetzte Bertuccio zögernd, „sagten Sie mir nicht selbst, es sei Ihnen vom Abbé Busoni, der meine Beichte im Gefängniß zu Nimes hörte, als er mich zu Ihnen schickte mitgetheilt worden, ich habe mir einen schweren Vorwurf zu machen?"

„Ja, doch da er Sie mit der Bemerkung, Sie würden ein vortrefflicher Intendant werden, an mich adressirte, so glaubte ich ganz einfach, Sie hätten gestohlen."

„Oh! Herr Graf," rief Bertuccio mit Verachtung.

„Oder als Corse hätten Sie dem Verlangen nicht widerstehen können, eine Haut zu machen, wie man in Ihrem Lande durch Antiphrase sagt, während man im Gegentheil eine Haut vernichtet."

„Nun! ja, mein guter gnädiger Herr, ja, Excellenz, so ist es," rief Bertuccio, sich dem Grafen zu Füßen werfend, „ja, es ist eine Rache, das schwöre ich, eine einfache Rache."

„Ich begreife dies, begreife aber nicht, warum Sie gerade dieses Haus mit solcher Heftigkeit galvanisirt?"

„Ist das nicht natürlich, gnädigster Herr, da in diesem Hause die Rache vollführt wurde?"

„Wie, in meinem Hause?"

„Oh! Excellenz, es gehörte noch nicht Ihnen," erwiederte naiver Weiſe Bertuccio.

„Aber wem gehörte es denn? Dem Herrn Marquis von Saint-Meran, ſagte uns, glaube ich, der Hausmeiſter. Was des Teufels hatten Sie denn an dem Marquis von Saint-Meran zu rächen?"

„Oh! er war es nicht, ſondern ein Anderer."

„Es iſt ein ſeltſames Zuſammentreffen," ſprach Monte Chriſto, der, wie es ſchien, ſeinen Betrachtungen folgte, „Sie finden ſich durch Zufall, ohne irgend eine Vorbereitung, wieder an einem Orte, wo eine Scene vorgefallen iſt, welche ſo furchtbare Gewiſſensbiſſe bei Ihnen veranlaßt...."

„Gnädiger Herr, ich bin feſt überzeugt, ein unvermeidliches Verhängniß lenkt dies ſo: zuerſt kaufen Sie ein Haus gerade in Auteuil. Dieſes Haus iſt dasjenige, in welchem ich einen Mord begangen habe; Sie ſteigen in den Garten gerade auf der Treppe herab, wo er herabgeſtiegen iſt; Sie bleiben gerade auf der Stelle ſtehen, wo er den Stoß erhalten hat; zwei Schritte von hier unter jener Platane war das Grab, wo er das Kind verſcharrt hatte; alles dies iſt nicht Zufall, denn es würde dann der Zufall zu ſehr der Vorſehung gleichen."

„Nun wohl, mein Herr Corſe, nehmen wir an, es ſei die Vorſehung, ich nehme immer Alles an, was man will; überdies muß man kranken Geiſtern Zugeſtändniſſe machen. Auf, mein Herr Bertuccio, faſſen Sie ſich ur erzählen Sie mir die ganze Geſchichte."

„Ich habe ſie nur ein einziges Mal erzählt und zw dem Abbé Buſoni. Dergleichen Dinge," fügte Bertucc bei, „laſſen ſich nur unter dem Siegel der Beichte au ſprechen."

„Dann werden Sie es für geeignet halten, wer ich Sie Ihrem Beichtvater zuſchicke, mein lieber B tuccio; Sie machen ſich mit ihm zum Karthäuſer Bernhardiner und ſchwatzen von Ihren Geheimn Doch mir bangt vor einem Gaſte, der über ſolche P

tome in Schrecken geräth; ich liebe es nicht, daß meine Leute am Abend nicht im Garten spazieren zu gehen wagen. Auch muß ich gestehen, daß ich nicht sehr begierig auf den Besuch irgend eines Polizeicommissärs wäre; denn erfahren Sie, Meister Bertuccio: in Italien bezahlt man die Justiz nur, wenn sie schweigt, in Frankreich bezahlt man sie im Gegentheil nur, wenn sie spricht. Teufel! ich hielt Sie noch ein wenig für einen Corsen, sehr für einen Schmuggler, und äußerst für einen geschickten Intendanten, aber ich sehe, daß Sie noch andere Saiten an Ihrem Bogen haben. Sie sind nicht mehr in meinem Dienst."

„Oh! gnädigster Herr!" rief der Intendant bei dieser Drohung vom heftigsten Schrecken ergriffen, „wenn es nur darauf ankommt, daß ich in Ihrem Dienste bleibe, so werde ich sprechen, so werde ich Alles sagen, und wenn ich Sie verlasse, nun so mag es sein, um das Schaffot zu besteigen."

„Das ist etwas Anderes," sprach Monte Christo, „doch wenn Sie lügen wollen, überlegen Sie es sich wohl zuvor: es wäre dann besser, Sie sprächen gar nicht."

„Nein, Herr Graf, ich schwöre Ihnen bei dem Heile meiner Seele, ich werde Alles sagen! denn selbst der Abbé Busoni hat nur einen Theil meines Geheimnisses erfahren. Aber ich sehe Sie vor Allem an, entfernen Sie sich von dieser Platane; sehen Sie, der Mond ist im Begriff, jene Wolke zu beleuchten, und dort, wo Sie stehen, in den Mantel gehüllt, der mir Ihre Gestalt verbirgt und ganz dem von Herrn von Villefort gleicht . . ."

„Wie!" rief Monte Christo, „Herr von Villefort?..."

„Euere Excellenz kennt ihn?"

„Der ehemalige Staatsanwalt vom Nimes?"

„Ja."

„Der die Tochter des Marquis von Saint-Meran geheirathet hatte?"

„Ja.“

„Und beim Gerichtshofe den Ruf des
ſtrengrechtlichſten Beamten hatte?“

„Ja wohl, gnädiger Herr,“ rief Bert
Mann mit dem unbefleckten Rufe...“

„Nun?“

„War ein Niederträchtiger.“

„Bah!“ verſetzte Monte Chriſto, „unm

„Es iſt dennoch, wie ich Ihnen ſage.“

„Oh! in der That! und Sie haben de
von.“

„Ich hatte ihn wenigſtens.“

„Und Sie haben ihn verloren, Ungeſchi

„Ja, doch wenn man gut ſucht, kann
finden.“

„Wahrhaftig!“ ſprach der Graf, „erzä
dies, mein Herr Bertuccio, denn es fän
mich zu intereſſiren.“

Und eine Melodie aus Lucia trällern
der Graf auf eine Bank, während ihm B
Erinnerungen ſammelnd, folgte:

Bertuccio blieb vor Monte Chriſto ſteh

Viertes Kapitel.

Die Vendetta.

„Wo ſoll ich anfangen, Herr Graf,“ fr

„Wo Sie wollen, erwiederte Monte C
ich weiß durchaus nichts.“

„Ich glaubte doch, der Herr Abbé Busoni hätte Euerer Excellenz gesagt..."

„Ja, allerdings einige Umstände, aber es sind sieben oder acht Jahre darüber hingegangen, und ich habe Alles vergessen."

„Ich kann also ohne befürchten zu müssen, ich langweile Euere Excellenz..."

„Vorwärts, Herr Bertuccio, Sie nehmen für mich diesen Abend die Stelle einer Zeitung ein."

„Die Sache geht in das Jahr 1815 zurück."

„Ah! ah!" rief Monte Christo, „1815 ist nicht gestern."

„Nein, gnädiger Herr, aber dennoch sind die geringsten Umstände meinem Gedächtniß so gegenwärtig, als lebten wir erst den zweiten Tag darauf. Ich hatte einen Bruder, einen älteren Bruder, der dem Kaiser diente. Er war Lieutenant in einem ganz aus Corsen bestehenden Regiment geworden. Dieser Bruder war mein einziger Freund; wir waren, ich mit fünf, er mit achtzehn Jahren, Waisen: er zog mich auf, als wäre ich sein Sohn gewesen. Im Jahre 1814 unter den Bourbonen verheirathete er sich; der Kaiser kam von der Insel Elba zurück, mein Bruder nahm sogleich wieder Dienste, und zog sich, bei Waterloo leicht verwundet, mit der Armee hinter die Loire."

„Aber was Sie mir da erzählen, ist die Geschichte der hundert Tage, und diese ist, wenn ich mich nicht täusche, bereits gemacht."

„Entschuldigen Sie, Excellenz, diese Einzelnheiten sind nothwendig, und Sie haben mir geduldig zu sein versprochen."

„Vorwärts! vorwärts! ich habe nur ein Wort."

„Eines Tags empfingen wir einen Brief; ich muß ihnen sagen, daß wir in dem kleinen Dorfe Rogliano im äußersten Ende das Capo Corso wohnten: dieser Brief war von meinem Bruder: er theilte uns mit, die Armee wäre entlassen und er würde über Chateauroux,

Clermont-Ferrand, le Puy und Nimes zurückkommen; er bat mich, wenn ich etwas Geld hätte, es ihm durch einen Wirth in Nimes, mit dem ich einiger Maßen in Verbindung stand, zukommen zu lassen.

„Schmuggler-Verbindung?"

„Ei, mein Gott, mein Herr Graf, man muß doch leben."

„Gewiß, fahren Sie fort."

„Ich liebte meinen Bruder zärtlich, wie ich Ihnen sagte, Excellenz, und war entschlossen, nicht ihm das Geld zu schicken, sondern selbst zu bringen. Ich besaß etwa tausend Franken, ließ fünfhundert davon Assunta, meiner Schwägerin, nahm die andern fünfhundert und begab mich auf den Weg nach Nimes. Es war dies etwas Leichtes, ich hatte meine Barke und auch eine Ladung zur See zu machen; Alles begünstigte mein Vorhaben.

„Als aber die Ladung gemacht war, wurde der Wind conträr, so daß wir vier oder fünf Tage arbeiteten, ohne in die Rhone einlaufen zu können. Endlich gelang es uns; wir fuhren bis Arles hinauf, ich ließ die Bark zwischen Bellegarde und Beaucaire, und schlug den W nach Nimes ein."

„Wir kamen an, nicht wahr?"

„Ja, Herr Graf, entschuldigen Sie mich, ab sage, wie Euere Excellenz sehen wir, nur durchau wendige Dinge. Es war die Zeit, wo die ber Metzeleien im Süden statthatten. Es fanden sich paar Räuber, genannt Trestaillon, Truphemy und die auf den Straßen alle diejenigen erwürgten, des Bonapartismus verdächtig waren. Ohne hat der Herr Graf von diesen Ermordunge hören?"

„Auf eine unbestimmte Weise; ich war ferne von Frankreich. Fahren Sie fort."

„Als ich nach Nimes kam, wadete m im Blute, bei jedem Schritt stieß man

Banden organisirte Mörder tödteten, plünderten, sengten und brannten.

„Bei dem Anblicke dieser Schlächterei erfaßte mich ein Schauer, nicht für mich, den einfachen corsischen Fischer, denn ich hatte nicht viel zu befürchten, im Gegentheil, das war für uns Schmuggler eine gute Zeit, sondern für meinen Bruder, einen Soldaten des Kaiserreichs, der von der Loire-Armee mit seiner Uniform und seinen Epauletten zurückkam und folglich Alles zu befürchten hatte.

„Ich lief zu unserem Wirthe, meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht; mein Bruder war am Abend zuvor in Nimes angekommen und vor der Thüre des Mannes, von welchem er Gastfreundschaft forderte, ermordet worden.

„Ich that Alles in der Welt, um die Mörder in Erfahrung zu bringen, aber Niemand wagte es, mir ihre Namen zu sagen, so sehr waren sie gefürchtet. Ich dachte nun an die französische Justiz, von der man mir so viel gesprochen hatte, an sie, welche nichts fürchtet, und begab mich zum Staatsanwalt."

„Und dieser Staatsanwalt hieß Villefort?" fragte Monte Christo auf eine nachläßige Art.

„Ja, Excellenz: er kam von Marseille, wo er Substitut gewesen war. Sein Eifer hatte seine Beförderung zur Folge gehabt. Er war, wie man sagte, einer der Ersten gewesen, welche der Regierung die Landung von der Insel Elba angezeigt hatten."

„Sie begaben sich also zu ihm?" versetzte Monte Christo.

„„Mein Herr,"" sagte ich zu ihm, „„mein Bruder ist in den Straßen von Nimes ermordet worden, ich weiß nicht von wem, aber es ist Ihr Geschäft, es zu wissen. Sie sind hier der Chef der Justiz, und der Justiz kommt es zu, diejenigen zu rächen, welche sie nicht zu vertheidigen vermochte.""

„„Was war Ihr Bruder?““ fragte der E
anwalt.

„„Lieutenant im corsischen Bataillon.““

„„Ein Soldat des Usurpators also?““

„„Ein Soldat der französischen Armee.““

„„Wohl!““ erwiederte er, „„er hat sich des S
tes bedient und ist durch das Schwert gestorben.““

„„Sie täuschen sich, mein Herr, er ist dur
Dolch gestorben.““

„„Was soll ich dabei thun?““ sprach der E
anwalt.

„„Ich habe es Ihnen bereits gesagt, Sie soll
rächen.““

„„Und an wem?“

„„An seinen Mördern.““

„„Kenne ich sie etwa?““

„„Lassen Sie dieselben suchen.““

„„Warum dies? Ihr Bruder wird Streit
und sich duellirt haben. Alle diese alten Soldaten
ben sich Excesse, die ihnen unter der Herrschaft des
sers durchgingen, jetzt aber schlimm für sie ausf
denn unsere Leute im Süden lieben weder die Soli
noch die Excesse.““

„„Mein Herr,““ entgegnete ich, „„ich bitt
nicht für mich. Ich meines Theils werde weinen
mich rächen, und mehr nicht; aber mein Bruder
eine Frau. Wenn mir ebenfalls Unglück wider
würde die Arme Hungers sterben, denn sie lebte
von der Arbeit meines Bruders. Erlangen Sie f
eine kleine Pension von der Regierung.““

„„Jede Revolution hat ihre Katastrophen,““
wortete Herr von Villefort; „„Ihr Bruder ist ei
der neusten gewesen, das mögen Sie als e
glück betrachten, aber die Regierung ist Ihrer
deshalb nichts schuldig. Wenn wir zu Gericht
hätten über alle Rachewerke, welche die Pa
des Usurpators gegen die Parteigänger de

erübten, als noch die Macht in ihren Händen lag, o wäre Ihr Bruder heute vielleicht zum Tode verur- heilt. Was hier vorgeht, kann nur als etwas Natür- ches erscheinen, denn es ist die Folge des Gesetzes der Repressalien.""

„„Ah! mein Herr,"" rief ich, „„ist es möglich, daß Sie so sprechen, Sie, ein Staatsbeamter!""

„„Bei meinem Ehrenwort, alle Corsen sind Nar- en,"" erwiederte Herr von Villefort, „„sie glauben, ihr andsmann sei noch Kaiser; Sie irren sich in der Zeit, mein Lieber, Sie hätten mir dies vor zwei Monaten agen müssen. Heute ist es zu spät, gehen Sie und wenn Sie nicht freiwillig gehen, so werde ich Sie abführen assen.""

„Ich schaute ihn einen Augenblick an, um zu sehen, ob für eine neue Bitte etwas zu hoffen wäre.

„Dieser Mensch war von Stein. Ich näherte mich ihm und sprach mit halber Stimme:

„„Wohl! da Sie die Corsen so gut kennen, so müssen Sie wissen, wie sie ihr Wort halten. Sie finden, man habe wohl daran gethan, meinen Bruder umzubringen, der ein Bonapartist war, indeß Sie ein Royalist sind; ich, der ich ebenfalls ein Bonapartist bin, sage Ihnen nun Eines: ich werde Sie tödten. Von diesem Augen- blick an erkläre ich Ihnen die Vendetta! seien Sie also wohl auf Ihrer Hut, denn das erste Mal, wo wir uns im Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen, hat Ihre letzte Stunde geschlagen.""

„Und hienach öffnete ich, ehe er sich von seinem Er- staunen erholt hatte, die Thüre und entfloh."

„Ah! ah!" sagte Monte Christo, „mit Ihrem ehr- lichen Gesichte machen Sie solche Sachen, und zwar gegen einen Staatsanwalt! Pfui doch! und wußte er denn wenigstens, was das Wort Vendetta besagen wollte?"

„Er wußte es so gut, daß er von diesem Augen- blick an nicht mehr allein ausging, sich zu Hause ver-

schanzte und mich überall suchen ließ. Zum Glück
ich so gut verborgen, daß er mich nicht finden k
Da faßte ihn die Angst, er zitterte, länger in Nim
bleiben; er bat um Veränderung seines Wohnortes,
da er wirklich ein einflußreicher Mann war, so wur
nach Versailles versetzt; aber Sie wissen, daß es für
Cerfen, der seinem Feinde Rache geschworen hat,
Entfernung gibt, und sein Wagen, so gut er gef
wurde, hatte nie über einen halben Tag Vorsprun
mir, während ich ihm doch zu Fuße folgte.

„Das Schwierige dabei war nicht, ihn zu t
denn hundertmal fand ich hiezu Gelegenheit, abe
mußte ihn tödten, ohne entdeckt und besonders ohne
haftet zu werden. Von nun an gehörte ich nicht
mir; ich hatte meine Schwägerin zu beschützen u
ernähren. Drei Monate lang belauerte ich Herrn
Villefort; drei Monate lang machte er keinen S
keinen Spaziergang, ohne daß ihm mein Blick f
Endlich entdeckte ich, daß er insgeheim nach A
kam; ich folgte ihm abermals und sah ihn i
Haus gehen, in welchem wir uns befinden; nu
er, statt wie alle Welt durch die große Thü
der Straße einzutreten, entweder zu Pferde o
Wagen, ließ Pferd oder Wagen im Wirthsha
schlich sich durch die kleine Thüre herein, die
sehen."

Monte Christo machte mit dem Kopfe ein
welches bewies, daß er mitten in der Dunkelheit
Bertuccio angegebenen Eingang erblickte.

„Ich hatte nichts mehr in Versailles
blieb in Auteuil und zog Erkundigungen ein.
ihn fangen, so mußte ich offenbar hier m
stellen.

„Das Haus gehörte, wie der Comte
Excellenz gesagt hat, Herrn von Saint-M
Schwiegervater von Villefort; Herr von E
wohnte in Marseille, folglich war ihm die

unnütz; man sprach auch davon, er habe es an eine junge Wittwe vermiethet, welche nur unter dem Namen die Baronin bekannt war.

„Während ich eines Abends über die Mauer schaute, sah ich wirklich eine hübsche junge Frau allein in dem Garten spazieren gehen, den kein fremdes Fenster beherrschte; sie blickte viel nach der kleinen Thüre, und ich begriff, daß sie Herrn von Villefort diesen Abend erwartete. Als sie so nahe zu der Mauer kam, daß ich trotz der Dunkelheit ihre Züge zu unterscheiden vermochte, erkannte ich, daß diese Frau sehr hübsch, blond, groß und ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Da sie nur einen einfachen Nachtmantel trug und nichts ihre Taille einzwängte, so konnte ich auch bemerken, daß sie sich in andern Umständen befand, und ihre Schwangerschaft schien mir sogar ziemlich weit vorgerückt.

„Einige Augenblicke nachher öffnete man die kleine Thüre; ein Mann trat ein, die junge Frau lief ihm so rasch als möglich entgegen, sie warfen sich einander in die Arme, küßten sich zärtlich und gingen in das Haus.

Dieser Mann war Herr von Villefort. Ich dachte, wenn er herauskäme, besonders wenn er bei Nacht herauskäme, müßte er den Garten in seiner ganzen Länge durchschreiten."

„Und Sie haben seitdem den Namen der Frau erfahren?" fragte der Graf.

„Nein, Excellenz, Sie werden sehen, daß ich nicht Zeit gehabt habe, mich danach zu erkundigen."

„Fahren Sie fort."

„Ich hätte den Staatsanwalt vielleicht an diesem Abend tödten können; aber ich war noch nicht hinreichend mit allen Einzelnheiten des Gartens vertraut, befürchtete, ihn nicht rasch genug zu tödten, und wenn Jemand auf sein Geschrei herbeiliefe, nicht fliehen zu können. Deshalb verschob ich die Ausführung meines Vorhabens auf das nächste Rendezvous, und nahm, da-

mit mir nichts entginge, ein kleines Zimmer, Aussicht auf die Straße hatte, welche längs der mauer hinzog.

„Drei Tage nachher sah ich gegen siel Abends einen Diener zu Pferde aus dem Ha und im Galopp auf dem Wege fortsprengen, w der Straße nach Sèvres führte; ich nahm an, nach Versailles, und täuschte mich nicht. Drei später kam der Diener mit Staub bedeckt zurü Botschaft war vollzogen. Zehn Minuten nach schien ein anderer Mann, in einen Mantel ge Fuß und öffnete die kleine Gartenthüre, welche si hinter ihm schloß.

„Ich ging rasch hinab. Obschon ich das von Herrn von Villefort nicht gesehen, so erk ihn doch an den Schlägen meines Herzens; i schritt die Straße und erreichte einen Weichstei Ecke der Mauer, mit dessen Hülfe ich das erste den Garten gesehen hatte.

„Diesmal begnügte ich mich nicht mit dem (ich zog mein Messer aus der Tasche, versiche daß es gehörig geschärft war, und sprang i Mauer.

„Es war meine erste Sorge, an die Thüre sen; er hatte den Schlüssel stecken lassen und Vorsicht zweimal im Schlosse umgedreht.

„Nichts sollte also von dieser Seite mein hemmen. Ich studirte die Oertlichkeit in allen gen; der Garten bildete ein langes Gevierte, i Mitte zog sich ein Rasen von zartem englische an den Ecken dieses Rasens waren Baumgrup dichtem Laubwerk.

„Um sich von dem Hause an der kleinen T von der kleinen Thüre nach dem Hause zu begebe Herr von Villefort nothwendig an einer von dies gruppen vorübergehen.

„Man war am Ende des Septembers,

blies heftig, ein wenig Mond, alle Augenblicke durch dichte Wolken verschleiert, welche schnell am Himmel hinglitten, ließ den Sand der zu dem Hause führenden Alleen weiß erscheinen, vermochte aber die Dunkelheit der Gebüsche nicht zu durchdringen, in welchen ein Mensch verborgen bleiben konnte, ohne daß er gesehen zu werden befürchten mußte.

„Ich verbarg mich in dem Gebüsche, an welchem Herr von Villefort vorüberkommen sollte; kaum war ich hier, als ich unter den Windstößen, welche die Bäume über meine Stirne beugten, etwas wie Seufzen zu unterscheiden glaubte. Doch Sie wissen, oder Sie wissen vielmehr nicht, Herr Graf, daß derjenige, welcher auf den Augenblick, einen Mord zu begehen, wartet, stets ein dumpfes Geschrei in der Luft zu hören glaubt. Es vergingen zwei Stunden, während welcher ich wiederholt dasselbe Seufzen zu hören wähnte. Endlich schlug es Mitternacht.

„Als noch der letzte Schlag vibrirte, sah ich einen schwachen Schimmer die Geheimtreppe erhellen, auf welcher wir so eben herabgekommen sind.

„Die Thüre öffnete sich, und der Mann mit dem Mantel erschien.

„Es war der furchtbare Augenblick, doch ich hatte mich auf diesen Augenblick so lange vorbereitet, daß nicht die geringste Schwäche bei mir eintrat; ich zog mein Messer, öffnete es und hielt mich fertig.

„Der Mann mit dem Mantel kam gerade auf mich zu; als er aber in dem entblößten Raume mehr vorschritt, glaubte ich zu bemerken, daß er in der rechten Hand eine Waffe hielt; ich hatte bange, nicht vor einem Kampfe, sondern vor einem Mißlingen. Sobald er nur noch einige Schritte von mir entfernt war, erkannte ich, daß das, was ich für eine Waffe gehalten hatte, nichts Anderes war, als ein Spaten.

„Ich hatte noch nicht errathen können, in welcher Absicht Herr von Villefort einen Spaten in der Hand

hielt, als er an dem Saume des Gebüsches stehen blieb und, nachdem er umhergeschaut hatte, ein Loch in die Erde zu graben anfing. Nun bemerkte ich, daß er etwas in seinem Mantel trug, was er auf den Rasen legte, um in seinen Bewegungen freier zu sein.

„Da mischte sich, ich muß es gestehen, etwas Neugierde in meinen Haß, ich wollte sehen, was Herr von Villefort that, blieb unbeweglich, ohne Athem, und wartete.

„Es kam mir ein Gedanke, der sich bestätigte, als ich den Staatsanwalt ein kleines, etwa zwei Fuß langes und sechs bis acht Zoll breites Kistchen unter seinem Mantel hervorziehen sah.

„Ich ließ ihn das Kistchen in das Loch legen, auf welches er wieder Erde warf; diese frische Erde bearbeitete er sodann mit seinen Füßen, um die Spur seines nächtlichen Werkes verschwinden zu machen. Hienach warf ich mich auf ihn, stieß ihm mein Messer in die Brust und sprach:

„„Ich bin Giovanni Bertuccio! dein Tod für meinen Bruder, dein Schatz für seine Wittwe. Du siehst wohl, daß meine Rache vollständiger ist, als ich hoffte.““

„Ich weiß nicht, ob er diese Worte hörte, ich glaube es nicht, denn er sank nieder, ohne einen Ton von sich zu geben; ich fühlte das Blut heiß auf meine Hände und in mein Gesicht spritzen; aber ich war trunken, ich war wahnsinnig; dieses Blut erfrischte mich, statt mich zu brennen. In einer Sekunde hatte ich das Kistchen mit Hülfe des Spaten wieder ausgegraben; damit man nicht bemerke, daß ich es weggenommen, füllte ich das Loch ebenfalls, warf den Spaten über die Mauer, eilte durch die Thüre, schloß sie doppelt von außen und nahm den Schlüssel mit.“

„Gut,“, sagte Monte Christo, „das war, wie mir scheint, ein kleiner Raubmord.“

„Nein, Excellenz,“ erwiederte Bertuccio, „eine Vendetta, verbunden mit einer Wiedererstattung.“

„Sie fanden doch wenigstens eine runde Summe?"

„Es war kein Geld."

„Ah! ja, ich erinnere mich; sprachen Sie nicht von einem Kinde?"

„Allerdings. Ich lief an den Fluß, setzte mich auf die Böschung und sprengte, begierig zu erfahren, was das Kistchen enthielt, das Schloß mit meinem Messer.

„In einer Windel von feinem Battist war ein neugeborenes Kind eingewickelt; sein purpurrothes Gesicht und seine blauen Hände deuteten an, daß es einer Erstickung durch natürliche Bänder, die sich um seinen Hals geschlungen, unterlegen war; da ich es jedoch noch nicht ganz kalt fand, zögerte ich, das arme Geschöpf in das Wasser zu werfen, das zu meinen Füßen floß; nach einem Augenblick glaubte ich in der That ein leichtes Schlagen in der Gegend des Herzens zu fühlen: ich befreite seinen Hals von der Schnur, welche denselben umgab, und da ich als Krankenwärter im Hospital von Bastia gedient hatte, so that ich, was ein Arzt unter solchen Umständen hätte thun können, das heißt, ich blies ihm muthig Luft in die Lunge, und nach einer Viertelstunde unerhörter Anstrengung sah ich es athmen, und unmittelbar darauf hörte ich einen Schrei seiner Brust sich entwinden.

„Ich stieß ebenfalls einen Schrei aus, aber einen Freudenschrei. Gott verflucht mich also nicht, sagte ich zu mir selbst, denn er gestattet mir, einem Menschen Leben zu geben, im Austausch für das Leben, das ich einem andern genommen habe."

„Und was thaten Sie mit diesem Kinde?" fragte Monte Christo; „es war ein ziemlich beschwerliches Gepäcke für einen Menschen, der fliehen mußte."

„Ich hatte auch nicht einen Augenblick den Gedanken, es zu behalten. Doch ich wußte, daß es in Paris ein Hospiz gibt, wo man diese armen Geschöpfe aufnimmt. Als ich durch die Barrière kam, gab ich vor, ich hätte das Kind auf der Straße gefunden, und erkundigte mich

Das Kistchen machte meine Aussage glaubwürdig; d
Battistwindeln deuteten an, daß das Kind reichen Elte
gehörte; das Blut, mit welchem ich bedeckt war, konn
eben sowohl von dem Kinde, als von irgend einem a
dern Wesen herrühren. Man machte keine Einwendun
bezeichnete mir das Hospiz, das ganz oben auf der R
de l'Enfer lag, und nachdem ich aus Vorsicht die Wind
so entzwei geschnitten hatte, daß einer von den beid
Buchstaben, welche dieselbe bezeichnete, immer noch b
der Einhüllung blieb, während ich den andern bei m
behielt, legte ich meine Bürde in den Thurm, läute
und entlief so rasch ich nur immer vermochte. Vierzeh
Tage nachher war ich wieder in Rogliano und sprach
Assunta:

„„Tröste Dich, meine Schwester. Israel ist tot
aber ich habe ihn gerächt.““

„Da bat sie mich um Erläuterung meiner Wort
und ich erzählte ihr Alles, was vorgefallen war.

„„Giovanni,““ sagte Assunta zu mir, „„Du hä
test das Kind hieher bringen sollen; wir würden d
Stelle der Eltern, die es verloren, bei ihm vertret
und ihm den Namen Benedetto gegeben haben, u
Gott hätte uns wirklich für diese gute Handlung
segnet.““

„Statt einer Antwort gab ich ihr die Hälfte
Windel, welche ich behalten hatte, um das Kind ei
Tages, wenn wir reicher wären, zurückzufordern.“

„Mit welchen Buchstaben war die Windel bezeichne
fragte der Graf.

„Mit einem H und einem N, und darüber eine
ronenkrone.“

„Gott verzeihe mir, ich glaube, Sie bedienen
eines Ausdrucks aus der Wappenkunde, Herr Bertuc
Wo Teufels haben Sie heraldische Studien gemacht?“

„Ihnen zu dienen, Herr Graf, da, wo man A
lernt.“

„Fahren Sie fort, ich bin begierig, Zweierlei zu vernehmen."

„Und zwar, gnädiger Herr?"

„Was aus dem kleinen Knaben geworden ist; haben Sie mir nicht gesagt, es sei ein Knabe gewesen?"

„Nein Excellenz, ich erinnere mich nicht, hievon gesprochen zu haben."

„So täuschte ich mich wohl."

„Nein, Sie täuschten sich nicht, es war wirklich ein kleiner Knabe; doch Euere Excellenz wünschte, wie sie sagte, zwei Dinge zu erfahren: was war das Zweite?"

„Das Zweite war das Verbrechen, dessen man Sie beschuldigte, als Sie einen Beichtiger verlangten und der Abbé Busoni Sie auf diese Bitte im Gefängniß in Nimes aufsuchte."

„Die Erzählung währt vielleicht zu lange, Excellenz?"

„Was liegt daran? es ist kaum zehn Uhr, Sie wissen, daß ich nicht schlafe, und ich denke, Sie haben ebenfalls keine große Lust zu schlafen."

Bertuccio verbeugte sich und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Halb um die Erinnerungen zu vertreiben, welche mich beständig belagerten, halb um die Bedürfnisse der armen Witwe zu bestreiten, legte ich mich wieder mit allem Eifer auf das Schmugglerhandwerk, welches durch die stets auf Revolutionen folgende Schlaffheit der Gesetze leichter geworden war. Besonders die Küsten des mittelländischen Meeres waren schlecht bewacht, in Folge der ewigen Meutereien, welche dort bald in Avignon, bald in Nimes, bald in Uzès stattfanden. Wir benützten diesen Waffenstillstand, der uns von der Regierung bewilligt war, um auf dem ganzen Littoral Verbindungen anzuknüpfen. Seit der Ermordung meines Bruders in den Straßen von Nimes wollte ich diese Stadt nicht mehr betreten. Dadurch geschah es, daß der Wirth, mit welchem wir Geschäfte machten, als er sah, daß wir nicht zu ihm gehen wollten, zu uns kam, und eine

zweite Herberge auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire mit dem Schilde zum Pont du Gard errichtete. Wir hatten so in der Gegend von Aigues-Mortes, bei Mortigues, bei Bouc und an andern Orten ein Dutzend von Niederlagen, wo wir unsere Waaren aufbewahrten und im Falle der Noth eine Zufluchtsstätte gegen die Douaniers und Gendarmen fanden. Das Gewerbe des Schmugglers ist sehr einträglich, wenn man mit einem gewissen Verstand unterstützt durch einige Kraft dabei zu Werke geht; ich meines Theils lebte in den Gebirgen, denn ich hatte nun eine doppelte Ursache, die Gendarmen und Douaniers zu fürchten, in Betracht, daß mein Erscheinen vor den Richtern eine Untersuchung nach sich ziehen konnte, daß diese Untersuchung stets von einer Excursion in die Vergangenheit begleitet wird, und daß man in meiner Vergangenheit nun etwas Ernsteres finden konnte, als eingeschmuggelte Cigarren oder Branntweinfäßchen ohne Einlaßschein. Den Tod tausendmal einer Verhaftung vorziehend, vollführte ich erstaunliche Dinge, welche mir wiederholt den Beweis lieferten, daß die zu ängstliche Rücksicht, welche wir auf unsern Leib nehmen, beinahe das einzige Hinderniß ist, das dem Gelingen derjenigen von unsern Unternehmungen entgegen steht, welche einer raschen Entscheidung und einer kräftigen, entschlossenen Ausführung bedürfen. Wenn man sein Leben einmal eingesetzt hat, ist man der andern Menschen nicht mehr gleich, oder die andern Menschen sind vielmehr nicht mehr uns gleich, wer diesen Entschluß gefaßt, fühlt auf der Stelle seine Kräfte sich verzehnfachen und seinen Horizont sich erweitern."

„Das ist Philosophie, Herr Bertuccio," unterbrach ihn der Graf; „aber es scheint, Sie haben in Ihrem Leben von Allem ein wenig getrieben, Herr Bertuccio."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf."

„Nein, nein, ich meine nur, Philosophie um

ndere Bemerkung zu machen, insofern ich sie sehr richtig
inde, was sich nicht von allen Philosophien rühmen läßt."

„Meine Unternehmungen wurden immer ausgedehnter
nd immer vortheilhafter. Assunta war die Wirthschaf-
erin, und unser kleines Vermögen rundete sich allmälig.
lls ich eines Tages eine neue Wanderung antrat, sagte
ie zu mir:

„„Gehe, bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine
leberraschung.""

„Ich befragte sie vergebens: sie wollte nichts sagen
nd ich ging.

„Mein Ausflug dauerte beinahe sechs Wochen; wir
atten in Lucca Oel geladen und in Livorno englische
Baumwolle eingenommen; wir schifften unsere Waaren,
hne irgend ein unangenehmes Ereigniß aus, bezogen
edeutenden Nutzen und kehrten ganz freudig zurück.

„Als ich in das Haus trat, war das Erste, was
ch an der am meisten in das Auge fallenden Stelle des
Zimmers von Assunta erblickte, ein Kind von sieben bis
cht Monaten, in einer im Verhältniß zum Uebrigen
ehr kostbaren Wiege. Ich stieß einen Freudenschrei aus.
Die einzigen Augenblicke der Traurigkeit, welche mich
eit der Ermordung des Staatsanwaltes heimgesucht,
waren bei mir durch das Verlassen des Kindes verur-
acht worden. Es versteht sich von selbst, daß ich in
Beziehung auf den Mord selbst keine Gewissensbisse
ühlte.

„Die arme Assunta hatte Alles errathen; sie hatte,
m nichts zu vergessen, den Tag und die Stunde, wo
as Kind in dem Hospiz niedergelegt worden war, genau
ufgeschrieben, und war mit der Windel versehen nach
Paris abgereist, um den Kleinen zurückzufordern. Man
machte ihr keine Einwendung, und sie erhielt das Kind.

„Ah! ich gestehe, Herr Graf, als ich das arme
Kind in seiner Wiege schlafend erblickte, dehnte sich meine
Brust aus, und Thränen traten in meine Augen.

„„In der That, Assunta,"" rief ich, „„Du bist

eine vortreffliche Frau, und die Vorsehung wird
segnen.""

„Dies ist weniger richtig, als Ihre Philoso
sprach der Graf; „es ist in der That nur der Gl

„Ach! Excellenz," sprach Bertuccio, „Sie
ganz Recht, und es war gerade dieses Kind, w
Gott mit meiner Bestrafung beauftragte. Nie
barte sich frühzeitiger eine verkehrte Natur, und
noch kann man nicht sagen, daß es schlecht e
wurde, denn meine Schwester behandelte es wi
Sohn eines Fürsten; es war ein Knabe von rei
Gesichtsbildung, mit hellblauen Augen, jenen Töne
chinesischer Fayence ähnlich, welche so gut mit
Milchweiß des allgemeinen Tones harmoniren; nu
liehen seine etwas feurig blonden Haare dem G
dieses Jungen einen seltsamen Charakter, den di
haftigkeit seines Auges und die Schlauheit seine
chelns verdoppelten. Leider gibt es ein Sprüch
welches sagt, der Rothe sei entweder ganz gut oder
böse; das Sprüchwort log nicht in Beziehung auf
detto, und er zeigte sich schon von seiner frühester
gend als ganz böse. Es ist nicht zu leugnen, da
die Sanftmuth seiner Mutter in seinen ersten Neig
ungemein unterstützte; dieses Kind, für welches
arme Schwägerin auf den Markt der fünf bis
Stunden von uns entlegenen Stadt ging, um die
Früchte und das wohlschmeckende Zuckerwerk zu k
zog den Orangen von Palma und den Conserve
Genua die Kastanien, die es dem Nachbar, seine
überspringend, stahl, oder die gedörrten Aepfel,
welche es ihm von seinem Speicher entwendete, wä
die Kastanien und Aepfel von unserem Obstgarte
seiner Verfügung standen.

„Eines Tags, Benedetto mochte [illegible] fünf bis
Jahre alt sein, kam der Nachbar Wasilio, der nac
Gewohnheit unserrs Landes weder seine Börse noch
Schmucksachen verschloß; denn der Herr Graf w

gut wie Jedermann, daß es in Corsica keine Diebe gibt, kam der Nachbar Basilio, sage ich, zu uns und klagte, es sei ein Louisd'or aus seiner Börse verschwunden; man glaubte, er hätte falsch gezählt; aber er behauptete seiner Sache gewiß zu sein. Benedetto hatte das Haus schon am Morgen verlassen, und wir geriethen in nicht geringe Unruhe, als wir ihn am Abend mit einem Affen zurückkehren sahen, den er ganz gefesselt am Fuße eines Baumes gefunden zu haben vorgab. Seit einem Monat war es das leidenschaftliche Trachten des abscheulichen Kindes, einen Affen zu besitzen. Ein Gaukler, welcher durch Rogliono kam und mehrere solche Thiere besaß, deren Uebungen unsern Jungen sehr ergötzten, hatte ihm ohne Zweifel diese unglückliche Phantasie eingeflößt.

„„Man findet keinen Affen in unsern Wäldern,““ sagte ich zu ihm, „„und besonders keinen gefesselten Affen; gestehe mir also, wie Du Dir diesen verschafft hast.““

Benedetto beharrte bei seiner Lüge und begleitete sie mit der Angabe von einzelnen Umständen, welche mehr seiner Einbildungskraft, als seiner Wahrheitsliebe Ehre machten; ich ärgerte mich, er lachte; ich drohte, er zog sich ein paar Schritte zurück.

„„Du kannst mich nicht schlagen,““ sagte er, „„Du hast nicht das Recht dazu, denn Du bist nicht mein Vater.““

„Wir wußten immer nicht, wer ihm dieses unselige Geheimniß entdeckt hatte, das wir mit so großer Sorgfalt vor ihm verbargen; wie dem sein mag, diese Antwort, durch welche sich das ganze Wesen des Kindes offenbarte, erschreckte mich, mein aufgehobener Arm fiel in der That nieder, ohne den Schuldigen zu berühren; das Kind triumphirte, und dieser Sieg verlieh ihm eine solche Kühnheit, daß alles Geld von Assunta, deren Liebe für Benedetto immer mehr zuzunehmen schien, je weniger er derselben würdig war, in Launen, welche sie nicht zu bekämpfen wußte, und in Tollheiten aufgebraucht,

wurde, die sie nicht zu verhindern den Muth hatte. Wenn ich in Rogliano war, ging es noch ziemlich gut, aber sobald ich abreiste, wurde Benedetto Meister des Hauses, und Alles wandte sich zum Schlimmen. Kaum eilf Jahre alt, wählte er seine Kameraden unter den jungen Leuten von achtzehn und neunzehn Jahren, den schlimmsten Burschen von Bastia und Corte, und bereits hatte die Justiz wegen einiger schlauen Streiche, welche wohl einen schärferen Namen verdienten, Warnungen an uns ergehen lassen.

„Es wurde mir bange; jede Untersuchung konnte traurige Folgen nach sich ziehen, und ich sollte mich eben zu einer wichtigen Expedition von Corsica entfernen. Ich sann lange nach und beschloß, um ein Unglück zu vermeiden, Benedetto mit mir zu nehmen. Ich hoffte, die thätige harte Lebensart des Schmugglers, die strenge Disciplin an Bord würden diesen Charakter verändern, der seinem Verderben entgegenging, wenn er nicht bereits verdorben war.

„Ich nahm also Benedetto bei Seite und machte ihm den Vorschlag, mir zu folgen, wobei ich alle mögliche Versprechungen, welche ein Kind von zwölf Jahren verführen können, zur Anwendung brachte.

„Er ließ mich reden, ohne mich zu unterbrechen, als ich aber zu Ende war, schlug er ein Gelächter auf und rief:

„„Seid Ihr ein Narr, Oheim? (so nannte er mich, wenn er guter Laune war); ich soll das Leben, das ich führe, gegen das, welches Ihr führt, meinen guten, kostbaren Müßiggang gegen die furchtbare Arbeit verta schen, die Ihr Euch auferlegt habt! die Nacht in d Kälte, den Tag in der Hitze zubringen, mich fortw rend verbergen, wenn man sich zeigt, Flintenschüsse kommen, und dies Alles, um ein wenig Geld zu winnen! Geld habe ich, so viel ich will; Mutter A gibt mir, so oft ich von ihr fordere. Ihr seht

daß ich ein Einfaltspinsel wäre, wenn ich Euern Vorschlag annähme.""

„Ich war erstaunt über diese Kühnheit und über dieses Urtheil. Benedetto kehrte zum Spiele mit seinen Kameraden zurück, und ich sah von ferne, wie er mich ihnen als einen Dummkopf bezeichnete."

„Ein reizendes Kind!" murmelte Monte Christo.

„Oh! wenn er mir gehört hätte," sprach Bertuccio, wenn er mein Sohn oder wenigstens mein Neffe gewesen wäre, so würde ich ihn auf den rechten Pfad zurückgeführt haben, denn das Gewissen verleiht Stärke. Aber der Gedanke, daß ich ein Kind schlagen sollte, dessen Vater ich getödtet hatte, machte es mir unmöglich, irgend eine Züchtigung vorzunehmen. Ich gab meiner Schwester, welche in unsern Besprechungen stets den Jungen vertheidigte, gute Rathschläge, und da sie mir gestand, es hätten ihr wiederholt bedeutende Summen gefehlt, so bezeichnete ich ihr einen Ort, wo sie unseren kleinen Schatz verbergen könnte. Mein Entschluß war gefaßt: Benedetto konnte vortrefflich lesen, schreiben und rechnen, denn wenn er sich zufällig zur Arbeit herbeiließ, so lernte er in einem Tag so viel, als Andere in einer Woche. Mein Entschluß, sage ich, war gefaßt; ich wollte ihn als Schreiber auf irgend einem zu langen Seefahrten bestimmten Schiffe unterbringen und, ohne ihn zuvor davon in Kenntniß zu setzen, an einem schönen Morgen nehmen und an Bord schaffen lassen; war er dem Kapitän gehörig empfohlen, so hing seine Zukunft nur von ihm ab.

„Sobald dieser Plan festgestellt war, brach ich nach Frankreich auf.

„Alle unsere Operationen sollten diesmal im Golf von Lyon ausgeführt werden, diese Unternehmungen wurden aber immer schwieriger, denn wir waren im Jahre 1829. Die Ruhe war vollkommen wiederhergestellt und der Küstendienst dem zu Folge wieder regelmäßiger und strenger geworden, als je. Diese Ueber-

wachung vermehrte sich noch für den Augenblick dur die Messe von Beaucaire, welche gerade eröffnet wo den war.

„Der Anfang unserer Expedition bewerkstelligte sich ohne Hindernisse. Wir bauten unsere Barke, die ein doppelten Boden hatte, worin wir unsere Schmuggelwaare verbargen, mitten unter einer Anzahl von Schiffen a welche an den beiden Ufern der Rhone von Beaucai bis Arles lagen. Hier angelangt, begannen wir näch licher Weile unsere verbotenen Waaren auszuschiffen u in die Stadt durch die Vermittelung von Leuten zu scha fen, welche mit uns in Verbindung standen, oder v Wirthen, bei denen wir unsere Niederlagen hatten. M es nun sein, daß uns das Glück unvorsichtig gemac hatte, oder waren wir verrathen, eines Abends gegen fü Uhr, als wir eben unser Vesperbrod verzehren wollte lief unser Schiffsjunge ganz erschrocken herbei und sag er habe eine Abtheilung Douaniers in der Richtung geg unser Schiff kommen sehen. Es war nicht gerade die Abtheilung, was uns bange machte; jeden Augenblick, b sonders um diese Zeit, schweiften ganze Compagnien a den Ufern der Rhone umher; sondern es erschreckte u die Vorsicht, mit der die Douaniers nach der Aussa des Jungen zu Werke gingen, um nicht gesehen zu we den. In einem Augenblick waren wir auf den Beine aber es war schon zu spät; man hatte bereits unse Barke, welche offenbar der Gegenstand der Nachforschun gen sein mußte, umzingelt. Unter den Douaniers b merkte ich auch einige Gendarmen, und eben so furchtsa beim Anblick dieser Leute, als ich sonst muthig einer andern militärischen Corps gegenüber war, stieg ich den Schiffsraum hinab, schlüpfte durch eine Stückpfor und ließ mich in den Fluß fallen; dann schwamm ic unter dem Wasser, schöpfte nur nach langen Zwischenräu men Athem, und erreichte, ohne gesehen zu werden, eine kurz zuvor gemachten Graben, durch welchen die Rhon

mit dem Canal in Verbindung steht, der von Beaucaire nach Aigues-Mortes führt. Hier angelangt war ich gerettet, denn ich konnte dem Graben folgen, ohne gesehen zu werden. Ich kam in den Canal ohne das geringste Hinderniß. Nicht zufällig und ohne Ueberlegung hatte ich diesen Weg gewählt; ich sagte Eurer Excellenz bereits von einem Wirthe von Nimes, der auf der Straße von Bellegrade nach Beaucaire eine kleine Herberge errichtet hatte."

"Ja, ich erinnere mich dessen vollkommen," sprach der Graf. "Dieser würdige Mann war sogar, wenn ich mich nicht täusche, Ihr Verbündeter?"

"So ist es," erwiederte Bertuccio; "aber seit sieben oder acht Jahren hatte er sein Etablissement einem ehemaligen Schneider von Marseille abgetreten, der, nachdem er sich bei seinem Handwerk zu Grunde gerichtet, bei einem andern Gewerbe sein Glück zu machen versuchen wollte. Es versteht sich von selbst, daß die Verhältnisse, in denen wir mit dem ersten Eigenthümer standen, von dem zweiten unterhalten wurden; von diesem Menschen also gedachte ich eine Zufluchtsstätte zu verlangen."

"Wie hieß dieser Mensch?" fragte der Graf, welcher wieder einiges Interesse an der Erzählung von Bertuccio zu bekommen schien.

"Er hieß Gaspard Caderousse und war mit einer Frau aus dem Dorfe la Carconte verheirathet, die wir unter keinem andern Namen, als unter dem ihres Dorfes kannten; es war eine arme Frau, welche am Sumpffieber hinsiechte. Der Mann dagegen war ein kräftiger Bursche von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, der um mehr als einmal unter schwierigen Umständen Beweis von seiner Geistesgegenwart und seinem Muthe gegeben hatte."

"Und Sie sagen," fragte der Graf, "diese Dinge seien vorgefallen im Jahre . . ."

"Im Jahre 1829, Excellenz."

„In welchem Monat?"
„Im Monat Juni."
„Am Anfang oder am Ende?"
„Am 3ten Abends."
„Ah!" sprach Monte Christo, am 3
Gut, fahren Sie fort."
„Von Caderousse gedachte ich also
zu fordern; da wir aber gewöhnlich, un
keine außerordentliche Umstände obwalt
die Thüre, welche nach der Straße führ
traten, so beschloß ich, nicht von unsere
zugehen, stieg über die Gartenhecke, sch
durch verkrüppelte Olivenbäume und n
und erreichte, befürchtend, Caderousse kö
den in seinem Hause haben, eine Ar
worin ich wiederholt die Nacht so gut
Bette zugebracht hatte. Dieser Schopp
gemeinschaftlichen Stube im Erdgeschoß
Bretterverschlag getrennt, in dem ma
brauch Oeffnungen gemacht hatte, dam
neten Augenblick, um unsere Anwesenhei
erkennen zu geben, beobachten könnten.
derousse, wenn er allein wäre, von
Kenntniß zu setzen, das durch die Ersch
niers unterbrochene Mahl bei ihm zu v
Sturm zu benützen, der sich vorbereitet
Ufer der Rhone zurückzukehren und zu f
Barke und deren Mannschaft geworden
mich also unter den Schoppen und that
in demselben Augenblick kam Caderousse
kannten nach Hause.
„Ich hielt mich still und wartete,
sicht, die Geheimnisse meines Wirthes z
dern weil ich es nicht anders machen
war bereits zehnmal dasselbe geschehen.
„Der Mann, welcher Caderousse be

bar fremd im Süden von Frankreich; er gehörte zu den Handelsleuten, welche nach der Messe von Beaucaire kommen, um Juwelen zu verkaufen, und während des Monats, den diese Messe dauert, zu der Käufer und Verkäufer von allen Theilen Europas herbeiströmen, zuweilen für hundert, für hundert und fünfzig tausend Franken Geschäfte machen.

„Caderousse trat rasch und zuerst ein.

„Als er die untere Stube wie gewöhnlich leer und nur von seinem Hunde bewacht sah, rief er seiner Frau.

„„He! Carconte,"" sagte er, „„der würdige Priester täuschte uns nicht, der Stein war gut.""

„Ein freudiger Ausruf ließ sich vernehmen, und beinahe in demselben Augenblick krachte die Treppe unter einem durch Schwäche und Krankheit erschwerten Tritte.

„„Was sagst Du?"" fragte die Frau bleicher als eine Todte.

„„Ich sage, daß der Diamant gut war und daß dieser Herr, einer der ersten Juweliere von Paris, bereit ist, uns fünfzigtausend Franken dafür zu geben. Nur verlangt er, um sicher zu sein, daß der Diamant uns gehört, wie ich dies bereits gethan habe, Du sollst ihm erzählen, auf welch eine wunderbare Weise der Stein in unsere Hände gekommen ist. Setzen Sie sich einstweilen, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt, und da das Wetter sehr dämpfig ist, so will ich Ihnen eine Erfrischung holen.""

„Der Juwelier betrachtete mit großer Aufmerksamkeit das Innere der Herberge und die sichtbare Armuth derjenigen, welche einen Diamant, der aus dem Schmuckkästchen eines Fürsten zu kommen schien, an ihn verkaufen wollten.

„„Erzählen Sie,"" sprach der Fremde; ohne Zweifel wollte er die Abwesenheit des Mannes benützen, damit kein Zeichen desselben einen Einfluß auf die Frau

ausüben könnte, und dann sehen, ob die beiden Erzählungen übereinstimmten.

„„Ei! mein Gott,““ sprach die Frau mit großer Zungenfertigkeit, „„es ist ein Segen des Himmels, den wir entfernt nicht erwarteten. Denken Sie sich mein lieber Herr, daß mein Mann im Jahre 1814 oder 1815 mit einem Seefahrer Namens Edmond Dantes in Verbindung stand; der arme Junge, den Caderousse ganz vergessen hatte, hat ihn nicht vergessen und ihm, im Gefängniß sterbend, den Diamant, den Sie hier sehen, hinterlassen.““

„„Aber wie ist er in den Besitz dieses Diamants gelangt?““ fragte der Juwelier. „„Er hatte ihn also, ehe er in das Gefängniß kam?““

„„Nein, mein Herr,““ erwiederte die Frau; „„sondern er machte, wie es scheint, im Gefängniß die Bekanntschaft eines reichen Engländers; und da sein Stubengenosse im Kerker krank wurde und Dantes denselben pflegte, so schenkte der Engländer, als er aus der Haft entlassen wurde, diesen Diamant dem armen Dantes, der minder glücklich, im Gefängniß starb und bei seinem Tode uns den Stein vermachte, welchen uns diesen Morgen ein würdiger Abbé in seinem Auftrag überbrachte.““

„„Das ist ganz dasselbe,““ murmelte der Juwelier, „„und die Geschichte muß am Ende wahr sein, so unwahrscheinlich sie auch von Anfang aussieht. Es handelt sich also nur um den Preis, über welchen wir noch nicht einig sind.““

„„Wie!““ rief Caderousse, „„ich glaubte, Sie hätten eingewilligt, den von mir verlangten Preis dafür zu bezahlen.““

„„Das heißt,““ versetzte der Juwelier, „„ich habe vierzigtausend Franken geboten.““

„„Vierzigtausend Franken!““ rief die Carconte, „„wir geben ihn sicherlich nicht um diesen Preis. Der

Abbé hat uns gesagt, er sei ohne die Fassung fünfzigtausend Franken werth.""

„„Und wie hieß dieser Abbé?"" versetzte der unermüdliche Frager.

„„Abbé Busoni,"" antwortete die Frau.

„„Es war also ein Fremder?""

„„Ein Italiener, ich glaube, aus der Gegend von Mantua.""

„„Zeigen Sie mir den Diamant,"" sprach der Juwelier, „„damit ich ihn noch einmal betrachten kann; oft beurtheilt man die Steine schlecht beim ersten Anschauen.""

Caderousse zog aus seiner Tasche ein kleines Etui von schwarzem Saffian, er öffnete dasselbe und gab es dem Juwelier. Bei dem Anblick des Diamants, der so groß war wie eine kleine Haselnuß, — ich erinnere mich dessen, als sähe ich es in diesem Augenblick vor mir, — funkelten die Augen der Carconte vor Begierde.

„Und was dachten Sie von dem Allem, Herr Horcher?" fragte Monte Christo: „glaubten Sie diese Fabel?"

„Ja, Excellenz, ich betrachtete Caderousse nicht als einen schlechten Menschen, und hielt ihn nicht für fähig, ein Verbrechen begangen zu haben."

„Das macht mehr Ihrem Herzen Ehre, als Ihrer Erfahrung, Herr Bertuccio. Kannten Sie den Edmond Dantes, von welchem die Rede war?"

„Nein, Excellenz, ich hatte bis dahin nie von ihm sprechen hören, und hörte auch seitdem nur ein einziges Mal den Abbé Busoni von ihm reden, als ich ihn im Gefängniß in Nimes sah."

„Gut; fahren Sie fort."

„Der Juwelier nahm den Ring aus den Händen von Caderousse, zog aus seiner Tasche ein stählernes Zängchen und eine kleine messingene Wage, öffnete die goldenen Krampen, welche den Stein in dem Ringe hielten, zog den Diamant aus seiner Lade und wog ihn mit ängstlicher Sorgfalt.

„„Ich gehe bis auf fünf und vierzig tausend Franken,““ sagte er, gebe aber keinen Sou mehr; auch habe ich, da dies der Werth des Diamants ist, gerade diese Summe mitgenommen.““

„„Oh! darauf kommt es nicht an,““ entgegnete Caderousse, „„ich kehre mit Ihnen nach Beaucaire zurück, um die andern fünftausend Franken zu holen.““

„„Nein,““ sagte der Juwelier, indem er Caderousse den Ring und den Diamant zurückgab, „nein, das ist nicht mehr werth, und es thut mir sogar leid, daß ich diese Summe geboten habe, insofern der Stein einen Mangel hat, den ich Anfangs nicht bemerkte; doch gleichviel, ich habe nur ein Wort und bezahle die fünf und vierzig tausend Franken.““

„„Bringen Sie wenigstens den Stein wieder in den Ring,““ sagte Caderousse spitzig.

„„Sie haben Recht,““ versetzte der Juwelier und brachte den Diamant wieder in seinen Kasten.

„„Gut, gut, gut,““ sprach Caderousse, „„man verkauft ihn an einen Andern.““

„„Ja,““ entgegnete der Juwelier, „„aber ein Anderer wird nicht so leicht zu behandeln sein, wie ich; ein Anderer wird sich nicht mit der Auskunft begnügen, die Sie mir gegeben haben; es geht nicht mit natürlichen Dingen zu, daß ein Mensch wie Sie einen Diamant von fünfzigtausend Franken besitzt, er wird die Behörden darauf aufmerksam machen, dann sucht man den Abbé Busoni, und die Abbés, welche Diamanten von zwei tausend Louisd'or verschenken, sind selten; die Justiz bemächtigt sich der Sache, man schickt Sie ins Gefängniß, und werden Sie für unschuldig erkannt, setzt man Sie nach einer Haft von drei bis vier Monaten wieder in Freiheit, so hat sich der Ring in der Gerichtskanzlei verloren, oder man gibt Ihnen einen falschen Stein, der drei Franken werth ist, statt eines Steins von fünfzig, vielleicht fünf und fünfzig tausend Franken,

bei dessen Ankauf man jedoch, wie Sie zugestehen werden, mein Freund, einige Gefahr läuft.““

„Caderousse und seine Frau befragten sich gegenseitig mit dem Blicke.

„„Nein,““ sagte Caderousse, „„wir sind nicht reich genug, um fünftausend Franken zu verlieren.““

„„Ganz nach Ihrem Gutdünken, mein lieber Freund,““ erwiederte der Juwelier; „„ich hatte übrigens, wie Sie sehen, schönes Geld mitgebracht.““

„Und er zog aus einer von seinen Taschen eine Handvoll Gold, die er vor den geblendeten Augen des Wirthes funkeln ließ, und aus der andern ein Päckchen mit Bankbillets.

„In dem Innern von Caderousse entspann sich offenbar ein harter Kampf, und das kleine Etui von Saffianleder, das er in seiner Hand hin und her drehte, schien ihm als Werth offenbar nicht der ungeheuren Summe zu entsprechen, welche seine Augen bezauberte.

„Er wandte sich gegen seine Frau und fragte sie ganz leise:

„Was sagst Du dazu?„

„„Gib, gib.““ antwortete sie; „„wenn er ohne den Diamant nach Beaucaire zurückkehrt, zeigt er uns an, und wer weiß, ob wir je wieder des Abbé Busoni habhaft werden können.““

„„Wohl, es sei,““ sagte Caderousse, „„nehmen Sie den Diamant für fünf und vierzig tausend Franken; aber meine Frau will eine goldene Kette haben und ich silberne Schnallen.““

„Der Juwelier zog aus seiner Tasche eine lange, platte Schachtel, welche mehrere Muster von den geforderten Gegenständen enthielt.“

„„Ich bin zuvorkommend in meinen Geschäften,““ sagte er, „„wählen Sie.““

„Die Frau wählte eine goldene Kette, welche ungefähr fünf Louisd'or werth sein mochte, und der Mann ein Paar silberne Schnallen von etwa fünfzehn Franken,

„„Ich hoffe, Sie werden ſich nicht beklagen,““ ſpr
der Juwelier.

„„Der Abbé ſagte, der Stein wäre fünfzig tauſ
Franken werth,““ murmelte Caderouſſe.

„„Nun, nun, geben Sie doch! Was für ein ſchr
licher Menſch!““ verſetzte der Juwelier, ihm den Ri
aus der Hand ziehend; „„ich bezahle ihm fünf und vi
zigtauſend Franken, zweitauſend fünfhundert Livres Re
das heißt ein Vermögen, wie ich wohl eines haben möch
und er iſt nicht zufrieden!““

„„Und die fünf und vierzig tauſend Franken, wo ſi
ſie?““ fragte Caderouſſe mit heiſerem Tone.

„„Hier,““ ſprach der Bijoutier.

„„Warten Sie, bis ich die Lampe angezündet habe,
entgegnete die Carconte, „„es iſt nicht mehr hell und m
könnte ſich irren.““

„Während dieſer Verhandlung war es wirklich Na
geworden, und mit der Nacht war der Sturm gekomm
der ſeit einer halben Stunde loszubrechen drohte. M
hörte den Donner dumpf in der Ferne brüllen; aber ga
und gar von dem Dämon des Gewinns beſeſſen, ſchien
ſich weder der Juwelier, noch Caderouſſe, noch die Ca
conte darum zu bekümmern.

„Ich ſelbſt fühlte mich ganz geblendet bei dem A
blick von all dieſen Gold und all dieſen Billets. Es k
mir vor, als träumte ich, und ich war, wie dies
Traume geſchieht, an meinen Platz gefeſſelt.

„Caderouſſe zählte wiederholt das Gold und
Billets, und gab dann Beides ſeiner Frau, welche ebe
falls Alles durchzählte. Mittlerweile ließ der Juwel
den Diamant unter dem Strahle der Lampe ſpiegeln, u
der Stein warf Blitze, die ihn diejenigen vergeſſen lie
welche als Vorläufer des Sturmes die Fenſter zu
flammen anfingen.

„„Nun, iſt die Rechnung richtig?““ ſprach der J
welier.

„„Ja,““ antwortete Caderousse; „„gib das Portefeuille und hole einen Sack, Carconte.““

„Die Carconte ging an einen Schrank und holte daraus ein altes ledernes Portefeuille, aus welchem man ein Paar fettige Briefe nahm, an deren Stelle die Billets kamen, und einen Sack, worin zwei oder drei Sechslivres-Thaler verschlossen waren, welche wahrscheinlich das ganze Vermögen der armseligen Wirthschaft bildeten.

„„Nun,““ sprach Caderousse, „„obgleich Sie uns vielleicht zehntausend Livres zu wenig bezahlt haben, wollen Sie mit uns zu Nacht speisen? es kommt von gutem Herzen.““

„„Ich danke,““ erwiederte der Juwelier, „„es ist wohl bereits spät, und ich muß nach Beaucaire zurückkehren, sonst würde meine Frau in Unruhe gerathen.““ Er zog seine Uhr: „„Morbleu! bald neun Uhr, ich werde vor Mitternacht nicht in Beaucaire sein; Gott befohlen, meine Kinder, wenn zufällig wieder Abbés Busoni bei Euch einkehren, denkt an mich.““

„„In acht Tagen werden Sie nicht mehr in Beaucaire sein, da die Messe in der nächsten Woche zu Ende geht,““ sagte Caderousse.

„„Nein, doch das thut nichts, schreibt nur nach Paris an Herrn Joannès im Palais-Royal, Galerie de pierre, Numero 45, ich mache die Reise eigens, wenn es sich der Mühe lohnt.““

„Ein Donnerschlag erscholl, begleitet von einem so heftigen Blitze, daß er beinahe die Helle der Lampe verdunkelte.

„„Oh! oh!““ sprach Caderousse, „„bei diesem Wetter wollen Sie fort.““

„„Ich fürchte mich nicht vor dem Donner,““ versetzte der Juwelier.

„„Und vor den Räubern?““ fragte die Carconte. „„Die Straße ist während der Messe nie sicher.““

„„Oh! was die Räuber betrifft,““ entgegnete Joc
rès, „„da iſt etwas für ſie.““

„Und er zog ein Paar kleine, bis an die Mündu
geladene Piſtolen aus der Taſche.

„„Das ſind Hunde, welche zu gleicher Zeit bell
und beißen,““ ſagte er: „„ſie ſind für die zwei Erſt
beſtimmt, die es nach Euerem Diamant gelüſten ſoll
Vater Caderouſſe.““

„Caderouſſe und ſeine Frau wechſelten einen finſt
Blick. Sie hatten, wie es ſchien, gleichzeitig einen furc
baren Gedanken.

„„Dann glückliche Reiſe,““ ſagte Caderouſſe.

„„Ich danke,““ erwiederte der Juwelier, nahm ſein
Stock, den er an eine alte Kiſte gelehnt hatte, und wol
ſich entfernen. In dem Augenblick, wo er die Thüre
nete, drang ein ſo heftiger Windſtoß in die Stube, d
er beinahe die Lampe ausgelöſcht hätte.

„„Oh! oh!““ ſagte er, „„ein ſchönes Wetter, u
drei Stunden Wegs bei einem ſolchen Sturme!““

„„Bleiben Sie hier, ſchlafen Sie bei uns,““ v
ſetzte Caderouſſe.

„„Ja, bleiben Sie,““ ſprach Carconte mit zitternd
Stimme, „„wir werden für Sie ſorgen.““

„„Nein, ich muß in Beaucaire ſchlafen. Gott l
fehlen.““

„Caderouſſe ging langſam bis zur Schwelle.

„„Man ſieht weder den Himmel, noch die Erde,
ſprach der Juwelier, bereits halb außer dem Hau
„„Muß ich mich links oder rechts halten?““

„„Rechts,““ antwortete Caderouſſe; „„Sie kön
nicht fehlen, die Straße iſt auf beiden Seiten mit Bä
men beſetzt.““

„„Gut, ich habe es,““ ſprach die in der Ferne
verlierende Stimme.

„„Schließe doch die Thüre!““ rief die Carcon
„„ich liebe offene Thüren nicht, wenn es donnert!““

„„Und wenn Geld im Hauſe iſt, nicht wahr?

entgegnete Caderousse, den Schlüssel zweimal im Schlosse drehend.

„Er kam zurück, ging an den Schrank, nahm den Sack und das Portefeuille heraus, und Beide fingen an, zum dritten Male ihr Gold und ihre Billets zu zählen.

„Ich habe nie einen Ausdruck gesehen, wie den dieser zwei gierigen, von der spärlichen Lampe beleuchteten Gesichter. Die Frau besonders war abscheulich, das fieberhafte Zittern, welches sie gewöhnlich bewegte, hatte sich verdoppelt. Ihr Gesicht war von Bleich leichenfarbig geworden, ihre hohlen Augen flammten.

„„Warum hast Du ihm ein Nachtlager hier angeboten?““ fragte sie mit dumpfem Tone.

„„Um... damit...““ antwortete Caderousse bebend, „„damit er nicht die Mühe hätte, nach Beaucaire zurückzukehren.““

„„Ah!““ sagte die Carconte mit einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, „„ich glaubte, es geschehe aus einem andern Grunde.““

„„Weib! Weib!““ rief Caderousse, „„warum hast Du solche Gedanken, und warum behältst Du sie nicht für Dich, wenn Du sie hast?““

„„Gleichviel,““ sprach die Carconte, „„Du bist kein Mann.““

„„Warum?““

„„Wärest Du ein Mann, so würde er nicht von hier weggekommen sein!““

„„Weib!““

„„Oder er würde wenigstens Beaucaire nicht erreichen.““

„„Weib!““

„„Die Straße macht eine Biegung, er muß der Straße folgen, während sich längs dem Canal ein kürzerer Weg hinzieht.““

„„Weib, Du beleidigst den guten Gott. Halt, horch!““

„Man hörte in der That einen furchtbaren Donner-

ſchlag, während ein Blitz die ganze Stube mit einer bläu
lichen Flamme übergoß, doch langſam abnehmend ſchie
ſich der Donner nur ungern von dem verfluchten Hauſ
zu entfernen.

„„Jeſus!““ rief die Carconte ſich bekreuzend.

„Beinahe in demſelben Augenblicke hörte man mitte
unter dem Stillſchweigen des Schreckens, das gewöhnlic
auf Donnerſchläge folgt, an die Thüre klopfen.

„Caderouſſe und ſeine Frau bebten und ſchauten ſic
ängſtlich an.

„„Wer iſt da?““ rief Caderouſſe aufſtehend, ſcho
die auf dem Tiſche zerſtreuten Goldſtücke und Bankbillet
auf einen Haufen zuſammen und bedeckte ſie mit ſeine
Händen.

„„Ich!““ antwortete eine Stimme.

„„Wer ſeid Ihr?““

„„Ei, bei Gott, Joannès der Juwelier.““

„„Nun, was ſagteſt Du,““ verſetzte die Carcont
mit einem furchtbaren Lächeln, „„ich beleidige den gute
Gott?... Gerade der gute Gott ſchickt ihn uns zurück.“

„Caderouſſe fiel bleich und keuchend auf ſeinen Stuhl

„Die Carconte ſtand im Gegentheil auf, ging feſte
Schrittes auf die Thüre zu, öffnete und ſprach:

„„Kommen Sie herein, mein lieber Herr Joannès.“

„„Meiner Treue,““ ſagte der Juwelier, welcher von
Regen triefend eintrat, „„es ſcheint, der Teufel will nicht
daß ich dieſen Abend nach Beaucaire zurückkehre. Di
kürzeſten Thorheiten ſind die beſten, mein lieber Herr Ca
derouſſe. Sie haben mir Gaſtfreundſchaft angeboten, ic
nehme ſie an und komme, um hier zu ſchlafen.““

„Caderouſſe ſtammelte einige Worte, während er der
Schweiß abtrocknete, der von ſeiner Stirne floß.

„Die Carconte ſchloß die Thüre doppelt hinter dem
Juwelier.“

Fünftes Kapitel.

Der Blutregen.

Der Juwelier schaute bei seinem Eintritt forschend umher; aber nichts schien einen Verdacht in ihm rege zu machen, wenn er keinen hatte, nichts denselben zu bestätigen, wenn er einen hatte.

Caderousse hielt sein Gold und seine Billets immer noch mit beiden Händen. Die Carconte lächelte ihrem Gaste so freundlich zu, als sie nur immer konnte.

„„Ah! ah!““ sprach der Juwelier, „„Sie hatten wohl bange, die Sache sei nicht in Ordnung, daß Sie Ihr Geld nach meinem Abgange noch einmal zählen?““

„„Nein,““ erwiederte Caderousse, „aber das Ereigniß das uns zu Besitzern desselben gemacht hat, ist ein so unerwartetes, daß wir nicht daran glauben können, und daß es uns vorkommt, als träumten wir, wenn wir nicht den handgreiflichen Beweis vor uns haben.“

Der Juwelier lächelte.

„„Haben Sie Reisende in Ihrem Wirthshause?““ fragte er.

„Nein,““ antwortete Caderousse, „„wir lassen nicht übernachten, denn wir sind zu nahe bei der Stadt und Niemand verweilt hier.“

„„Also werde ich Sie ungemein belästigen.““

„„Sie, uns belästigen, lieber Herr!““ sprach die Carconte mit dem höflichsten Tone; „ich schwöre Ihnen, nicht im Geringsten.““

„„Wo werden Sie mich einquartiren?““

„„In dem Zimmer oben.““

„„Ist das nicht Ihr Zimmer?““

„„Oh! gleichviel, wir haben ein zweites Bett in der Stube neben.““

„Caderousse schaute seine Frau voll Erstaunen an.

„Der Juwelier trällerte ein Lied, während er seinen Rücken an einem Reisbund erwärmte, den die Carconte, um ihren Gast zu trocknen, im Kamin angezündet hatte.

„Mittlerweile setzte sie auf eine Ecke des Tisches, wo sie eine Serviette ausgebreitet hatte, die magern Ueberreste eines Mittagsbrodes, dem sie einige frische Eier beifügte.

„Caderousse hatte abermals seine Billets in sein Portefeuille, das Gold in seinen Sack, und das Ganze in seinen Schrank verschlossen. Er ging düster und nachdenkend in der Stube auf und ab und schaute von Zeit zu Zeit den Juwelier an, der ganz rauchend vor dem Kamine stand, und wenn eine Seite trocken war, sich auf die andere wandte.

„„Mein Herr,“ sprach die Carconte, eine Flasche Wein auf den Tisch stellend, „„es ist Alles bereit, wenn Sie zu Nacht essen wollen.““

„„Und Sie?““ fragte Joannès.

„„Ich esse nicht zu Nacht,““ antwortete Caderousse.

„„Wir haben sehr spät zu Mittag gegessen,““ fügte eilig die Carconte bei.

„„Ich soll also allein speisen?““ fragte der Juwelier.

„„Wir werden Sie bedienen,““ erwiederte die Carconte mit einem bei ihr, selbst gegen bezahlende Gäste, ungewöhnlichen Eifer.

„Caderousse warf von Zeit zu Zeit einen Blick, rasch wie der Blitz, auf sie.

„Der Sturm wüthete fort.

„„Hören Sie, hören Sie?““ sagte die Carconte. „„Sie haben meiner Treue wohl daran gethan, daß Sie zurückgekehrt sind.““

„„Wenn sich der Sturm während meines Abendbrodes legt, werde ich mich dessenungeachtet auf den Weg begeben,““ entgegnete der Juwelier.

„„Es ist der Mistral, und das wird bis morgen fortdauern,““ sprach Caderousse den Kopf schüttelnd.“

„Und er stieß einen Seufzer aus.“

„„Desto schlimmer für diejenigen, welche außen sind,““ sagte der Juwelier, sich an den Tisch setzend.

„„Ja, sie haben eine böse Nacht durchzumachen,““ versetzte die Carconte.

„Der Juwelier fing an zu essen, und die Carconte hatte fortwährend für ihn alle die kleinen Rücksichten einer aufmerksamen Wirthin; sonst so wunderlich und widerwärtig, war sie ein Muster von Zuvorkommenheit und Höflichkeit geworden. Hätte sie der Juwelier vorher gekannt, so würde ihm eine so große Veränderung sicherlich aufgefallen sein und einigen Verdacht eingeflößt haben. Caderousse sprach kein Wort, ging beständig auf und ab, und schien sogar seinen Gast nicht ohne eine gewisse Scheu anzuschauen.

„Als das Abendbrod beendigt war, ging Caderousse selbst an die Thüre, öffnete sie und sprach:

„„Ich glaube, der Sturm legt sich.““

„Aber als sollte er Lügen gestraft werden, erschütterte in diesem Augenblick ein furchtbarer Donnerschlag das Haus, und ein Windstoß, vermischt mit Regen, drang in die Thüre und löschte die Lampe aus.

„Caderousse schloß die Thüre wieder; seine Frau zündete ein Licht an der sterbenden Gluth an.

„„Mein Herr,““ sagte sie, „„Sie müssen müde sein, ich habe das Bett frisch überzogen, gehen Sie hinauf und schlafen Sie.““

„Der Juwelier blieb noch einen Augenblick, um sich zu überzeugen, daß der Sturm nicht nachließ; als er aber die Gewißheit erlangt hatte, daß der Donner und Regen nur zunahmen, wünschte er seinen Wirthen eine gute Nacht und stieg die Treppe hinauf.

„Er ging über meinen Kopf und ich hörte jede Stufe unter seinen Tritten krachen.

„Die Carconte folgte dem Juwelier mit gier
Auge, während ihm Caderousse im Gegentheil den R
zuwandte und nicht einmal auf seine Seite schaute.

„Alle diese einzelnen Umstände, welche seitdem
meinem Geiste mit der Frische des ersten Mom
Platz gegriffen haben, fielen mir zur Zeit, wo sie
meinen Augen vorgingen, nicht auf; in Allem, was
schah, lag im Ganzen nichts Unnatürliches, und
sehen von der Geschichte des Diaments, welche mir
wenig unwahrscheinlich vorkam, konnte nichts einen
wohn bei mir rege machen.

„Von Müdigkeit niedergebeugt und entschlossen,
erste Frist zu benützen, welche der Sturm den Elem
gönnen würde, wollte ich ein paar Stunden schlafen
um Mitternacht weggehen.

„Ich hörte im obern Zimmer den Juwelier alle
kehrungen treffen, um die Nacht so behaglich als mö
zuzubringen. Bald bemerkte ich an dem Krachen
Bettes, daß er sich niedergelegt hatte.

„Ich fühlte, wie sich meine Augen unwillkühr
schlossen, und da ich keinen Verdacht geschöpft h
so suchte ich nicht gegen den Schlaf zu kämpfen
warf nur noch einen Blick in das Innere. Caderou
saß an einem langen Tische auf einer von den hölze
Bänken, welche in den Dorfwirthshäusern die St
ersetzen; er wandte mir den Rücken zu und ich ko
sein Gesicht nicht sehen. Doch auch bei einer entge
gesetzten Lage wäre mir die Sache unmöglich gew
insofern er seinen Kopf in seine beiden Hände vers
hielt.

„Die Carconte schaute ihn eine Zeit lang an, zu
die Achseln und setzte sich ihm gegenüber.

„In diesem Augenblick ergriff die Flamme ei
von ihr vergessenen Ueberrest von dürrem Holz, und
etwas lebhafterer Schimmer erleuchtete die düstere St
Die Carconte schaute ihren Mann starr an, und
dieser stets in derselben Stellung verharrte, sah ich

ihre gekrümmte Hand nach ihm ausstrecken und seine Stirne berühren.

„Caderousse bebte. Es kam ihm vor, als bewegte seine Frau ihre Lippen; aber mag es nun sein, daß sie ganz leise sprach, oder waren meine Sinne bereits durch den Schlaf betäubt, der Schall ihrer Worte gelangte nicht bis zu mir. Ich sah sogar nur noch durch einen Nebel und in dem zweifelhaften Zustande, dem Vorläufer des Schlafes, in welchem man einen Traum zu beginnen glaubt. Endlich schlossen sich meine Augen, und ich verlor das Bewußtsein.

„Ich lag im tiefsten Schlafe, als ich durch einen Pistolenschuß erweckt wurde, auf den ein furchtbarer Schrei folgte. Es erschollen ein paar wankende Tritte auf dem Boden, der Stube, und eine träge Masse stürzte auf die Treppe, gerade über meinem Haupte, nieder.

„Ich war noch nicht ganz meiner Herr. Ich vernahm Seufzer und dann halb erstickte Schreie, wie es gewöhnlich bei einem Kampfe vorkommt.

„Ein letzter Schrei, welcher länger anhielt, als die andern, und sich endlich in ein Stöhnen verwandelte, entriß mich völlig meiner Lethargie.

„Ich erhob mich auf einen Arm, öffnete die Augen, welche in der Finsterniß nichts sahen, und fuhr mit der Hand nach der Stirne, auf die, wie es mir vorkam, durch die Bretter der Treppe ein lauer Regen floß.

„Das tiefste Stillschweigen war auf den furchtbaren Lärmen gefolgt. Ich hörte die Tritte eines Menschen über meinem Kopfe; sie machten die Treppe krachen; dieser Mensch stieg in die untere Stube herab, näherte sich dem Kamin und zündete eine Kerze an.

„Ich erkannte Caderousse, sein Gesicht war bleich und sein Hemd ganz mit Blut überzogen.

„Als das Licht angezündet war, stieg er wieder die Treppe hinauf, und ich hörte von Neuem seine raschen, unruhigen Tritte.

„Einen Augenblick nachher kam er abermals herab;

er hielt das Etui in der Hand, versicherte sich
Diamant darin war; und besann sich einen
in welche von seinen Taschen er ihn stecken so
ohne Zweifel dachte er, die Tasche sei kein
sicheres Versteck, wickelte ihn in sein rothes Sa
band dieses um den Hals."

„Dann lief er nach dem Schranke, er
Billets und sein Geld, steckte die einen in se
tasche, das andere in seine Westentasche,
paar Hemden, stürzte aus der Thüre und ver
der Dunkelheit. Da wurde Alles klar und
mich; ich machte mir das, was geschehen,
wurf, als wäre ich selbst der wahre Schu
kam mir vor, als hörte ich ein Stöhnen: d
liche Juwelier konnte nicht todt sein; vielleicht
meiner Macht dadurch, daß ich ihm Hülfe leis
Theil von dem Uebel wieder gut zu machen, da
nicht selbst gethan, wohl aber hatte thun la
stemmte meine Schultern gegen die schlecht zu
fügten Bretter, die den Schoppen, in welche
befand, von der inneren Stube trennten. D
gaben nach, und ich befand mich im Hause.

„Ich ergriff den Leuchter und eilte nach d
ein Körper versperrte mir den Weg: es war de
der Carconte.

„Den Pistolenschuß, den ich gehört, hatt
sie abgefeuert; ihre Gurgel war von einer
andern durchbohrt, und außer ihrer doppelte
welche in Strömen floß, spie sie das Blut
Mund.

„Sie war völlig todt.

„Ich sprang über ihren Körper.

„Das Zimmer bot den Anblick der fu
Zerstörung. Alles Geräthe war umgeworfen;
laken, an welche sich der unglückliche Juw
Zweifel angeklammert hatte, lagen auf dem

gleichsam, den Kopf an die Wand gestützt, in einer Blutlache, welche aus drei breiten Wunden in seiner Brust hervor kam.

„In einer vierten war ein langes Küchenmesser stecken geblieben, von welchem man nur noch das Heft sah.

„Ich ging auf die zweite Pistole zu; sie war nicht losgegangen.

„Ich näherte mich dem Juwelier, er war nicht ganz todt. Bei dem Lärmen, den ich machte, und besonders bei der Erschütterung des Bodens öffnete er seine stieren Augen, heftete sie eine Sekunde lang auf mich, bewegte seine Lippen, als wollte er sprechen, und verschied.

„Dieses furchtbare Schauspiel machte mich beinahe wahnsinnig; von dem Augenblick, wo ich Niemand mehr Hülfe leisten konnte, fühlte ich nur ein Bedürfniß, das, zu fliehen. Mich bei den Haaren fassend und ein Geschrei des Schreckens ausstoßend, stürzte ich nach der Treppe.

„In der unteren Stube fand ich eine ganz bewaffnete Macht, bestehend aus fünf bis sechs Douaniers und mehren Gendarmen.

„Man bemächtigte sich meiner; ich versuchte es nicht einmal, Widerstand zu leisten; . . . ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. Ich wollte sprechen, stieß aber nur artikulirte Schreie aus.

„Ich sah, daß die Douaniers und Gendarmen mit dem Finger auf mich deuteten und senkte die Augen an mir nieder: . . . ich war ganz mit Blut bedeckt. Der rothe Regen, welcher durch die Bretter der Treppe auf mich gefallen, war das Blut der Carconte.

„Ich deutete mit dem Finger auf den Ort, wo ich verborgen gewesen war.

„„Was will er sagen?““ fragte ein Gendarme.

„Ein Douanier sah nach.

„„Er will sagen, daß er hier durchgeschlüpft ist,““ antwortete er und zeigte das Loch, durch welches ich wirklich geschlüpft war.

„Nun begriff ich, daß man mich für den Mörd
ielt. Ich fand meine Stimme wieder, ich fand meh
Kraft wieder, befreite mich von den Händen zwei
Männer, welche mich hielten, und rief: „„Ich bin
nicht.““

„Zwei Gendarmen schlugen mit ihren Carabine
auf mich an.

„„Wenn Du Dich rührst,““ sagten sie, „„bist T
des Todes.““

„„Aber ich wiederhole, daß ich es nicht bin,“
rief ich.

„„Du wirst Dein Geschichtchen den Richtern v
Nimes erzählen,““ erwiederten sie. „„Mittlerweile fol
uns; und wenn wir Dir rathen sollen, leiste kein
Widerstand.““

„Das war nicht meine Absicht; ich fühlte mich g
lähmt durch das Erstaunen und den Schrecken. Me
legte mir Handschellen an, band mich an den Schwe
eines Pferdes, und führte mich nach Nimes.

„Es war mir ein Douanier gefolgt; als er mi
in der Gegend des Hauses aus dem Gesichte verlor, v
muthete er, ich würde die Nacht hier zubringen; er
nachrichtete seine Kameraden und kam mit ihnen ger
zu rechter Zeit an, um den Pistolenschuß zu hören
mich inmitten von Schuldbeweisen festzunehmen, d
Widerlegung mich, wie ich wohl einsah, unsägliche K
kosten mußte.

„Ich verließ mich auch nur auf Eines, und
den Untersuchungsrichter sogleich, überall einen ge
Abbé Busoni suchen zu lassen, der im Verlaufe de
ges im Wirthshause zum Pont du Gard gewesen
Hatte Caderousse gelogen, gab es keinen Abbé Bus
war ich offenbar verloren, wenn nicht Caderousse e
gefangen wurde und Alles gestand.

„Es vergingen zwei Monate, während welch
muß es zum Lobe meines Richters sagen, alle
schungen angestellt wurden. Um denjenigen zu

nach welchem ich verlangte. Ich hatte jede Hoffnung verloren, Caderousse war nicht festgenommen worden. In der nächsten Sitzung sollte ich gerichtet werden, als am 8. September, das heißt drei Monate und fünf Tage nach dem Vorfall, der Abbé Busoni, auf welchen ich nicht mehr rechnete, sich bei dem Kerkermeister einfand und sagte, er habe erfahren, ein Gefangener wünsche ihn zu sprechen. Er habe in Marseille davon gehört, gab er an, und beeile sich, dem Wunsche zu entsprechen.

„Sie können sich denken, mit welcher Freude ich ihn empfing; ich erzählte ihm das ganze Ereigniß, dessen Zeuge ich gewesen, kam aber mit einer gewissen Unruhe zu der Geschichte mit dem Diamant; gegen mein Erwarten war sie Punkt für Punkt wahr; ebenfalls gegen mein Erwarten maß er Allem, was ich sagte, Glauben bei. Ich wurde hingerissen von seinem sanften Wohlwollen, sah, daß er tiefe Kenntnisse der Sitten meines Landes besaß, dachte die Verzeihung des einzigen Verbrechens, das ich begangen, könnte vielleicht von seinen milden Lippen fließen, und offenbarte ihm unter dem Siegel der Beichte das Abenteuer von Auteuil mit allen seinen einzelnen Umständen. Was ich in einem Zuge meines Herzens gethan, erhielt denselben Erfolg, als wäre es aus Berechnung geschehen; das Geständniß dieses ersten Mordes, welchen ihm zu enthüllen mich nichts zwang, diente ihm zum Beweise, daß ich den zweiten nicht begangen hatte, und er verließ mich, indem er mich hoffen hieß und mir versprach, er würde Alles thun, was in seiner Macht läge, um meine Richter von meiner Unschuld zu überzeugen.

„Den Beweis, daß er sich wirklich mit mir beschäftigte, fand ich darin, daß meine Haft stufenweise milder wurde, und daß ich erfuhr, man werde, um mich zu richten, die Assisen abwarten, die auf diejenigen folgten, für welche man sich eben versammelte.

„In der Zwischenzeit gestattete es die Vorsehung, daß Caderousse im Auslande verhaftet und nach Frank-

reich zurückgebracht wurde. Er gestand Alles und warf die Schuld des Vorbedachts und besonders der Anstiftung auf seine Frau. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, und mich setzte man in Freiheit."

„Damals geschah es, daß Sie sich mit einem Briefe des Abbé Busoni bei mir einfanden?" fragte Monte Christo.

„Ja, Excellenz, er nahm sichtbar Antheil an mir."

„„Ihr Schmugglerhandwerk wird Sie zu Grunde richten,"" sprach er; „„wenn Sie von hier wegkommen, geben Sie es auf.""

„„Aber, mein Vater,"" entgegnete ich, „„wie soll ich leben und meiner armen Schwägerin zu leben geben?""

„„Einer von meinen Beichtsöhnen,"" antwortete er, „„hegt große Achtung für mich; er hat mich beauftragt, ihm einen vertrauten Mann zu suchen; wollen Sie dieser Mann sein, so werde ich Sie an ihn adressiren.""

„„Oh, mein Vater,"" rief ich, „„wie viel Güte!""

„„Doch Sie schwören mir, daß ich es nie zu bereuen haben werde?""

„Ich streckte die Hand aus, um zu schwören."

„„Unnöthig,"" sagte er, „„ich kenne und liebe die Corsen; hier ist meine Empfehlung.""

„Und er schrieb ein paar Zeilen, die ich Ihnen zustellte, und worauf Euere Excellenz mich in seine Dienste zu nehmen die Gnade hatte. Nun frage ich Euere Excellenz mit Stolz, hat sie sich je über mich zu beklagen gehabt?"

„Nein," erwiederte der Graf, „und ich gestehe mit Vergnügen, Sie sind ein guter Diener, Bertuccio, obgleich es Ihnen an Vertrauen gebricht."

„Mir, Herr Graf?"

„Ja, Ihnen. Wie kommt es, daß Sie eine Schwä-

gerin und einen Adoptivsohn haben, und weder von der einen, noch von dem anderen mit mir sprachen?"

„Ach! Excellenz, ich muß ihnen noch den traurigsten Theil meines Lebens mittheilen. Ich reiste nach Corsica ab. Es drängte mich, wie Sie wohl begreifen werden, meine arme Schwägerin wiederzusehen und sie zu trösten; als ich aber nach Rogliano kam, fand ich das Haus in Trauer; es war eine furchtbare Scene vorgefallen, deren Erinnerung die Nachbarn noch bewahren. Meinem Rathe gemäß, widerstand meine Schwägerin den Forderungen von Benedetto, der sich jeden Augenblick alles Geld geben lassen wollte, das im Hause war. Eines Morgens bedrohte er sie und verschwand dann für den ganzen Tag. Sie weinte, denn die liebe Assunta hatte ein Mutterherz für den Elenden. Es kam der Abend, sie wartete auf ihn, ohne sich niederzulegen. Als er um eilf Uhr mit zweien von seinen Freunden, den gewöhnlichen Genossen aller seiner tollen Streiche, zurückkehrte, streckte sie die Arme gegen ihn aus; doch die Ruchlosen packten sie, und einer von den Dreien, ich befürchte, es war das höllische Kind, rief:

„„Wir wollen sie auf die Folter spannen, sie muß gestehen, wo sie ihr Geld hat.““

„Der Nachbar Wasilio war gerade in Bastia und nur seine Frau allein zu Hause. Niemand außer ihr konnte sehen oder hören, was bei meiner Schwägerin vorging. Zwei von ihnen hielten die arme Assunta, die an die Möglichkeit eines solchen Verbrechens nicht glauben konnte und denen zulächelte, welche ihre Henker werden sollten; der Dritte verrammelte Thüren und Fenster, kam dann zurück, und alle Drei miteinander näherten, das Geschrei erstickend, welches ihr der Schrecken bei so gräßlichen Vorbereitungen entriß, die Füße der armen Assunta der Kohlengluth, durch welche sie dieselbe zum Geständniß, wo unser kleiner Schatz verborgen war, zu bringen gedachten; doch im Kampfe fingen ihre Kleider Feuer: da ließen sie die Unglückliche

los, um nicht ſelbſt verbrannt zu werden. Gar
Flammen lief ſie nach der Thüre, aber die Thüre
verſchloſſen; ſie ſtürzte nach dem Fenſter, doch das
ſter war verrammelt. Nun hörte die Nachbarin
furchtbares Geſchrei; es war Aſſunta, welche um
rief. Bald dämpfte ſich ihre Stimme; die Schreie
wandelten ſich in ein Stöhnen, und als am an
Morgen, nach einer Nacht des Schreckens und der
die Frau von Waſilio aus ihrer Wohnung herauszu
wagte und unſer Haus durch den Richter öffnen ließ,
man Aſſunta halb verbrannt, aber noch athmend,
Schränke erbrochen, das Geld entwendet. Benedetto
Nogliano verlaſſen, um nie mehr dahin zurückzuk
Seit jenem Tage habe ich ihn nicht mehr geſehen
auch nicht von ihm ſprechen hören.

„Nachdem ich dieſe traurige Kunde vernomm
fügte Bertuccio bei, „begab ich mich zu Euerer
lenz. Ich konnte nicht von Benedetto ſprechen, w
verſchwunden, und nicht von meiner Schwägerin, we
todt war."

„Und was dachten Sie von dieſem Ereigniß?" f
Monte Chriſto.

„Es wäre die Strafe für das Verbrechen, we
ich begangen hatte. Oh! dieſe Villefort waren ein
fluchtes Geſchlecht."

„Ich glaube es," murmelte der Graf mit
finſteren Ausdruck.

„Und nun begreift Euere Excellenz wohl, daß
Haus, welches ich ſeitdem nicht mehr geſehen,
dieſer Garten, in welchem ich mich plötzlich wieder
daß dieſer Platz, wo ich einen Menſchen getödtet
die Erſchütterung in mir hervorbringen mußte,
Veranlaſſung Sie vernehmen wollten, denn ich weiß
gewiß, ob nicht hier vor mir, zu meinen Füßen,
von Villefort in dem Grabe liegt, das er für ſein
gegraben hatte."

„Es iſt in der That Alles möglich," ſprach

Christo von der Bank aufstehend, auf welcher er gesessen hatte, „sogar," fügte er ganz leise bei, „sogar, daß der Staatsanwalt nicht gestorben ist. Der Abbé Busoni hat wohl daran gethan, Sie mir zuzuschicken. Sie haben ebenfalls wohl daran gethan, mir Ihre Geschichte zu erzählen, denn ich werde keine schlimmen Gedanken mehr in Beziehung auf Ihre Person haben. Doch was den bösen Benedetto betrifft: haben Sie nie seine Spur aufzufinden gesucht, haben Sie nie zu erfahren gesucht, was aus ihm geworden ist?"

„Nie. Hätte ich gewußt, wo er wäre, so würde ich, statt zu ihm zu gehen, vor ihm geflohen sein, wie vor einem Ungeheuer. Nein, glücklicher Weise habe ich nie irgend einen Menschen der Welt von ihm sprechen hören, und ich hoffe, er ist todt."

„Hoffen Sie das nicht, Bertuccio: die Schlechten sterben nicht so, denn Gott scheint sie unter seine Obhut zu nehmen, um Werkzeuge seiner Rache aus ihnen zu machen."

„Es mag sein," versetzte Bertuccio. „Ich bitte den Himmel nur, ihn nie mehr sehen zu müssen. Und nun wissen Sie alles, Herr Graf," fügte der Intendant sein Haupt neigend bei: „Sie sind mein Richter hienieden, wie dies Gott dort oben sein mag .... Werden Sie mir nun nicht einige Worte des Trostes sagen?"

„Sie haben Recht, ich kann Ihnen sagen, was der Abbé Busoni sagen würde: Derjenige, welcher Sie geschlagen hatte, Villefort, verdiente eine Strafe für das, was er Ihnen gethan, und vielleicht noch für etwas Anderes. Benedetto, wenn er lebt, wird, wie ich Ihnen bemerkt habe, zu einer göttlichen Rache dienen. Sie aber haben sich in Wahrheit nur einen Vorwurf zu machen; fragen Sie sich, warum Sie das Kind, nachdem Sie es dem Tode entrissen, nicht seiner Mutter zurückgegeben haben; hierin liegt das Verbrechen, Bertuccio."

„Ja, Herr Graf, das ist das Verbrechen, denn ich

bin hiebei feig geweſen; hätte ich das Kind einmal i
das Leben zurückgerufen, ſo blieb mir nur Eines z
thun; ich mußte es, wie Sie geſagt haben, ſeine
Mutter zurückſchicken. Aber zu dieſem Berufe hätte ic
auch Nachforſchungen anſtellen, die Aufmerkſamkeit au
mich ziehen, mich vielleicht preisgeben müſſen; ich wollt
nicht ſterben, ich hing am Leben meiner Schwägeri
wegen, aus der uns Menſchen angeborenen Selbſtliebe
und ſetzte auch meinen Stolz darein, unverſehrt un
ſiegreich bei unſerer Rache zu bleiben; vielleicht hin
ich am Ende am Leben ganz einfach aus Liebe zu eb
dieſem Leben. Oh! ich bin kein Braver, wie mein ar
mer Bruder:"

Bertuccio verbarg ſein Geſicht in ſeinen beiden Hän
den, und Monte Chriſto heftete einen langen, unbeſchreib
lichen Blick auf ihn.

Dann nach einem kurzen, durch die Stunde und de
Ort noch feierlicher werdenden Stillſchweigen ſprach
der Graf mit einem bei ihm ungewöhnlichen Tone de
Schwermuth:

„Mein Herr Bertuccio, erinnern Sie ſich ſtets fol
gender Worte, ich habe ſie oft von dem Abbé Buſon
ausſprechen hören: Für jedes Uebel gibt es zwei Mit
tel, die Zeit und das Stillſchweigen. Laſſen Sie mich
nur eine Minute im Garten ſpazieren gehen, Herr
Bertuccio. Was für Sie, die handelnde Perſon, be
dieſer furchtbaren Scene eine ſchmerzhafte Erſchütte
rung hervorbringen muß, wird für mich eine beinah
ſanfte Empfindung ſein und dieſem Gute einen doppel
ten Werth verleihen. Die Bäume, Herr Bertuccio, ge
fallen nur, weil ſie Schatten geben, und der Schatten
gefällt nur, weil er voll von Träumen und Viſionen iſt.
Sehen Sie, ich habe einen Garten gekauft und glaubte
nur einen von Mauern eingeſchloſſenen Raum zu kau
fen, aber keines Wegs: es findet ſich, daß dieſer
Raum von Phantomen bevölkert iſt, welche gar nicht
im Vertrage aufgeführt ſind. Ich aber liebe die Phan-

tome, es ist mir nie zu Ohren gekommen, die Todten hätten in sechstausend Jahren so viel Böses gethan, als die Lebenden an einem einzigen Tage. Kehren Sie also zurück und schlafen Sie im Frieden. Ist Ihr Beichtiger im letzten Augenblick minder nachsichtig, als es der Abbé Busoni war, so lassen Sie mich kommen, wenn ich noch von dieser Welt bin, und ich werde Worte finden, welche Ihre Seele sanft in der Minute einwiegen, wo sie bereit ist, sich auf den Weg zu begeben und die große Reise zu machen, die man die Ewigkeit nennt."

Bertuccio verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen und entfernte sich mit einem tiefen Seufzer.

Monte Christo blieb allein; er machte vier Schritte vorwärts und sprach dann leise:

„Hier, bei dieser Platane ist das Grab, in welches das Kind gelegt wurde; dort die kleine Thüre, durch die man in den Garten trat; in jener Ecke die Geheimtreppe, welche nach dem Schlafzimmer führt. Ich glaube nicht, daß ich alles Dies aufzuschreiben brauche, denn hier, vor meinen Augen, um mich her, zu meinen Füßen, findet sich der Plan in Relief, der lebendige Plan."

Nach einem letzten Gange durch den Garten kehrte der Graf zu seinem Wagen zurück. Bertuccio, der ihn träumerisch sah, stieg, ohne ein Wort zu sagen, auf den Bock neben den Kutscher.

Der Wagen schlug wieder den Weg nach Paris ein.

Noch an demselben Abend, unmittelbar nach seiner Ankunft in dem Hause der Champs-Elysées, besichtigte Monte Christo die ganze Wohnung, wie es nur ein seit langen Jahren damit vertrauter Mensch hätte thun können; nicht ein einziges Mal öffnete er, obgleich er allein ging, eine Thüre statt einer andern, wählte er eine Treppe oder eine Flur, die ihn nicht dahin führte, wohin er gehen wollte. Ali begleitete ihn bei dieser nächtlichen Beschauung. Der Graf gab Bertuccio mehre

Befehle rücksichtlich der Verschönerung und Einthe
der Zimmer; dann zog er seine Uhr und sagte zu
aufmerksamen Nubier:

„Es ist halb zwölf Uhr, Hayde muß bald kom
Hat man die französischen Frauen davon in Ken
gesetzt?“

Ali streckte die Hand nach der für die schöne
chin bestimmte Wohnung aus, welche so abgele
und durch eine Tapetenthüre verborgen war, daß,
das ganze Haus besichtigen konnte, ohne zu vermu
daß es hier noch einen Salon und zwei bewohnte
mer gab; Ali streckte also die Hand nach dieser
nung aus, deutete die Zahl drei mit den Fingern
linken Hand an, legte dann den Kopf auf dieselbe
der flach gemachte Hand, und schloß die Augen,
schliefe er.

„Oh!“ sagte Monte Christo, der an dies
gewöhnt war, „es sind ihrer drei und sie warten
Schlafzimmer, nicht wahr?“

Ali bejahte, indem er den Kopf von obe
unten bewegte.

„Madame wird diesen Abend müde sein und
Zweifel schlafen wollen; veranlasse sie nicht zum
chen; die französischen Kammerfrauen sollen ihre
Gebieterin nur begrüßen und sich dann zurückziehen
wachst darüber, daß die griechische Kammerfrau nic
den französischen Frauen verkehrt.“

Ali verbeugte sich.

Bald hörte man den Hausmeister anrufe
Gitter öffnete sich, ein Wagen fuhr in die A
hielt vor der Freitreppe an. Der Graf gi
der Kutschenschlag war bereits offen; er r
Hand einer Frau, welche in einen großen
ganz mit Gold gestickten, von ihrem Haupte
lenden Schleier gehüllt war. Die junge Fr
die ihr dargebotene Hand, küßte
Liebe, und es wurden ein paar

von Seiten der jungen Frau, mit sanftem Ernste von Seiten des Grafen in jener klangvollen Sprache ausgetauscht, welche der alte Homer seinen Göttern in den Mund gelegt hat.

Dann wurde die junge Frau, welche niemand Anderes war, als die junge Griechin, die gewöhnliche Gefährtin von Monte Christo in Italien, Ali mit rosenfarbigen Wachskerzen voran, in ihre Wohnung geleitet, wonach sich der Graf in den für ihn vorbehaltenen Pavillon zurückzog.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht waren alle Lichter im Hotel ausgelöscht, und man konnte glauben, es schliefe Jedermann.

Sechstes Kapitel.

Der unbegränzte Credit.

Am andern Tage, gegen zwei Uhr Nachmittags, hielt eine mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannte Caleche vor der Thüre von Monte Christo; ein Mann in einem blauen Frack mit seidenen Knöpfen von derselben Farbe, mit einer weißen Weste, worauf eine ungeheure goldene Kette prangte; und mit haselnußfarbigen Beinkleidern, dabei mit so schwarzen und so tief auf die Augenbrauen herabfallenden Haaren, daß man im Zweifel stehen konnte, ob man sie für natürlich halten sollte, denn sie harmonirten gar zu wenig mit denen der unteren Runzeln, welche sie nicht zu bedecken vermochten; kurz ein Mann von fünfzig bis fünf und

fünfzig Jahren, der [illegible] Mühe gab, wie ein Bl
auszusehen, streckte seinen Kopf du[illegible] den Schlag
Coupé, auf dessen Füllung eine Baronskrone
war, und schickte seinen Groom zum Concierge,
fragen, ob der Graf von Monte Christo zu Hause

Mittlerweile betrachtete dieser Mann mit
Aufmerksamkeit, welche beinahe zur Unterschä
wurde, das Aeußere des Hauses, was man
Garten erschauen konnte, und die Livree von
Bedienten, welche hin- und hergingen. Das An
ses Mannes war lebhaft, aber mehr verschmitzt
geistreich; seine Lippen waren so dünn, daß sie
gegen Außen vorzuspringen, in den Mund zurückt
die Breite und das Hervorragen der Backenk
ein untrügliches Zeichen der Schlauheit, das
gedrückte der Stirne, die Aushauchung des Hint
tes, das um ein Bedeutendes nichts weniger als
kratische Ohren überschritt, trugen dazu bei, für
Physiognomiker einen beinahe zurückstoßenden Ch
dem Gesichte dieser Person zu verleihen, welche
sich in den Augen des gemeinen Volkes durch ihre
vollen Haare, durch den ungeheuren Diamant
Hemde und das rothe Band, das sich an ihre
von einem Knopfloch zum andern ausdehnte, m
empfahl.

Der Groom klopfte an das Fenster des
und fragte:

„Wohnt hier nicht der Herr Graf von
Christo?“

„Seine Excellenz wohnt hier,“ antwortete
cierge; „aber . . . „Er befragte Ali mit eine

Ali machte ein verneinendes Zeichen.

„Aber?“ sagte der Groom.

„Aber Seine Excellenz ist nicht sichtbar,“
der Concierge.

„Dann nehmen Sie diese Karte von
bieter, dem Herrn Baron von Danglars.

dieselbe dem Herrn Grafen von Monte Christo, und sagen Sie ihm, in die Kammer fahrend habe mein Herr einen Umweg gemacht, um sich die Ehre zu geben, ihm einen Besuch abzustatten."

„Ich spreche nicht mit seiner Excellenz," versetzte der Concierge: „der Kammerdiener wird die Sache besorgen."

Der Groom kehrte zu dem Wagen zurück.

„Nun?" fragte Danglars.

Etwas beschämt durch die Lection, die es erhalten hatte, überbrachte das Kind seinem Herrn die Antwort des Concierge.

„Oh! oh!" rief Danglars, „dieser Herr ist also ein Prinz, daß man ihn Excellenz nennt und daß nur sein Kammerdiener mit ihm zu sprechen befugt ist; gleichviel, da er einen Credit auf mich hat, muß ich ihn besuchen, wenn er Geld zu erheben wünscht."

Und er warf sich in seinen Wagen zurück und rief dem Kutscher so laut zu, daß man es auf der andern Seite der Straße hören konnte:

„In die Deputirtenkammer!"

Durch eine Jalousie seines Pavillon hatte Monte Christo, zu rechter Zeit benachrichtigt, den Baron gesehen und unterstützt von einer vortrefflichen Lorgnette mit derselben Aufmerksamkeit studirt, mit der Danglars zu Werke ging, als er das Haus, den Garten und die Livreen analysirte.

„Dieser Mensch," sagte er, während er mit einer Geberde des Ekels die Röhren seines Augenglases in ihre elfenbeinerne Scheide zurückschob, „dieser Mensch ist offenbar ein häßliches Geschöpf; erkennt man nicht beim ersten Male, wo man ihn sieht, die Schlange an der platten Stirne, den Geier an dem gewölbten Schädel und den Mäusefalken an dem scharfen Schnabel!"

„Ali!" rief er und schlug zugleich einmal auf das Glöckchen. Ali erschien. „Hole Bertuccio."

Beinahe in dem[illegible]en Augenblick [illegible] der Int
dant ein.

„Euere Excellenz hat mich rufen lassen?“ spr
Bertuccio.

„Ja, mein [illegible]r. [illegible]hen Sie die Pferde geseh
welche so eben vo[illegible] [illegible]ühre hielten?“

„Allerdings, [illegible] [illegible]e sind sehr schön.“

„Wie kommt es, [illegible]e Monte Christo die Sti
faltend, „wie kommt es, daß es, wenn ich die z
schönsten Pferde von Paris verlange, in Paris n
zwei andere Pferde gibt, welche so schön sind, als
meinigen, und daß diese [illegible]ferde nicht in meinem St
stehen?“

Bei dem Runzeln dieser Stirne und dem stren
Tone dieser Stimme be[illegible] Ali das Haupt und
bleichte.

„Es ist nicht [illegible] [illegible]ler, guter Ali,“ sprach
Graf arabisch mit [illegible] [illegible]anftheit, welche man we
in seiner Stimme [illegible] auf seinem Gesichte zu fin
erwartet hätte, „Du verstehst Dich nicht auf engli
Pferde.“

Die Heiterkeit kehrte in die Züge von Ali zurück.

„Mein Herr Graf,“ sagte Bertuccio, „die Pferde,
denen Sie sprechen, waren nicht käuflich.“

Monte Christo zuckte die Achseln und erwiederte:

„Erfahren Sie, mein Herr Intendant, daß s
Alles für denjenigen käuflich ist, welcher den Preis
machen weiß.“

„Herr Danglars hat sechzehntausend Franken da
bezahlt.“

„Dann [illegible] man [illegible] zwei und dreißigtausend bi
müssen; er ist [illegible] ein Banquiers versäumt
eine Gelegenheit, sein Kapital zu verdoppeln.“

„Spricht der Herr Graf im Ernste?“ fragte B
tuccio.

Monte Christo schaute den [illegible]nten wie

Mensch an, der darüber erstaunt, daß man eine solche Frage an ihn zu machen wagt, und sprach sodann:

„Ich habe diesen Abend einen Besuch zurückzugeben; die zwei Pferde müssen mit neuem Geschirr an meinen Wagen gespannt sein."

Bertuccio verbeugte sich, um wegzugehen; an der Thüre blieb er noch einmal stehen und fragte:

„Um wie viel Uhr gedenkt Seine Excellenz den Besuch zu machen?

„Um fünf Uhr."

„Ich erlaube mir, Euerer Excellenz zu bemerken, daß es zwei Uhr ist," sagte der Intendant.

„Ich weiß es," erwiederte Monte Christo mit trockenem Tone; dann sich an Ali wendend:

„Laß alle Pferde an Madame vorüberführen, damit sie sich das Gespann auswählen kann, welches ihr am meisten gefällt; will sie mit mir zu Mittag speisen, so mag sie es mir sagen lassen, man servirt dann bei ihr; gehe und schicke mir den Kammerdiener."

Ali war kaum verschwunden, als der Kammerdiener ebenfalls eintrat.

„Herr Baptistin," sprach der Graf, „Sie sind seit einem Jahre in meinem Dienst; das ist die Probzeit, welche ich gewöhnlich meinen Leuten auferlege; Sie sagen mir zu."

Baptistin verbeugte sich.

„Nun fragt es sich nur noch, ob ich Ihnen zusage."

„Oh! mein Herr Graf!" rief Baptistin.

„Hören Sie mich bis zum Ende. Sie erhalten im Jahr fünfzehnhundert Franken, das heißt den Gehalt eines guten braven Officiers, der jeden Tag sein Leben einsetzt; Sie haben eine Tafel, wie sie sich viele Bureaurefs, unglückliche, unendlich mehr beschäftigte Leute, wünschen würden. Ein Diener, haben Sie selbst wieder Diener, welche für Ihr Weißzeug und Ihre andern Bedürfnisse sorgen. Außer den fünfzehnhundert Franken

Gehalt stehlen Sie mir bei den Ankäufen, welche Sie für meine Toilette zu machen haben, noch ungefähr weitere fünfzehnhundert Franken jährlich."

„Oh! Herr Graf."

„Ich beklage mich nicht, Herr Baptistin, denn ich finde dies nicht übermäßig; doch wünsche ich, daß es dabei bleiben möge. Sie werden also nirgends einen Posten dem ähnlich finden, welche Ihnen Ihr gutes Glück geschenkt hat. Ich schlage meine Leute nie, ich fluche nie, ich gerathe nie in Zorn, ich vergebe stets einen Irrthum, doch nie eine Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit. Meine Befehle sind gewöhnlich kurz, aber klar und genau; ich will sie lieber zwei- und sogar dreimal wiederholen, als falsch ausgelegt sehen. Ich bin reich genug, um Alles zu erfahren, was ich erfahren will, und ich bin sehr neugierig, das sage ich Ihnen zum Voraus. Hörte ich nun, Sie hätten im Guten oder Schlechten von mir gesprochen, meine Handlungen beurtheilt, mein Benehmen überwacht, so würden Sie auf der Stelle mein Haus verlassen. Ich warne meine Diener nur ein einziges Mal, Sie sind gewarnt, gehen Sie!"

Baptistin verbeugte sich und machte ein paar Schritte, um sich zu entfernen.

„Doch halt," sprach der Graf, „ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich jedes Jahr eine gewisse Summe auf den Kopf meiner Leute anlege. Diejenigen, welche ich wegschicke, verlieren natürlich dieses Geld, das den Bleibenden zu gut kommt, welche nach meinem Tode ein Recht darauf haben. Sie sind ein Jahr bei mir; Ihr Vermögen hat begonnen, sorgen Sie dafür, daß es zunimmt."

Diese Rede in Gegenwart von Ali, der ganz unempfindlich dabei blieb, weil er kein Wort Französisch verstand, brachte auf Baptistin eine Wirkung hervor, welche alle diejenigen begreifen werden, die ein wenig die Physiologie des französischen Bedienten studirt haben.

„Es soll mein Bestreben sein, mich in allen Punkten
it den Wünschen Euerer Excellenz in Einklang zu setzen,"
agte er; „überdies werde ich mir Herrn Ali zum Vor-
ild nehmen."

„Oh! keines Wegs," sprach der Graf mit einer Mar-
orkälte. „Bei Ali sind viele Fehler mit seinen guten
igenschaften vermischt; nehmen Sie kein Beispiel an ihm,
enn Ali ist eine Ausnahme; er hat keinen Lohn, er ist
ein Diener; er ist mein Sklave, mein Hund; verfehlt er
ch gegen seine Pflicht, so jage ich ihn nicht fort, sondern
h tödte ihn."

Baptistin riß die Augen weit auf.

„Sie zweifeln?" fragte Monte Christo.

Und er wiederholte in arabischer Sprache die Worte,
elche er französisch zu Baptistin gesprochen hatte.

Ali hörte, lächelte, näherte sich seinem Herrn, setzte
in Knie auf die Erde und küßte ihm ehrfurchtsvoll die
and.

Diese kleine Zugabe zu der Lection seines Gebieters
achte das Maß des Erstaunens bei Herrn Bapti-
in voll.

Der Graf hieß durch ein Zeichen Baptistin weggehen
nd Ali ihm folgen. Beide begaben sich in sein Cabinet,
o eine lange Unterredung stattfand.

Um fünf Uhr schlug der Graf dreimal auf sein Glöck-
hen. Ein Schlag rief Ali, zwei riefen Baptistin, drei
Bertuccio.

„Meine Pferde!" sprach Monte Christo.

„Sie sind angespannt, Excellenz," erwiederte Bertuc-
io. „Habe ich den Herrn Grafen zu begleiten?"

„Nein, der Kutscher, Ali und Baptistin, sonst Nie-
nand."

Der Graf ging hinab und erblickte an seinem Wagen
ie Pferde, welche er wenige Stunden zuvor an dem
Wagen von Danglars bewundert hatte.

„Diese Thiere sind in der That schön," sagte er,

„und Sie haben wohl daran gethan, dieſelben zu kaufen, nur war es ein wenig ſpät.“

„Excellenz,“ entgegnete Bertuccio, „es hat mir viel Mühe gemacht, ſie zu erhalten, und der Preis derſelben iſt ſehr hoch.“

„Kommen Ihnen die Pferde darum minder ſchön vor?“ fragte der Graf die Achſeln zuckend.

„Iſt Euere Excellenz zufrieden, ſo iſt Alles gut. Wohin fährt Euere Excellenz?“

„Rue de la Chauſſée-d'Antin, zum Herrn Baron von Danglars.“

Dieſes Geſpräch fand oben auf der Freitreppe ſtatt. Bertuccio machte einen Schritt, um die erſte Stufe hinabzuſteigen.

„Sachte, mein Herr,“ rief Monte Chriſto ihn zurückhaltend. „Ich bedarf eines Gutes an der Seeküſte, in der Normandie zum Beiſpiel, zwiſchen dem Havre und Boulogne. Ich gebe Ihnen Raum, wie Sie ſehen. Bei dieſem Ankauf müſſen Sie auf einen kleinen Hafen, ein kleines Krek, eine kleine Bucht bedacht ſein, wo meine Corvette einlaufen und ſich halten kann; ihr Tiefgang beträgt nur fünfzehn Fuß. Das Schiff muß ſtets bereit ſein, in See zu gehen, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es mir beliebt, demſelben ein Signal zu geben. Sie erkundigen ſich bei allen Notaren nach einem Gute, das den von mir angegebenen Bedingungen entſpricht; haben Sie ein ſolches in Erfahrung gebracht, ſo beſichtigen Sie es, und wenn Sie damit zufrieden ſind, kaufen Sie dasſelbe in meinem Namen. Die Corvette iſt auf dem Wege nach Fécamp, nicht wahr?“

„An demſelben Abend, an welchem wir Marſeille verließen, ſah ich ſie in See gehen.“

„Und die Yacht?“

„Die Yacht hat Befehl, in Martigues zu bleiben.“

„Gut! Sie correſpondiren von Zeit zu Zeit mit den

zwei Patronen, welche die Schiffe befehligen, damit sie nicht einschlafen."

"Und das Dampfboot?"

"Das in Chalons ist?"

"Ja."

"Dieselben Befehle, wie für die Segelschiffe."

"Sehr wohl."

"So bald das Gut gekauft ist, muß ich Relais von zehn zu zehn Stunden auf der Straße nach dem Norden und auf der nach dem Süden haben."

"Euere Excellenz kann auf mich bauen."

Der Graf machte ein Zeichen der Zufriedenheit, stieg die Stufen hinab und sprang in seinen Wagen, der, von dem herrlichen Gespann im Trabe fortgezogen, erst vor dem Hotel des Banquier anhielt.

Danglars führte eben den Vorsitz bei einer für Eisenbahn-Angelegenheiten ernannten Commission, als man ihm den Besuch des Grafen von Monte Christo meldete. Die Sitzung war übrigens beinahe zu Ende.

Bei dem Namen des Grafen stand er auf und sprach, sich an seine Collegen wendend, von denen mehrere ehrenwerthe Mitglieder der einen oder der andern Kammer waren:

"Meine Herren, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie verlasse, aber denken Sie sich, daß das Haus Thomson und French in Rom einen gewissen Grafen von Monte Christo an mich adressirt und ihm zugleich einen unbegränzten Credit bei mir eröffnet. Es ist der possierlichste Scherz, den sich je meine Correspondenten im Ausland gegen mich erlaubt haben. Sie werden begreifen, di Neugierde hat mich gepackt und hält mich noch fest ich bin auch diesen Morgen bei dem angeblichen Graf vorgefahren. Wäre er ein wirklicher Graf, so kön er, wie Sie einsehen werden, nicht so reich sein. D Herr war nicht sichtbar. Sind die Manieren, wel sich der Meister Monte Christo erlaubt, Ihrer sicht nach nicht die einer Hoheit oder einer

man in den Ländern, wo es noch Baronen gibt, nommen hat, gerade weil man keine mehr macht. bin darüber entzückt, sage ich; ich werde nicht haben, mich selbst vorzustellen, was immer ein wenig lich ist. Sie hatten also bereits einen Avisbrief en gen?"

„Ja, aber ich gestehe, daß ich den Sinn de nicht vollkommen begriff."

„Bah!"

„Ich wollte mir sogar die Ehre geben, Sie suchen, um mir einige Erläuterungen von Ihnen bitten."

„Thun Sie dies; ich höre und bin bereit, z worten."

„Dieser Brief, ich habe ihn, glaube ich, be (Er suchte in seiner Tasche.) Ja, hier ist er. Dieser eröffnet dem Herrn Grafen einen unbegränzten auf mein Haus."

„Nun, mein Herr Baron, was finden Sie Dunkles?"

„Nichts, mein Herr, außer dem Worte u gränzt."

„Wie, ist der Ausdruck nicht gut? Sie beg der Brief ist von Engländern geschrieben."

„Ah! ganz gewiß, hinsichtlich der Syntaxe ist dagegen einzuwenden, doch nicht ebenso verhält e mit dem Rechnungsgeschäft."

„Dünkt Ihnen das Haus Thomson und Frenc vollkommen sicher, mein Herr Baron?" sagte Monte mit der naivsten Miene der Welt. „Teufel! das mir ärgerlich, denn ich habe einige Fonds bei den angelegt."

„Vollkommen sicher," erwiederte Danglars mit beinahe spöttischen Lächeln; „aber der Sinn des unbegränzt ist bei finanziellen Dingen so unbestim

„Daß er unbegränzt ist, nicht wahr?"

„Das ist es gerade, was ich sagen wollte; das Unbestimmte aber ist der Zweifel, und im Zweifel enthalte Dich, spricht der Weise."

„Und dies bedeutet, daß wenn das Haus Thomson und French geneigt ist, Tollheiten zu machen, das Haus Danglars keine Lust hat, sein Beispiel zu befolgen."

„Wie so, Herr Graf?"

„Ja gewiß, die Herren Thomson und French machen Geschäfte ohne bestimmte Zahlen, aber Herr Danglars hat eine Grenze bei den seinigen; er ist ein weiser Mann, wie er so eben bemerkte."

„Mein Herr," sprach der Banquier stolz, „es hat noch Niemand mit meiner Kasse gerechnet."

„Dann werde ich anfangen, wie es scheint," erwiederte Monte Christo mit kaltem Tone.

„Wer sagt Ihnen das?"

„Die Erläuterungen, welche Sie von mir verlangen, denn sie haben große Aehnlichkeit mit Zögerungen."

Danglars biß sich in die Lippen; es war zum zweiten Male, daß er von diesem Manne geschlagen wurde, und zwar diesmal auf einem Gebiete, welches er das einige nennen konnte. Seine spöttische Höflichkeit war nur geheuchelt und berührte jenes Extrem, welches der Unverschämtheit so nahe steht.

Monte Christo dagegen lächelte auf das Anmuthigste der Welt und besaß, wenn er wollte, ein gewisses naives Wesen, das ihm sehr zum Vortheile gereichte.

„Mein Herr," sprach Danglars nach kurzem Stillschweigen, „ich will es versuchen, mich dadurch verständlich zu machen, daß ich Sie bitte, selbst die Summe zu bestimmen, die Sie von mir zu erheben gedenken."

„Mein Herr," antwortete Monte Christo, entschlossen, keinen Zoll breit Land bei dieser Verhandlung zu verlieren, „wenn ich einen unbegränzten Credit auf Sie verlangt habe, so geschah dies, weil ich den Be-

trag der Summen, deren ich bedürfen würde, i
wußte."

Der Banquier glaubte, der Augenblick sei gekom
die Oberhand zu gewinnen, warf sich in sein Faut
zurück und sprach mit einem stolzen, plumpen Lächeln

„Oh! mein Herr, fürchten Sie sich nicht, Ih
Wunsch auszudrücken, Sie werden sich überzeugen,
die Kasse des Hauses Danglars, so beschränkt sie o
ist, doch den ausgedehntesten Forderungen zu entspre
vermag, und sollten Sie auch eine Million verlangen.

„Wie beliebt?"

„Ich sage eine Million," wiederholte Danglars
dem Nachdruck der Gemeinheit.

„Und was soll ich mit einer Million thun?" ent
nete der Graf. „Guter Gott! wenn ich nur eine S
lion gebraucht hätte, . . . einer solchen Erbärmlich
wegen würde ich mir nicht haben einen Credit auf
eröffnen lassen! Eine Million habe ich stets in me
Brieftasche oder in meinem Reisenécessaire."

Hiebei zog Monte Christo aus einem kleinen Car
worin seine Visitenkarten waren, zwei Bons au por
auf den Staatsschatz, jedes von fünfmal hunderttau
Franken.

Einen Menschen wie Danglars mußte man
schlagen und nicht ihm mit leichten Stichen zu L
gehen. Der Keulenschlag that seine Wirkung. Der B
quier wankte und hatte den Schwindel; er schaute Mo
Christo mit zwei verdutzten Augen an, deren Stern
furchtbar erweiterte.

„Gestehen Sie mir, daß Sie dem Hause Thom
und French mißtrauen?" sagte Monte Christo. „M
Gott, das ist ganz einfach, ich habe einen solchen S
vorhergesehen und, obgleich den Geschäften ziemlich fre
meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Hier sind noch
Briefe, dem ähnlich, welchen Sie erhalten haben;
eine ist von dem Hause Arnstein und Eskeles in

auf den Herrn Baron von Rothschild, der andere von dem Hause Baring in London auf Herrn Laffitte. Sagen Sie ein Wort, und ich überhebe Sie jeder Unruhe, indem ich mich an das eine oder das andere von diesen zwei Häusern wende."

Hiemit war es geschehen; Danglas war besiegt; er öffnete mit sichtbarem Zittern die beiden Briefe von Wien und London, die ihm der Graf mit den Fingerspitzen darreichte, und untersuchte die Aechtheit der Unterschriften mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, welche für Monte Christo beleidigend gewesen wäre, wenn er sie nicht der Verwirrung des Banquier zu gut gehalten hätte.

„Oh! mein Herr, diese drei Unterschriften sind Millionen werth," sprach Danglars, indem er sich erhob, als wollte er in dem Manne, welcher vor ihm stand, die personificirte Macht des Geldes begrüßen. „Drei unbegränzte Credite auf unsere drei Häuser! Verzeihen Sie, Herr Graf, aber wenn man auch mißtrauisch zu sein aufhört, so kann man doch noch erstaunt bleiben."

„Oh! ein Haus wie das Ihrige dürfte wohl nicht staunen," erwiederte Monte Christo mit aller ihm zu Gebot stehenden Höflichkeit. „Sie können mir also einiges Geld schicken?"

„Sprechen Sie, mein Herr Graf, ich bin zu Ihren Befehlen."

„Nun, da wir uns verstehen, . . nicht wahr, wir verstehen uns?"

Danglars machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Und Sie haben kein Mißtrauen mehr?" fuhr Monte Christo fort.

„Oh! mein Herr Graf," rief der Banquier, „ich hatte nie eines."

„Nein, Sie wollten nur einen Beweis haben. Nun also, da wir uns verstehen, nun, da Sie kein Miß-

trauen mehr hegen, wollen wir eine allgemeine Summ
für das erſte Jahr feſtſtellen, ſechs Millionen etwa."

„Sechs Millionen, es ſei!" verſetzte der Banquier ga
betäubt.

„Brauche ich mehr," fuhr Monte Chriſto mit gleic
gültigem Weſen fort, „ſo ſetzen wir mehr. Doch ich g
denke nur ein Jahr in Frankreich zu bleiben, und währe
dieſes Jahrs überſchreite ich dieſe Summe wohl nicht.
übrigens werden wir ſehen . . . Schicken Sie mir mo
gen zum Anfang fünfmal hundert tauſend Franken, i
werde bis zur Mittagsſtunde zu Hauſe ſein; und wäre di
auch nicht der Fall, ſo fände ſich ein Empfangsſchein b
meinem Intendanten."

„Das Geld wird morgen Vormittag um zehn Uh
bei Ihnen ſein, mein Herr Graf," erwiederte Danglar
„Wollen Sie Gold, Bankbillets oder Silber?"

„Ich bitte, zur Hälfte Gold, zur Hälfte Ban
billets."

Der Graf ſtand auf.

„Ich muß Ihnen geſtehen, Herr Graf," ſagte Dang
lars, „ich glaubte genaue Kenntniſſe von allen ſchön
Vermögen in Europa zu haben, und dennoch war m
das Ihrige, welches beträchtlich zu ſein ſcheint, völlig u
bekannt; es iſt neu?"

„Nein, mein Herr, es iſt im Gegentheil von ſeh
altem Datum; dieſes Vermögen war eine Art von Fa
milienſchatz, den man nicht berühren durfte; die Anhä
fung der Intereſſen deſſelben hat das Kapital verdre
facht; die von dem Erblaſſer feſtgeſtellte Epoche iſt e
vor ein paar Jahren abgelaufen, und erſt ſeit dieſen pa
Jahren; bin ich im Genuß; ſomit iſt ihre Unwiſſenhe
in dieſem Punkte ganz natürlich; übrigens werden S
den Stand der Dinge in einiger Zeit genauer kenne
lernen."

Der Graf begleitete dieſe Worte mit jenem bleich
Lächeln, das Franz d'Epinay ſo bange machte.

„Mit Ihrem Geſchmack und Ihrer Geſinnung, mi

Herr Graf,“ fuhr Danglars fort, „werden Sie in der Hauptstadt einen Luxus entwickeln, der uns arme kleine Millionäre insgesammt in den Staub treten muß; da Sie jedoch ein Liebhaber der Kunst zu sein scheinen, denn bei meinem Eintritte betrachteten Sie meine Gemälde, so bitte ich Sie um Erlaubniß, Ihnen meine Gallerie zeigen zu dürfen; lauter alte Gemälde, lauter Bilder von Meistern, wofür man mir garantirt hat; ich liebe die Neueren nicht.“

„Sie haben Recht, mein Herr, denn sie leiden gewöhnlich an einem Fehler, an dem, daß sie noch nicht Zeit gehabt haben, alt zu werden.“

„Kann ich Ihnen einige Statuen von Thorwaldsen, von Bartolini, von Canova, lauter fremden Meistern, zeigen? Sie sehen, ich lege keinen Werth auf die französischen Künstler.

„Sie haben das Recht, ungerecht gegen sie zu sein, mein Herr, denn es sind Ihre Landsleute.“

„Doch alles Dies später, wenn wir nähere Bekanntschaft gemacht haben; für heute beschränke ich mich darauf, Sie, wenn Sie mir erlauben wollen, der Frau Baronin von Danglars vorzustellen; entschuldigen Sie meinen Eifer, Herr Graf, doch ein Kunde, wie Sie, gehört beinahe zur Familie.“

Monte Christo verbeugte sich und zeigte dadurch, er nähme die Ehre an, die ihm der Finanzmann zu erweisen die Güte haben wollte.

Danglars läutete; es erschien ein Lackei in auffallender Livrée.

„Ist die Frau Baronin zu Hause?“ fragte Danglars.

„Ja, Herr Baron,“ antwortete der Lackei.

„Allein?“

„Nein, die Frau Baronin hat Gesellschaft.“

„Nicht wahr, es ist nicht unbescheiden, wenn ich Sie in Gegenwart von Andern vorstelle? Sie beobachten kein Incognito, Herr Graf?“

„Nein, mein Herr Baron," erwiederte Monte Chriſt lächelnd, „ich maße mir dieſes Recht nicht an."

„Und wer iſt bei der Frau Baronin? Herr Debray? fragte Danglars mit einer Gutmüthigkeit, welche Mont Chriſto, der bereits über die durchſichtigen Geheimniſſ im Hauſe des Financier belehrt war, innerlich lächel machte.

„Ja, Herr Baron, Herr Debray," antwortete de Lackei.

Danglars machte ein Zeichen mit dem Kopfe. Dan ſich gegen Monte Chriſto wendend, ſagte er:

„Herr Lucien Debray, ein alter Freund von un iſt geheimer Secretaire beim Miniſter des Innern. J Betreff meiner Frau muß ich Ihnen bemerken, daß ſ ſich durch die Heirath mit mir unter ihren Stan erniedigt hat, denn ſie gehört einer alten Familie an; ſ iſt ein Fräulein von Serviéres, Witwe in erſter Ehe v dem Herrn Oberſten Marquis von Nargonne."

„Ich habe nicht die Ehre, die Frau Baronin v Danglars zu kennen; aber Herrn Lucien Debray traf i unmittelbar nach meiner Ankunft."

„Bah! wo denn?"

„Bei Herrn von Morcerf."

„Ah! Sie kennen den kleinen Vicomte."

„Wir waren miteinander zur Zeit des Carnevals i Rom."

„Ah! ja; habe ich nicht von etwas wie von eine ſonderbaren Abenteuer mit Banditen, mit Räubern Ruinen ſprechen hören, deren Händen er auf eine wunde bare Weiſe entriſſen wurde? Ich glaube, er hat mein Frau und meiner Tochter bei ſeiner Rückkehr aus Italie dergleichen erzählt."

„Die Frau Baronin erwartet die Herren," melde der Lackei zurückkehrend.

„Ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen ſprach Danglars mit einer Verbeugung.

„Und ich folge Ihnen," verſetzte Monte Chriſto.

Siebentes Kapitel.

Das Apfelschimmel-Gespann.

Gefolgt von dem Grafen, durchschritt der Baron eine Reihe durch ihre schwerfällige Pracht und den darin herrschenden übermäßig schlechten Geschmack merkwürdiger Zimmer und gelangte in das Boudoir von Madame Danglars, ein kleines achteckiges Zimmer, mit rosa Atlas austapezirt, den man mit indischer Mousseline überzogen hatte; die Fauteuils waren von altem vergoldetem Holz mit alten Stoffen; über den Thüren waren Gemälde; Schäferscenen in der Weise von Boucher darstellend, angebracht; zwei mit der übrigen Ausstattung im Einklang stehende hübsche Pastellen in Medaillon machten endlich aus diesem Zimmer das einzige des ganzen Hotel, das einigen Charakter hatte; dasselbe war allerdings dem zwischen Herrn Danglars und seinem Baumeister, einer der erhabensten Berühmtheiten des Kaiserreichs, besprochenen und festgestellten allgemeinen Plan entgangen, und die Baronin hatte sich mit Lucien Debray allein die Ausschmückung vorbehalten. Herr Danglars, ein großer Bewunderer des Antiken, nach den Begriffen und Ansichten zur Zeit des Directorium, verachtete auch diesen zierlichen kleinen Winkel, wo er in der Regel nur eingelassen wurde, wenn er seine Gegenwart durch die Einführung eines Dritten zu entschuldigen wußte; in der Wirklichkeit war es also nicht Danglars, welcher vorstellte, sondern er wurde im Gegentheil vorgestellt und gut oder schlecht empfangen, je nachdem das Gesicht des Besuches der Baronin angenehm oder unangenehm war.

Madame Danglars, deren Schönheit trotz ihrer sechs und dreißig Jahre genannt werden konnte, saß an

ihrem Klavier, einem Meisterwerke von eingeleg
heit, während Lucien, an einem Tische sitzend, ein
durchblätterte.

Lucien hatte schon vor der Erscheinung des
Zeit gehabt, der Baronin allerlei Dinge in Be
auf seine Person zu erzählen. Man weiß, welche
druck Monte Christo während des Frühstücks bei
auf dessen Gäste hervorbrachte; dieser Eindruck, se
empfänglich im Ganzen Debray war, hatte sich
noch nicht verwischt und die Mittheilungen, die
Baronin über den Grafen machte, waren ganz
erfüllt. Durch die früheren Erzählungen von
und durch neue von Debray beigefügte Einze
erregt, hatte die Neugierde von Madame Dangl
höchsten Grad erreicht. Die Anordnung mit dem
und dem Album war auch nur eine List, wie
häufig in der Welt anwendet, um die größte Un
verbergen. Die Baronin empfing Herrn Dangl
einem Lächeln, wie es ihm gewöhnlich nicht zu
wurde. Der Graf erhielt im Austausch für seine
eine ceremoniöse, aber zugleich freundliche Verneig

Lucien wechselte mit dem Grafen einen G
Halbbekanntschaft und mit Danglars eine Geber
Vertraulichkeit.

„Frau Baronin," sprach Danglars, „erlaub
mir, Ihnen den Herrn Grafen von Monte Chri
zustellen, der von meinen Correspondenten in R
den dringendsten Empfehlungen an mich adressirt
habe nur ein Wort zu sagen, das ihn im Augenbl
Liebling von allen unseren schönen Damen machen
er kommt nach Paris, um ein Jahr hier zu bleib
während dieses Jahrs sechs Millionen auszugeben
verspricht eine Reihe von Bällen, Mittagsmahle
Mitternachtsschmäusen, wobei der Herr Graf,
hoffe, uns eben so wenig vergessen wird, als wir
unseren kleinen Festen vergessen werden."

Obgleich die Vorstellung ziemlich plump lobrednerisch war, so ist doch ein Mensch, der nach Paris kommt, um in einem Jahre das Vermögen eines Fürsten zu verbrauchen, etwas so Seltenes, daß Madame Danglars auf Monte Christo einen Blick warf, dem es nicht an einer gewissen Theilnahme gebrach.

„Wann sind Sie angelangt, mein Herr?" fragte die Baronin.

„Gestern früh."

„Und Sie kommen Ihrer Gewohnheit gemäß, wie man mir gesagt hat, vom Ende der Welt?"

„Diesmal nur ganz einfach von Cadix."

„Oh! Sie erscheinen in einer abscheulichen Jahreszeit; Paris ist im Sommer fürchterlich; es gibt keine Bälle, keine Gesellschaften, keine Feste. Die italienische Oper ist in London, die französische Oper überall, mit Ausnahme von Paris; und was das Théâtre-Français betrifft, so wissen Sie, daß es nirgends mehr ist. Somit bleiben uns als einzige Zerstreuung nur noch ein paar unglückliche Wettrennen auf dem Cham-de-Mars und in Satory. Werden Sie rennen lassen, Herr Graf?"

„Ich, Madame," erwiederte Monte Christo; „ich werde Alles thun, was man in Paris thut, wenn ich das Glück habe, Jemand zu finden, der mich auf eine entsprechende Weise über die französischen Gebräuche und Gewohnheiten belehrt."

„Sie sind Liebhaber von Pferden, Herr Graf?"

„Ich habe einen Theil meines Lebens im Orient zugebracht, Madame, und die Orientalen schätzen, wie Sie wissen, nur zwei Dinge in der Welt, den Adel der Pferde und die Schönheit der Frauen."

„Ah! Herr Graf," entgegnete die Baronin, „Sie hätten die Artigkeit haben sollen, die Frauen voranzusetzen."

„Sie sehen, Madame, daß ich Recht hatte, wenn ich mir so eben einen Führer wünschte, der mir in den französischen Sitten Anleitung zu geben vermöchte."

In diesem Augenblick trat die Lieblingskam
der Baronin Danglars ein, näherte sich ihrer G
und flüsterte ihr ein paar Worte in das Ohr.

Madame Danglars entgegnete erbleichend:

„Es ist unmöglich!"

„Nein, es ist die strengste Wahrheit," spr
Kammerfrau.

Madame Danglars fragte, sich an ihren
wendend:

„Ist es wahr, mein Herr?"

„Was, Madame?" erwiederte er sichtbar beu

„Was mir diese sagt!"

„Und was sagt sie Ihnen?"

„Sie sagt mir, mein Kutscher habe, als er
nen wollte, meine Pferde nicht mehr im Stalle ge
ich frage Sie, was soll das bedeuten?"

„Madame, hören Sie mich."

„Oh! ich höre Sie, denn ich bin neugier
erfahren, was Sie mir sagen werden; ich mac
Herren zu Richtern zwischen uns und will damit
nen, daß ich ihnen mittheile, wie sich die Sache
Meine Herren," fuhr die Baronin fort, „der He
ron von Danglars hat zehn Pferde im Stall;
diesen zehn Pferden gehören zwei mir, reizende
die schönsten Pferde von Paris; Sie kennen Sie
Debray, meine Apfelschimmel. Nun, in dem Aug
wo Frau von Villefort meinen Wagen von mir e
wo ich ihr denselben für morgen zu einer Spaz
zusage, finden sich meine zwei Pferde nicht mehr.
Danglars wird ein paar tausend Franken darauf
winnen gewußt und sie verkauft haben. Oh!
Gott, es ist eine gemeine Race, die Race der
lanten!"

„Madame," erwiederte Danglars, „die Pfer
ren zu lebhaft und kaum vier Jahre alt, sie macht
grausam bange für Sie."

„Ei! mein Herr, Sie wissen wohl, daß seit

Monat der beste Kutscher von Paris in meinem Dienste ist, wenn Sie ihn nicht etwa mit den Pferden verkauft haben."

„Liebe Freundin, ich werde ähnliche, sogar schönere für Sie finden, wenn es gibt, aber sanfte, ruhige Pferde, die mir keine solche Angst einflößen."

Die Baronin zuckte die Achseln mit der Miene tiefer Verachtung.

Danglars schien diese mehr als eheliche Geberde nicht zu bemerken, und sprach, sich an Monte Christo wendend:

„In der That, ich bedaure, Sie nicht früher gekannt zu haben, mein Herr Graf; Sie richten Ihr Haus ein?"

„Ja wohl."

„Ich hätte Ihnen diese Thiere angetragen; denken Sie sich, daß ich sie um ein Nichts weggegeben habe: aber wie gesagt, ich wollte mich derselben entäußern, denn es sind Pferde für einen jungen Menschen."

„Mein Herr," sprach der Graf, „ich danke Ihnen, ich habe diesen Morgen ziemlich gute und nicht zu theuer gekauft. Doch sehen Sie, Herr Debray, Sie sind, glaube ich, Liebhaber?"

Während sich Debray dem Fenster näherte, näherte sich Danglars seiner Frau und sagte ganz leise zu ihr:

„Stellen Sie sich vor, daß man zu mir gekommen ist und mir einen ungeheuren Preis für diese Pferde geboten hat. Ich weiß nicht, welcher Narr, der sich mit Gewalt zu Grunde richten will, diesen Morgen seinen Intendanten zu mir schickte; nur so viel ist gewiß, daß ich sechzehntausend Franken bei dem Handel gewinne. Schmollen Sie nicht, und ich gebe Ihnen viertausend davon und Eugenie ebenfalls viertausend."

Madame Danglars ließ einen niederschmetternden Blick auf ihren Gatten fallen.

„O mein Gott!" rief Debray.

„Was denn?" fragte die Baronin.

„Wenn ich mich nicht täusche, sind Ihre Pfe
Ihre eigenen Pferde an den Wagen des Grafen
spannt.“

„Meine Apfelschimmel!“ rief Madame Danglars
eilte an das Fenster.

„In der That, sie sind es,“ sprach die Baronin.

Danglars war ganz verblüfft.

„Ist es möglich?“ rief Monte Christo, den
staunten spielend.

„Es ist unglaublich,“ murmelte der Banquier.

Die Baronin sagte Debray ein paar Worte in
Ohr, und dieser näherte sich Monte Christo.

„Die Baronin läßt Sie fragen, um welchen P
ihr Gatte sein Gespann an Sie verkauft hat?“

„Ich weiß es nicht genau, es ist eine Ueberrasch
die mir mein Intendant, ich glaube, um dreißig tau
Franken bereitete.“

Debray überbrachte die Antwort der Baronin.

Danglars war so bleich und so aus der Fassung
bracht, daß sich Monte Christo das Ansehen gab,
bekäme er Mitleid mit ihm.

„Sehen Sie, wie undankbar die Frauen sind,“ spr
er zu ihm; „diese Zuvorkommenheit von Ihrer Seite
die Baronin nicht einen Augenblick gerührt; undankbar
nicht das richtige Wort, ich wollte sagen, kalt. D
was wollen Sie, man liebt beständig das, was scha
glauben Sie mir, Baron, es ist stets das Kürzeste,
nach ihrem Kopfe handeln zu lassen; wenn sie sich d
selben brechen, so haben sie wenigstens nur sich selbst
Schuld beizumessen.“

Danglars erwiederte nichts, er sah in einer na
Zukunft eine unheilvolle Scene voraus; bereits
die Stirne der Frau Baronin gefaltet und weiß
einen Sturm, wie den des olympischen Jupiters; Deb
fühlte diesen Sturm herannahen, schützte ein Gesc
vor und entfernte sich. Monte Christo, der die L
der Dinge nicht durch ein längeres Verweilen wi

verderben wollte, verbeugte sich vor Madame Danglars, ging ebenfalls weg und überließ den Baron dem Grimme seiner Gemahlin.

„Gut!“ dachte Monte Christo, während er sich zurückzog; „ich bin dahin gelangt, wohin ich kommen wollte; ich halte den Frieden dieser Ehe in meinen Händen und kann mit einem Schlage das Herz des Herrn und das der Frau gewinnen; welches Glück! Aber,“ fügte er bei, „nun bin ich Fräulein Eugenie Danglars nicht vorgestellt worden, während ich sie doch so gern hätte kennen lernen. Doch wir sind in Paris,“ fügte er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln bei, „und wir haben Zeit vor uns. Es wird später geschehen!“

Nach dieser Betrachtung stieg der Graf in seinen Wagen und kehrte nach Hause zurück.

Zwei Stunden später erhielt Madame Danglars einen bezaubernden Brief vom Grafen von Monte Christo, worin er ihr schrieb, da er seine Debuts in der Pariser Welt nicht damit anfangen wolle, daß er eine hübsche Frau in Verzweiflung bringe, so bitte er sie, ihre Pferde zurückzunehmen. Sie hatten dieselben Geschirre, welche sie am Morgen an ihnen gesehen, nur hatte der Graf in den Mittelpunkt jeder Rosette, die sie über dem Ohre trugen, einen Diamant nähen lassen.

Danglars empfing auch einen Brief. Der Graf bat ihn um Erlaubniß, bei der Baronin dieser Millionärlaunen entsprechen zu dürfen, und schrieb ihm zugleich, er möge die orientalische Manier entschuldigen, mit der die Zurücksendung der Pferde stattfinde. Im Verlauf des Abends begab sich Monte Christo von Ali begleitet nach Auteuil.

Durch einen Schlag auf das Glöckchen gerufen, trat Ali am andern Morgen in das Cabinet des Grafen.

„Ali,“ sprach Monte Christo, „Du hast oft Deiner Geschicklichkeit im Werfen des Lasso erwähnt?“

Ali machte ein bejahendes Zeichen und
stolz hoch auf.

„Gut! . . Du könntest also mit dem
Ochsen aufhalten?“

Ali machte mit dem Kopfe ein bejahendes

„Einen Tiger?“

Dasselbe Zeichen.

„Einen Löwen?“

Ali machte die Geberde eines Menschen
Lasso schleudert und ahmte ein zusammengep
brülle nach.

„Ich begreife,“ sagte der Graf, „Du h
wen gejagt?“

Ali machte ein hochmüthiges Zeichen mit

„Würdest Du zwei tollgewordene Pferd
Laufe aufhalten?“

Ali lächelte.

„Wohl, so höre,“ sprach Monte Chriſt
wird ein Wagen, fortgeriſſen von zwei Apf
denſelben, welchen ich geſtern hatte, hier vor
Du mußt dieſen Wagen vor meiner Thüre an
ſollten die Roſſe dabei zu Grunde gehen.“

Ali ging auf die Straße hinab und z
Thüre eine Linie auf dem Pflaſter; dann kehr
und zeigte die Linie dem Grafen, welcher i
Augen gefolgt war.

Der Graf ſchlug ihm ſanft auf die S
dies war ſeine Weiſe, Ali zu danken; da
Nubier abermals hinab und rauchte ſeinen
einem Weichſteine, der die Ecke des Hauſe
Straße bildete, während Monte Chriſto ſich
Dingen beſchäftigte.

Gegen fünf Uhr jedoch, zur Stunde, w
den Wagen erwartete, hätte man beinahe
Zeichen einer leichten Ungeduld an ihm
können; er ging in einem Zimmer umher, d
ſicht nach der Straße hatte, horchte in Zwi

und näherte sich von Zeit zu Zeit dem Fenster, aus dem er Ali Rauchwolken mit einer Regelmäßigkeit ausstoßen sah, welche andeutete, daß sich der Nubier ganz und gar dieser wichtigen Beschäftigung hingab.

Plötzlich hörte man ein entferntes Rollen, das sich jedoch mit der Geschwindigkeit des Blitzes näherte, dann erschien eine Caleche, deren Kutscher vergebens die Pferde zurückzuhalten suchte, welche wüthend, mit gesträubten Mähnen, in wahnsinnigen Sprüngen fortstürzten.

Eine junge Frau und ein Kind von sieben bis acht Jahren, welche sich im Wagen eng umschlossen hielten, hatten durch das Uebermaß des Schreckens sogar die Kraft, einen Schrei auszustoßen, verloren; ein Stein unter ein Rad oder ein Anstreifen an einem Baume hätten genügt, um den krachenden Wagen zu zerschmettern. Der Wagen hielt die Mitte des Pflasters, und man hörte auf der Straße die Schreckensrufe derjenigen, welche ihn kommen sahen.

Plötzlich legt Ali seinen Schibuk weg, zieht den Lasso aus der Tasche, schleudert ihn, umwickelt dreimal die Vorderbeine des linken Pferdes, und läßt sich ein paar Schritte durch die Heftigkeit der Bewegung fortreißen, aber nach diesen paar Schritten stürzt das gefesselte Pferd auf die Deichsel nieder, die es zerbricht, und lähmt die Anstrengungen des aufrecht gebliebenen Pferdes, das mit aller Gewalt seinen Lauf fortzusetzen trachtet; der Kutscher benützt diese Frist, um von seinem Sitze herabzuspringen; doch bereits hat Ali das zweite Pferd mit seiner eisernen Faust an den Nüstern gefaßt, und vor Schmerz wiehernd, streckt sich das Thier neben seinem Gefährten aus.

Zu allem Dem bedurfte es nicht mehr Zeit, als die Kugel braucht, um ihr Ziel zu erreichen.

Es genügte jedoch, daß ein Mann aus dem Hause, vor welchem der Unfall sich ereignet hatte, gefolgt von mehren Dienern, herbeieilen konnte: in dem Augenblick,

wo der Kutſcher den Schlag [illegible] er aus d
Wagen die Dame, welche ſich [illegible] Hand an
Kiſſen anklammert, während ſie mit der andern ihr
ohnmächtigen Sohn an ihre Bruſt drückt. Monte-Chri
trug Beide [illegible]en Salon und ſprach, während er ſie a
ein Cana[illegible]legte:

„Ha[illegible]rnicht bange, Madame, Sie ſind g
rettet.“

Die Frau kam zu ſich und bezeichnete ihren So
mit einem Blicke, beredter als alle Bitten.

Das Kind war in der That immer noch ohnmächti

„Ja, Madame, ich begreife,“ ſagte der Graf, d
Kind aufmerkſam betrachtend; „doch ſeien Sie unbeſorg
es iſt ihm kein Unglück widerfahren, nur die Angſt alle
hat dieſen Kleinen in dieſen Zuſtand verſetzt.“

„Oh, mein Herr,“ rief die Mutter, „ſagen Sie m
das nicht, nur um mich zu beruhigen? Sehen Sie, w
bleich er iſt! Mein Sohn! mein Kind! mein Eduard
antworte doch Deiner Mutter! Ah! mein Herr, laſſ
Sie einen Arzt rufen; mein [illegible]ermögen demjenigen, we
cher mir meinen Sohn zurückgut!“

Monte-Chriſto machte mit der Hand eine Geberd
um die in Thränen zerfließende Mutter zu beruhige
öffnete ein Käſtchen, nahm daraus einen mit Gold i
cruſtirten Flacon von böhmiſchem Kriſtall, welcher ein
blutrothen Saft enthielt, und ließ einen einzigen Tropf
auf die Lippen des Kindes fallen.

Obgleich immer noch bl[illegible]ch, ſchlug das Kind do
ſogleich die Augen auf.

Bei dieſem Anblick ward die Mutter beinahe wah
ſinnig vor Freude.

„Wo bin ich?“ rief ſie, „und wem verdanke ich
viel Glück nach einer ſo grauſamen Prüfung?“

„Madame,“ antwortete Monte Chriſto, „Sie ſin
bei einem Manne, der ſich äußerſt glücklich fühlt, da
er [illegible]en einen Kummer zu erſparen [illegible] Stande g
ſein.

„Oh! fluchwürdige Neugierde," versetzte die Dame; „ganz Paris sprach von den schönen Pferden von Madame Danglars, und ich hatte den tollen Gedanken, sie versuchen zu wollen."

„Wie!" rief der Graf mit vortrefflich gespielter Verwunderung, „es sind die Pferde der Baronin?"

„Ja, mein Herr, Sie kennen sie?"

„Madame Danglars? . . . ich habe die Ehre, und es gewährt mir doppelte Freude, daß ich Sie der Gefahr entrissen habe, der Sie durch diese Pferde preisgegeben waren; denn Sie hätten diese Gefahr mir zuschreiben können; ich hatte die Pferde gestern dem Baron abgekauft, die Baronin schien dies jedoch so sehr zu bedauern, daß ich dieselben mit der Bitte, sie von meiner Hand anzunehmen, zurückschickte."

„Sie sind also der Graf von Monte Christo, von welchem Herminie gestern so viel mit mir sprach?"

„Ja, Madame."

„Und ich, mein Herr, bin Madame Heloïse von Villefort."

Der Graf verbeugte sich wie ein Mensch, vor dem man einen Namen zum ersten Male ausspricht.

„Oh! wie dankbar wird Herr von Villefort sein!" fuhr Heloïse fort, „denn Sie haben ihm seine Frau und sein Kind zurückgegeben; ohne Ihren edelmüthigen Diener wäre ich sicherlich mit diesem Kinde getödtet worden."

„Ach! Madame, ich zittere noch, wenn ich an die Gefahr denke, die Sie gelaufen sind."

„Oh! ich hoffe, Sie werden mir erlauben, den aufopfernden Dienst dieses Menschen würdig zu belohnen."

„Madame," erwiederte Monte Christo, „ich bitte Sie, verderben Sie mir Ali weder durch Lobeserhebungen, noch durch Belohnungen; er soll keine solche Gewohnheiten annehmen. Ali ist mein Sklave: dadurch,

daß er Ihnen das Leben gerettet hat, dient er mir, und mir zu dienen, iſt ſeine Pflicht."

„Aber er hat ſein Leben gewagt," ſprach Frau von Villefort, auf welche dieſer Gebietenton einen ſeltſamen Eindruck machte.

„Ich habe ihm dieſes Leben gerettet," entgegnete Monte Chriſto, „folglich gehört es mir."

Frau von Villefort ſchwieg: vielleicht dachte ſie über dieſen Mann nach, der vom erſten Anfang an eine ſo tiefe Wirkung auf die Geiſter hervorbrachte.

Während dieſes kurzen Stillſchweigens konnte der Graf nach Gefallen das Kind betrachten, das ſeine Mutter mit ihren Küſſen bedeckte. Es war klein, ſchwächlich, hatte eine weiße Haut, wie die rothen Kinder, und dennoch bedeckte ein Wald von ſchwarzen, gegen jede Anſtrengung des Kammes widerſpänſtigen Haaren ſeine gewölbte Stirne und verdoppelte, an beiden Seiten des Geſichtes auf die Schultern herabfallend, die Lebhaftigkeit ſeiner Augen, in denen ein hoher Grad von Duckmäuſerei und jugendlicher Bosheit nicht zu verkennen war; ſein nun wieder roth gewordener Mund war fein den Lippen nach, aber weit hinſichtlich der Oeffnung; die Züge des kaum acht Jahre alten Kindes deuteten bereits mehr als zwölf an. Es war ſein Erſtes, daß es ſich mittelſt einer ungeſtümen Bewegung aus den Armen ſeiner Mutter losmachte und das Käſtchen öffnete, woraus der Graf das Elixirfläſchchen genommen hatte; dann begann der Knabe, ohne Jemand um Erlaubniß zu fragen, und wie ein Kind, das allen ſeinen Launen zu fröhnen gewöhnt iſt, die Stöpſel aus den Phiolen zu ziehen.

„Berühren Sie das nicht, mein Freund," ſprach der Graf, „einige von dieſen Flüſſigkeiten ſind gefährlich, nicht nur wenn man ſie trinkt, ſondern ſchon wenn man den Geruch derſelben einathmet."

Frau von Villefort erbleichte, hielt den Arm ihres

Furcht beschwichtigt war, warf sie auf das Kästchen einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick, den der Graf erhaschte.

In dieser Sekunde trat Ali ein.

Frau von Villefort machte eine Bewegung der Freude und sprach, ihren Sohn noch näher an sich ziehend:

„Eduard, siehst Du diesen guten Diener? Er hat sich sehr muthig benommen, denn er setzte sein Leben ein, um die Pferde, die uns fortrissen, und den Wagen anzuhalten, welcher der Zertrümmerung nahe war. Danke ihm, denn ohne ihn wären wir zu dieser Stunde wohl Beide todt."

Das Kind streckte seine Lippen vor, wandte verächtlich den Kopf ab und rief:

„Er ist zu häßlich!"

Der Graf lächelte, als hätte das Kind eine von seinen Hoffnungen erfüllt; Frau von Villefort aber schalt ihren Sohn mit einer Mäßigung, welche gewiß nicht nach dem Geschmacke von Jean-Jacques Rousseau gewesen wäre, wenn der kleine Eduard Emile geheißen hätte.

„Siehst Du," sprach der Graf arabisch zu Ali, „diese Dame bittet ihren Sohn, Dir dafür zu danken, daß Du ihnen Beiden das Leben gerettet hast, und das Kind erwiedert, Du seist zu häßlich."

Ali wandte einen Augenblick seinen gescheiten Kopf nach dem Kinde und betrachtete es ohne einen scheinbaren Ausdruck, aber aus einem einfachen Beben seiner Nasenlöcher ersah Monte Christo, daß der Araber im Herzen verwundet war.

„Mein Herr," fragte Frau von Villefort, während sie aufstand, um sich zu entfernen, „wohnen Sie gewöhnlich in diesem Hause?"

„Nein, Madame, es ist eine Art vor Absteigequartier, das ich mir gekauft habe: ich wohne in der Avenue des Champs-Elysées Nro. 30. Doch ich sehe, Sie

haben sich wieder völlig [illegible] rückkehren. Es ist Befehl gegeben, [illegible] Wagen zu spannen, und Ali, der [illegible]e Bursche," sagte er, dem Kinde zulächelnd, [illegible] Ehre haben, Sie nach Hause zu führen, wäh[illegible] Kutscher hier bleibt, um die Caleche wieder in [illegible] setzen zu lassen. Sobald diese unerläßliche Arbe[illegible] vollendet ist, bringt eines von meinen Gespannen den Wagen unmittelbar zu Madame Danglars zurück."

„Aber mit denselben Pferden zu fahren, werde ich nie wagen," entgegnete Frau von Villefort.

„Oh! Sie sollen sehen, Madame," sprach Monte Christo, „unter der Hand von Ali werden sie sanft wie die Lämmer."

Ali näherte sich in der That den Pferden, die man nur mit Mühe auf die Beine gebracht hatte. Er hielt in der Hand einen kleinen mit aromatischem Essig getränkten Schwamm, rieb [illegible] die mit Schaum und Schweiß bedeckten Nüstern und [illegible]chläfe, und beinahe in demselben Augenblick fingen sie an heftig zu schnauben, und ihr ganzer Leib zitterte ein paar Sekunden lang.

Dann ließ Ali mitten unter einem Volkshaufen, den die Trümmer des Wagens und der Lärmen von dem Vorfall vor das Haus gezogen hatte, die Pferde an das Coupé des Grafen spannen, faßte die Zügel, stieg auf den Bock, und war, zum großen Erstaunen der Anwesenden, welche diese wie vom Sturmwind fortgerissenen Pferde gesehen hatten, genöthigt, sich kräftig der Peitsche zu bedienen, um sie von der Stelle zu bringen, und dabei konnte er von diesen berühmten, nun aber verdumpften, todten Apfelschimmeln nicht mehr erlangen, als einen so unsichern, so matten Trab, daß Frau von Villefort beinahe zwei Stunden brauchte, um den Faubourg Saint-Honoré zu erreichen, wo sie wohnte.

Kaum war sie zu Hause und die e[illegible] Familien-

aufregung vorüber, so schrieb sie folgendes Billet an Madame Danglars:

„Liebe Herminie,"

„Ich bin auf eine wunderbare Weise mit meinem Sohne durch denselben Grafen von Monte Christo gerettet worden, von dem wir uns gestern Abend unterhielten und den ich heute zu sehen entfernt nicht vermuthete. Sie sprachen gestern von ihm mit einer Begeisterung, welche mit aller Gewalt meines armen kleinen Witzes zu verspotten ich mich nicht enthalten konnte. Heute aber finde ich, daß diese Begeisterung unter dem Manne steht, der sie eingeflößt hat. Beim Ranelagh wurden Ihre Pferde wie wüthend und rissen den Wagen mit so unwiderstehlicher Gewalt fort, daß mein armer Eduard und ich ohne Zweifel an dem ersten Baume der Landstraße oder an dem ersten Weichsteine des Dorfes die Hirnschale zerschmettert hätten, als ein Araber, ein Neger, ein Nubier, kurz ein schwarzer Mensch im Dienste des Grafen, ich glaube auf ein Zeichen des letztern, die Pferde im Laufe aufhielt, auf die Gefahr, selbst in Stücke zerrissen zu werden, — und es ist ein Wunder, daß dies nicht wirklich der Fall war. Da eilte der Graf herbei, trug Eduard und mich in seine Wohnung, und rief hier meinen Sohn wieder in's Leben. Ich wurde in seinem Wagen nach Hause geführt; den Ihrigen wird man Ihnen morgen zuschicken. Sie werden Ihre Pferde seit diesem Vorfalle sehr geschwächt finden; sie sind wie verblüfft, es ist als könnten sie sich selbst nicht vergeben, daß sie sich von einem Menschen haben bändigen lassen. Der Graf beauftragt mich, Ihnen zu sagen, zwei Tage Ruhe auf der Streu und als einziges Futter Gerste werden sie wieder in einen ebenso blühenden Zustand versetzen, das heißt, wieder so furchtbar machen, als sie gestern gewesen sind.

„Adieu! ich danke Ihnen nicht für meine Spazierfahrt, und wenn ich es mir überlege, ist es dennoch unbillig, daß ich Ihnen wegen der Launen Ihres

Geſpannes grolle, denn einer von dieſen La
ich es, daß ich den Grafen von Monte C
habe, und der erhabene Fremde erſcheint m
von den Millionen, über welche er verfüg
ſames, ein ſo intereſſantes Problem, das
Preis zu ſtudiren gedenke, und müßte ich z
huf eine neue Spazierfahrt nach dem Gehe
Pferden unternehmen.

„Eduard hat den Unfall mit einem
Muthe ausgehalten. Er iſt ohnmächtig g
jedoch zuvor keinen Schrei ausgeſtoßen und
Thräne vergoſſen. Sie werden mir abe
meine Mutterliebe verblende mich; aber in
ſo ſchwächlichen, ſo zarten Körper, wohn
Seele.

„Unſere kleine Valentine läßt Ihrer
Schönes ſagen; und ich umarme Sie von g

Heloiſe von V

N. S. „Machen Sie doch, daß ich a
Art mit dem Grafen von Monte Chriſto
ſammentreffe; ich will ihn durchaus wiederſ
gens hat mir Herr von Villefort verſprochen
ſen einen Beſuch zu machen, und ich hoffe,
wieder beſuchen.“

Noch an demſelben Abend bildete das
Auteuil den Gegenſtand von allen Geſprä
erzählte es ſeiner Mutter, Chateau-Renau
Club, Debray im Salon des Miniſters
ſelbſt ſagte dem Grafen in ſeinem Journ
durch einen Artikel von zwanzig Zeilen, wel
Fremden zum Helden bei allen Frauen d
erhob.

Viele Leute ließen ſich bei Frau von
ſchreiben, um das Recht zu haben, ihren
eigneter Zeit zu wiederholen und dann aus
alle Einzelnheiten dieſes pittoresken Abente
nehmen.

Herr von Villefort aber zog, wie Heloise gesagt hatte, einen schwarzen Frack und gelbe Handschuhe an, wählte seine beste Livrée und stieg in seinen Wagen, der noch an demselben Abend vor der Thüre des Hauses Nro. 30 in den Champs-Elysées anhielt.

Achtes Kapitel.

Ideologie.

Hätte der Graf von Monte Christo seit langer Zeit in der Pariser Welt gelebt, so würde er den Schritt von Herrn von Villefort seinem ganzen Werthe nach zu schätzen gewußt haben.

Wohlgelitten bei Hofe, ob der regierende König der älteren oder der jüngeren Linie angehörte, ob der erste Minister doctrinär, liberal oder conservativ war, überall wegen seiner Gewandtheit gerühmt, wie man überhaupt diejenigen Leute gewandt nennt, welche nie eine politische Niederlage erlitten haben; von Vielen gehaßt, aber von Einigen warm beschützt, ohne jedoch von irgend Jemand wirklich geliebt zu sein, nahm Herr von Villefort eine von den hohen Stellungen des Beamtenstandes ein und erhielt sich auf dieser Höhe wie ein Harlay oder Molé. Durch eine junge Frau und durch eine kaum achtzehn Jahre alte Tochter aus erster Ehe wiederverjüngt, war sein Salon nichtsdestoweniger einer von jenen strengen Salons in Paris, in denen man den Cultus der Ueberlieferungen und die Religion der Etiquette bewahrt. Kalte Höflichkeit und unum-

schränkte Anhänglichkeit an die Grundsätze der
tiefer Haß gegen die Ideologen, dies waren die
von Villefort zur Schau gestellten Elemente seine
und öffentlichen Lebens.

Herr von Villefort war nicht allein ein
beamter, sondern beinahe auch ein Diploma
Beziehungen zu dem alten Hofe, von dem er
Würde und Ehrfurcht sprach, machten ihn bei d
geachtet, und er wußte so viele Dinge, daß
nicht nur beständig schonte, sondern auch bis
Rathe zog. Vielleicht wäre dem nicht so gewes
man sich seiner hätte entledigen können, aber
Villefort bewohnte, wie jene gegen ihren
rebellischen Lehensträger, eine unüberwindlic
Diese Feste war sein Amt als Staatsanwa
Vortheile er insgesammt vortrefflich auszubeute
und das er nur aufgegeben hätte, um sich zum
wählen zu lassen und die Neutralität durch die
zu ersetzen.

Herr von Villefort machte in der Reg
Besuche und gab auch wenige zurück. Seine
suchte für ihn; es war dies einmal in der
angenommen, wo man ernsten und zahlreichen
des öffentlichen Beamten das zuschrieb, was
lichkeit nur eine Berechnung des Stolzes, ein
essenz von Aristokratie, die Anwendung des Ari
lich war: Gib dir den Anschein, als
du dich, und man wird dich schätzen, ei
welches in unserer Gesellschaft tausendmal nütz
als das der Griechen: Lerne dich selbst
denn das letztere ersetzt sich in unseren Tagen
minder schwierige und viel vortheilhaftere Kunst
kennen zu lernen.

Für seine Freunde war Herr von Vill
mächtiger Beschützer; für seine Feinde ein stu
dumpfer, aber erbitterter Gegner; für die
tigen war er die Statue des als ein Mensch

den Gesetzes: das Wesen seines Empfangs hochmüthig, Physiognomie unempfindlich, Blick matt und glanzlos oder unverschämt durchdringend und forschend, so war der Mensch, dessen Piedestal vier geschickt auf einander gehäufte Revolutionen von Anfang aufgebaut und dann fest und dauerhaft gemacht hatten.

Herr von Villefort stand im Rufe des am mindesten neugierigen Mannes von Frankreich; seine Ungezwungenheit wurde vor allen Seiten gerühmt; er gab jedes Jahr einen Ball und erschien dabei nur eine Viertelstunde, das heißt fünf und vierzig Minuten weniger, als dies der König bei den seinigen thut; niemals sah man ihn in den Theatern oder in den Concerten, noch an irgend einem andern öffentlichen Orte; zuweilen, jedoch selten, machte er eine Partie Whist, und man war dann besorgt, seiner würdige Spieler für ihn zu wählen: irgend einen Botschafter, einen Erzbischof, einen Fürsten, einen ersten Präsidenten, oder eine verwittwete Herzogin.

So war der Mann beschaffen, dessen Wagen vor der Thüre des Grafen von Monte Christo hielt.

Der Kammerdiener meldete Herrn von Villefort in dem Augenblick, wo der Graf, über einen großen Tisch gebeugt, auf einer Landkarte den Weg von St. Petersburg nach China verfolgte.

Der Staatsanwalt trat mit demselben ernsten, abgemessenen Schritte ein, mit welchem er im Tribunal erschien; es war derselbe Mensch oder vielmehr die Fortsetzung desselben Menschen, den wir einst als Substitut in Marseille gesehen haben. In ihren Grundsätzen folgerecht, hatte die Natur bei ihm nichts an dem Laufe verändert, den sie sich vorgezeichnet. Von schlank war er mager, von bleich gelb geworden; seine tiefliegenden Augen waren hohl und seine Brille mit der goldenen Fassung schien, auf der Augenhöhle liegend, nunmehr einen Theil seines Gesichtes zu bilden; mit Ausnahme seiner weißen Halsbinde war sein ganzer Anzug schwarz, und diese Trauerfarbe wurde nur durch den leichten

Rücken war er an das Fenster und mit dem Ellbogen auf die geographische Karte gelehnt, welche für den Augenblick den Gegenstand des Gespräches bildete.

„Ah! Sie philosophiren," versetzte Villefort nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen er, wie ein Athlet, der einen mächtigen Gegner trifft, Vorrath an Kräften gesammelt hatte. „Nun, mein Herr, bei meinem Ehrenworte, wenn ich, wie Sie, nichts zu thun hätte, so würde ich mir wenigstens eine minder traurige Beschäftigung suchen."

„Es ist wahr," erwiederte Monte Christo, „der Mensch ist eine häßliche Raupe für denjenigen, welcher ihn unter dem Sonnenmikroskope betrachtet. Doch Sie sagten, glaube ich, ich hätte nichts zu thun; . . denken Sie zufällig, Sie hätten etwas zu thun, mein Herr? oder um deutlicher zu sprechen, wähnen Sie, das was Sie thun, sei der Mühe werth, sich etwas zu nennen?"

Das Erstaunen von Herrn von Villefort verdoppelte sich bei diesem zweiten, von seinem seltsamen Gegner auf eine so harte Weise geführten Schlage; seit langer Zeit hatte der Staatsbeamte nicht gehört, daß ihm irgend Jemand eine so starke Paradore gesagt, oder vielmehr, um uns schärfer auszudrücken, es war das erste Mal, daß er es hörte.

Der Staatsanwalt schritt auch sogleich zum Werke und erwiederte:

„Mein Herr, Sie sind ein Fremder und haben, wie ich glaube, nach Ihrer eigenen Aeußerung, einen Theil Ihres Lebens im Orient zugebracht, Sie wissen also nicht, welch einen klugen, abgemessenen Gang bei uns die in barbarischen Ländern so blutige Justiz hat."

„Doch, mein Herr, doch, es ist das alte pede claudo. Ich weiß alles Dies, denn ich habe mich hauptsächlich mit der Justiz aller Länder beschäftigt, ich habe das criminelle Verfahren aller Nationen mit der natürlichen Justiz verglichen und hiebei gefunden, mein Herr, daß das Gesetz der Urvölker, nämlich das

Gesetz der Wiedervergeltung immerhin dasjenige ist, welches am meisten dem Herzen Gottes entspricht."

„Würde dieses Gesetz eingeführt, mein Herr," entgegnete der Staatsanwalt, „so müßte es unsere Codices ungemein vereinfachen, und die Beamten hätten sodann wie Sie so eben sagten, allerdings nicht mehr viel zu thun."

„Das kommt vielleicht," sprach Monte Christo; „Sie wissen, daß die menschlichen Erfindungen vom Zusammengesetzten zum Einfachen fortschreiten, und daß das Einfache stets die Vollkommenheit ist."

„Mittlerweile, mein Herr," sagte der Staatsbeamte, „bestehen unsere Gesetzbücher mit ihren den gallischen Sitten, den römischen Gesetzen, den fränkischen Gebräuchen entnommenen contradictorischen Artikeln; aber die Kenntniß aller dieser Gesetze erwirbt sich, wie Sie zugestehen werden, nicht ohne lange Arbeiten, und es bedarf zur Erringung dieser Kenntniß ausgedehnter Studien, und ist sie einmal errungen, großer Kraft des Kopfes, um sie nicht zu vergessen."

„Ich bin auch dieser Meinung; doch Alles, was Sie in Beziehung auf das französische Gesetzbuch wissen, weiß ich nicht nur hinsichtlich des letzteren, sondern auch hinsichtlich der Gesetzbücher aller Nationen; die englischen, die türkischen, die japanesischen, die hindu'schen Gesetze sind mir ebenso genau bekannt, als die französischen; und ich hatte also Recht, wenn ich behauptete, bezüglich (Sie wissen, mein Herr, daß Alles bezüglich ist) daß bezüglich auf das, was ich gethan, Sie nur sehr wenig zu thun haben, und daß, bezüglich auf das, was ich gelernt, Sie noch sehr viel zu lernen haben."

„In welcher Absicht haben Sie dies Alles gelernt?" fragte Villefort erstaunt.

Monte Christo lächelte und sprach:

„Mein Herr, ich sehe, daß Sie, obgleich Sie im Rufe eines erhabenen Mannes stehen, alle Dinge aus dem materiellen, gewöhnlichen Gesichtspunkte der Ge-

sellschaft betrachten, das heißt, aus dem beschränktesten, engsten Gesichtspunkte, welchen zu umfassen dem menschlichen Geiste gestattet ist."

„Wollen Sie sich näher erklären, mein Herr," sagte Villefort immer mehr erstaunt; „ich verstehe Sie nicht ganz."

„Ich sage, mein Herr, daß Sie, die Augen auf die gesellschaftliche Organisation der Nationen geheftet, nur die Federn der Maschine sehen und nicht den erhabenen Arbeiter, welcher dieselbe in Thätigkeit setzt; ich sage, daß Sie vor Ihnen und um Sie her nur die Titelträger der Plätze erkennen, deren Patente von den Ministern oder von einem König unterzeichnet worden sind, und daß die Menschen, welche Gott über die Titelträger, die Minister und die Könige stellte, indem er ihnen eine Sendung zu verfolgen, statt eine Stelle auszufüllen gab, ich sage, daß diese Ihrem kurzen Gesichte entgehen. Es ist dies die Eigenschaft der menschlichen Schwäche bei gebrechlichen und unvollständigen Organen. Tobias hielt den Engel, der ihm das Gesicht zurückgegeben hatte, für einen gewöhnlichen jungen Menschen. Die Nationen hielten Attila, der sie vernichten sollte, für einen Eroberer wie alle Eroberer, und Beide mußten ihre göttlichen Sendungen offenbaren, damit man sie erkannte; der Eine mußte sagen: „„Ich bin der Engel des Herrn,"" und der Andere: „„Ich bin der Hammer Gottes,"" damit das göttliche Wesen von Beiden erkannt wurde."

„Also," sagte Villefort der immer mehr erstaunt, mit einem Erleuchteten oder mit einem Narren zu sprechen glaubte, „also betrachten Sie sich als eines von den außerordentlichen Wesen, deren Sie so eben erwähnt haben?"

„Warum nicht?" entgegnete kalt Monte Christo.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," versetzte Villefort beinahe bestürzt, „entschuldigen Sie mich, wenn ich bei Ihnen erscheinend nicht wußte, daß ich zu einem

Manne kam, dessen Kenntnisse und geistige Fähigkeiten so weit die gewöhnlichen Kenntnisse und geistigen Fähigkeiten der Menschen überragen. Bei uns, den unglücklichen Verdorbenen der Civilisation, ist es nicht gebräuchlich, daß Edelleute, wie Sie, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, wenigstens wie man mich versichert, bemerken Sie wohl, ich frage nicht, sondern wiederhole nur, ist es nicht gebräuchlich, sage ich, daß diese Bevorzugten des Reichthums ihre Zeit mit gesellschaftlichen Speculationen, mit philosophischen Träumen verlieren, welche höchstens dazu geeignet sind, die Menschen zu trösten, die das Schicksal der Güter der Erde enterbt hat."

„Ei! ei! mein Herr," versetzte der Graf, „sind Sie denn zu der hohen Stellung, welche Sie einnehmen, gelangt, ohne Ausnahmen zuzulassen oder sogar getroffen zu haben; üben Sie nie Ihren Blick, der doch der Schärfe und Sicherheit so sehr bedürfte, um mit einem Schlage zu errathen, auf wen eben dieser Blick gefallen ist? Müßte nicht ein öffentlicher Beamter, nicht der beste Anwender des Gesetzes, nicht der schlaueste Ausleger der Dunkelheiten der Chicane, sondern eine stählerne Sonde sein, um die Herzen zu prüfen, ein Probirstein, um das Gold zu untersuchen, von welchem jede Seele stets mit mehr oder weniger Legirung gemacht ist?"

„Mein Herr, Sie setzen mich ganz in Verwirrung; bei meinem Worte, ich habe nie Jemand sprechen hören, wie Sie es thun."

„Dies ist der Fall, weil Sie stets in den Kreis allgemeiner Bedingungen eingeschlossen geblieben sind und es nie wagten, sich mit einem Flügelschlage in die höheren Sphären zu erheben, welche Gott mit unsichtbaren und ausnahmsweisen Wesen bevölkert hat."

„Und Sie geben zu, mein Herr, daß diese Sphären bestehen, daß die ausnahmsweisen und unsichtbaren Wesen sich mit uns vermischen?"

„Warum nicht! Erblicken Sie die Luft, welche Si einathmen und ohne die Sie nicht leben könnten?“

„Wir ſehen alſo die Weſen nicht, von denen Si ſprechen?“

„Doch wohl, Sie ſehen dieſelben, wenn es Gott ge ſtattet, daß ſie ſich verkörpern; Sie berühren ſie, Si ſtoßen auf ſie, Sie ſprechen mit denſelben, ſie antworte ihnen.“

„Ah!“ rief Villefort lächelnd, „ich geſtehe, ich möch wohl davon in Kenntniß geſetzt ſein, wenn ein ſolche Weſen mit mir in Berührung kommt.“

„Sie ſind nach Ihrem Wunſch bedient worden, mei Herr, denn man hat Sie ſo eben davon in Kenntniß ge ſetzt, und ich wiederhole dies.“

„Alſo Sie ſelbſt?...“

„Ich bin eines von dieſen exceptionellen Weſen, .. ja, mein Herr, und ich glaube, daß ſich bis auf de heutigen Tag noch kein Menſch in einer Stellung b funden hat, welche der meinigen ähnlich geweſen wär Die Reiche der Könige ſind begrenzt, entweder durc Gebirge, oder durch Flüſſe, oder durch den Wechſel d Sitten, oder durch eine Veränderung der Sprach Mein Reich iſt groß wie die Welt, denn ich bin weder Italiener, noch Franzoſe, noch Hindu, noch Amerikane noch Spanier: ich bin Kosmopolit. Kein Land kan ſagen, ich gehöre ihm durch die Geburt an. Gott allei weiß, in welchem Lande ich ſterben werde. Ich befol alle Gebräuche, ſpreche alle Sprachen. Nicht wah Sie halten mich für einen Franzoſen? denn ich ſpre Franzöſiſch mit derſelben Leichtigkeit und derſelben Rei heit, wie Sie. Wohl! Ali, mein Nubier, hält mich fi einen Araber; Bertuccio, mein Intendant, glaubt, i ſei ein Römer, und Haydé, meine Sklavin, meint, i ſei ein Grieche. Sie begreifen alſo: da ich von keine Lande bin, von keiner Regierung Schutz verlange, ke — Menſchen als meinen Bruder anerkenne, ſo vermi ine von den Bedenklichkeiten, welche die Mä

tigen zurückhalten, oder keines von den Hindernissen, welche die Schwachen lähmen, mich zu lähmen oder zurückzuhalten. Ich habe nur zwei Gegner; ich sage nicht zwei Besieger, denn durch Beharrlichkeit unterwerfe ich sie: diese Gegner sind die Entfernung und die Zeit. Der dritte und furchtbarste ist mein Zustand als sterblicher Mensch. Dieser allein kann mich auf dem Wege, auf welchem ich fortschreite, und ehe ich das Ziel erreicht habe, nach welchem ich strebe, aufhalten: alles Uebrige habe ich berechnet. Alles, was die Menschen die Wechselfälle des Schicksals nennen, habe ich vorhergesehen, und vermag mich auch einer derselben zu treffen, so kann er mich doch nicht niederwerfen. Sterbe ich nicht, so werde ich immer das sein, was ich bin; deshalb sage ich Ihnen Dinge, die Sie nie gehört haben, selbst nicht einmal aus dem Munde der Könige, denn die Könige bedürfen Ihrer, und die andern Menschen haben Furcht vor Ihnen. Wer sagt sich nicht in einer Gesellschaft, welche so lächerlich organisirt ist, wie die unsere:

„„Vielleicht werde ich eines Tages mit dem Staatsanwalt zu thun haben.““

„Aber, mein Herr, können Sie dies nicht selbst sagen? denn sobald Sie in Frankreich wohnen, sind Sie natürlich den französischen Gesetzen unterworfen.“

„Ich weiß es, mein Herr,“ erwiederte Monte Christo, „doch wenn ich in ein Land gehen muß, fange ich damit an, daß ich durch Mittel, die nur mir eigenthümlich sind, alle Menschen studire, von denen ich etwas zu fürchten oder zu hoffen haben kann, und es gelingt mir, sie eben so gut oder vielleicht noch besser kennen zu lernen, als sie sich selbst kennen. Das Resultat hievon ist, daß der Staatsanwalt, welcher es auch sein mag, wenn ich mit ihm zu thun habe, mehr in Verlegenheit sein wird, als ich.“

„Damit wollen Sie sagen,“ versetzte Villefort zögernd, „daß bei der Schwäche der menschlichen Natur

jeder Menſch, Ihrer Anſicht nach, ... S
hat?"

„Fehler oder Verbrechen," ſprach Mor
gleichgültigem Tone.

„Und daß Sie allein unter den Me
Sie, wie Sie ſelbſt ſagten, nicht als Ihre
kennen," verſetzte Villefort mit leicht bebend
„und daß Sie allein vollkommen ſind?"

„Nein, nicht vollkommen, ſondern nur
lich. Doch genug hievon, mein Herr;
das Geſpräch mißfällt, ſo bin ich eben
Ihre Juſtiz bedroht, als Sie durch mein
ſicht."

„Nein! nein! mein Herr," entgegn
von Villefort, der ohne Zweifel befürcht
ſcheinen, als wollte er das Terrain aufg
Ihr glänzendes und beinahe erhabenes G
Sie mich über die gewöhnlichen Niveaux
plaudern nicht mehr, wir ſind in Abhandl
Sie wiſſen aber, welche grauſame Wahrh
logen auf ihrem Lehrſtuhle in der Sorb
Philoſophen bei ihren Disputationen ſich o
men wir an, wir treiben ſociale Theologie
Philoſophie, ſo werde ich Ihnen ganz ein
„„Mein Bruder, Sie fröhnen dem Stol
über Andern, aber Gott ſteht über Ihnen.

„Ueber Allen," erwiederte Monte
tiefer Bewegung, daß Villefort unwillkü
„Ich habe meinen Stolz für die Menſc
Schlangen, welche ſtets bereit ſind, ſich g
zu erheben, der ſie mit der Stirne überrag
dem Fuße zu zertreten. Doch vor Gott,
dem Nichts hervorgezogen hat, um mich zu
was ich bin, lege ich dieſen Stolz ab."

„Dann bewundere ich Sie, mein
ſprach Villefort, welcher zum erſten Mal

ien Unterredung sich dieser aristokratischen Form dem
nden gegenüber bediente, den er bis dahin nur „mein
r“ genannt hatte. „Ja, ich sage Ihnen, wenn Sie
klich stark, wirklich erhaben, wirklich heilig oder un-
chdringlich sind, was, Sie haben Recht, am Ende auf
selbe herauskommt, so seien Sie stolz, es ist das Ge-
der Herrschaften . . . Aber Sie haben doch irgend
en Ehrgeiz?“

„Ich hatte einen, mein Herr.“

„Welchen?“

„Auch ich bin, wie dies allen Menschen einmal im
ben begegnet, von Satan auf den höchsten Berg der
rde erhoben worden; hier angelangt, zeigte er mir die
nze Welt und sagte zu mir, wie er einst zu Christus
sagt hatte: „„Sprich, Menschenkind, was willst du,
nn du mich anbeten sollst?““ Ich sann lange nach,
nn seit geraumer Zeit zehrte wirklich ein furchtbarer
hrgeiz an meinem Herzen; dann antwortete ich ihm:
„Ich habe stets von der Vorsehung sprechen hören, und
nnoch habe ich sie nie erschaut, noch irgend etwas,
as ihr gleicht, und das bringt mich auf den Glauben,
bestehe gar nicht; ich will die Vorsehung sein, denn
s Schönste, das Größte, das Erhabenste, was ich
nne, ist belohnen und strafen.““ Aber Satan neigte
s Haupt, stieß einen Seufzer aus und erwiederte:
„Du irrst dich, die Vorsehung besteht; nur siehst du
nicht, weil sie, eine Tochter Gottes, unsichtbar ist,
ie ihr Vater. Du hast nichts gesehen, was ihr gleicht,
eil sie mit verborgenen Federn zu Werke geht und
f dunkeln, unbekannten Wegen wandelt. Alles, was
für dich thun kann, besteht darin, daß ich dich
einem der Werkzeuge der Vorsehung mache.““ Der
andel wurde abgeschlossen, ich verliere dabei viel-
cht meine Seele; doch gleichviel, wäre der Handel
ch einmal zu machen, ich machte ihn auch noch
nmal.“

Villefort schaute Monte Christo mit dem höch
Erstaunen an und fragte:

„Haben Sie Verwandte, Herr Graf?"

„Nein, mein Herr, ich bin allein auf der Welt."

„Desto schlimmer."

„Warum?"

„Weil Sie ein Schauspiel hätten sehen können,
geeignet gewesen wäre, Ihren Stolz zu brechen. Sie sa
Sie fürchten nur den Tod?"

„Ich sage nicht, daß ich ihn fürchte, ich sage
er könne mich aufhalten."

„Und das Alter?"

„Meine Sendung wird vollendet sein, ehe ich alt b

„Und den Wahnsinn?"

„Ich bin beinahe wahnsinnig geworden, und
kennen das Axiom non bis idem; es ist ein strafre
liches Axiom und gehört folglich zu Ihrem Ressort."

„Mein Herr," versetzte Villefort, „es gibt noch et
Anderes zu fürchten, als den Tod, das Alter oder
Wahnsinn: zum Beispiel den Schlagfluß, diesen Wet
strahl, der Sie trifft, ohne Sie zu zerstören, und wo
dennoch Alles vorbei ist. Sie sind es immer noch,
dennoch sind Sie nicht mehr Sie. Sie, der Sie,
Ariel, zunächst dem Engel standen, sind nur noch
träge Masse, welche, wie Caliban, an das Thier gre
das nennt man ganz einfach in der menschlichen Spra
wie ich Ihnen sagte, Schlagfluß. Beliebt es Ihnen, di
Gespräch in meinem Hause fortzusetzen, Herr Graf,
kommen Sie, wenn Sie einmal Lust haben, einen Geg
zu treffen, der fähig ist, Sie zu begreifen, und begie
Sie zu widerlegen, und ich zeige Ihnen meinen Va
Herrn Noirtier von Villefort, einen der heftigsten Jacob
der französischen Revolution, das heißt, die glänzen
Kühnheit im Dienste der kräftigsten Organisation, ei
Mann, der vielleicht nicht, wie Sie, alle Reiche der Erde
sehen, aber zum Umsturz von einem der mächtigsten beigetra

n Mann, der sich für einen der Abgesandten,
ttes, sondern des höchsten Wesens, nicht der Vor-
ondern des Verhängnisses hielt; nun mein Herr,
ringen eines Blutgefässes in einem Gehirnlap-
dies Alles zerstört, und zwar nicht an einem
ht in einer Stunde, sondern in einer Sekunde.
rtier, gestern noch ein ehemaliger Jacobiner, ein
r Senator, ein ehemaliger Carbonaro, lachend
Guillotine, lachend über die Kanone, lachend
Dolch, Herr Noirtier, der mit Revolutionen
Herr Noirtier, der Frankreich nur noch als ein
Schachbrett betrachtete, von dem Bauern, Thürme,
d Königin verschwinden mußten, weil der König
, Herr von Noirtier, der so furchtbare und so
e, war am andern Tage nur der arme Herr
r, ein unbeweglicher Greis, dem Willen des
n Wesens vom ganzen Hause, seiner Enkelin
, anheimgegeben; ein stummer, erkalteter Körper,
noch ohne Freuden und, ich hoffe, auch ohne Lei-
um der Materie Zeit zu lassen, ohne einen
nstoß zur völligen Auflösung zu gelangen."
! dieses Schauspiel ist weder meinen Augen,
nem Geiste fremd," entgegnete Monte Christo,
ein wenig Arzt und habe, wie meine Collegen,
t die Seele in der lebendigen oder in der todten
gesucht, und sie ist, wie die Vorsehung, obgleich
Herzen gegenwärtig, doch für meine Augen un-
eblieben. Hundert Schriftsteller haben seit So-
t Seneca, seit dem heiligen Augustin, seit Gall
leichung gemacht, welche Sie machten, aber
egreife ich, daß die Leiden eines Vaters große
ungen in dem Geiste eines Sohnes hervorbringen
Da Sie mich dazu auffordern, mein Herr, so
h zum Nutzen meiner Demuth dieses furcht-
auspiel betrachten, das Ihr Haus sehr betrüben

„Es wäre dies ohne Zweifel der Fall, hät
Gott nicht eine reiche Entschädigung gegeben. De
nach dem Grabe schleppenden Greise gegenüber
zwei Kinder, welche in das Leben eintraten: Va
eine Tochter aus meiner ersten Ehe mit Fräulein
von Saint-Meran, und Eduard, der Sohn, dem C
Leben gerettet haben."

„Und was schließen Sie aus dieser Entschä
mein Herr?" fragte Monte Christo.

„Ich schließe daraus, daß mein Vater, du
Leidenschaften irre geführt, eines von jenen Verse
gangen hat, welche der menschlichen Gerechtigkeit en
aber von der Gerechtigkeit Gottes wahrgenomme
den! . . . und daß Gott, der nur eine Person
wollte, auch nur eine geschlagen hat."

Ein Lächeln auf den Lippen, stieß Monte
in der Tiefe seines Herzens ein Gebrülle aus, das
fort in die Flucht getrieben haben würde, wenn E
es hätte hören können!

„Leben Sie wohl, mein Herr," sagte Villefor
cher schon seit einiger Zeit aufgestanden war und
sprach; „indem ich Sie verlasse, trage ich ein A
der Hochachtung mit mir fort, das Ihnen hoffentl
genehm sein wird, wenn Sie mich näher kennen, d
bin nichts weniger, als ein Mensch vom Alltage
Ueberdies haben Sie sich Frau von Villefort für
Zeit zur Freundin gemacht."

Der Graf verbeugte sich und begleitete Her
Villefort nur bis an die Thüre seines Cabinet
Staatsanwalt kehrte zu seinem Wagen zurück, wo
Lackeien voraus eilten, welche ihm auf den Wi
Herrn den Schlag öffneten.

Als Villefort verschwunden war, sprach Mont
mit aller Anstrengung einen Seufzer aus seiner
Brust ausstoßend:

„Auf, auf, genug des Giftes, und nun,
Herz voll davon ist, wollen wir das Gegengift

Und er schlug ein Mal auf das Glöckchen und sagte dem eintretenden Ali:

„Ich gehe zu Madame hinauf; in einer halben Stunde muß der Wagen bereit sein.

Neuntes Kapitel.

Hayde.

Man erinnert sich, wer die neuen oder vielmehr alten Bekannten des Grafen Monte Christo waren, welche in der Rue Meslai wohnten: Maximilian, Julie und Emmanuel.

Die Hoffnung auf den angenehmen Besuch, den er zu machen gedachte, auf die paar glücklichen Augenblicke, die er zubringen würde, auf den Schimmer des Paradieses, welcher in die Hölle gleiten sollte, in die er sich freiwillig versetzt hatte, verbreitete von der Minute, wo er Villefort aus dem Gesichte verlor, die reizendste Heiterkeit über das Antlitz des Grafen, und als Ali, der bei dem Klange des Glöckchens herbeigelaufen war, dieses von einer so seltenen Freude strahlende Gesicht erblickte, zog er sich auf der Fußspitze und mit gehemmtem Athem zurück; als wollte er die guten Gedanken nicht scheu machen, die er seinen Gebieter umschweben zu sehen glaubte.

Es war Mittag: der Graf hatte sich eine Stunde vorbehalten, um zu Hayde hinaufzugehen; man hätte glauben sollen, die Freude könnte nicht mit einem Schlage

in diese so lange gebrochene Seele zurückkehren, und sie müßte sich auf die sanften Bewegungen vorbereiten, wie sich andere Seelen auf heftige Erschütterungen vorbereiten müssen.

Die schöne Griechin befand sich erwähnter Maßen in einer Wohnung, welche von der des Grafen völlig getrennt war. Ihre Gemächer hatte man ganz auf orientalische Weise ausgeschmückt, das heißt die Böden waren mit dicken türkischen Teppichen bedeckt, Brocatstoffe fielen an den Wänden herab, und in jedem Zimmer breitete sich ein großer Divan rings umher mit Haufen von Kissen aus, die sich nach der Willkühr derjenigen, welche davon Gebrauch machten, von einer Stelle zur andern versetzen ließen.

Hayde hatte drei französische Kammerfrauen und eine griechische. Die drei französischen Kammerfrauen verweilten im ersten Zimmer, bereit auf den Ton eines goldenen Glöckchens herbeizulaufen und den Befehlen der romaischen Sklavin zu gehorchen, welche hinreichend Französisch sprach, um den Willen ihrer Gebieterin diesen drei Frauen zu verdolmetschen, die nach der Vorschrift von Monte Christo Hayde mit der Rücksicht zu behandeln hatten, die man nur gegen eine Königin beobachtet.

Die Griechin befand sich in dem hintersten Zimmer ihrer Wohnung, in einer Art von rundem, nur von oben beleuchtetem Boudoir, in welches das Licht durch Scheiben von rosenfarbigem Glase drang. Sie lag auf dem Boden auf Kissen von blauem, mit Silber durchwirktem Atlas, halb zurückgelehnt auf den Divan, den Kopf mit ihrem weich gerundeten rechten Arme umrahmend, während sie mit der Linken an ihre Lippen die Korallenspitze hielt, in welche das biegsame Rohr einer persischen Pfeife eingefügt war, die den Dampf in ihren Mund nur durch das Benzoewasser parfumirt gelangen ließ, durch das ihn ihr sanfter Athem zu ziehen zwang.

Ihre Lage, obgleich ganz natürlich für eine Frau aus dem Orient, wäre vielleicht für eine Französin von einer zu sehr gesuchten Coquetterie gewesen.

Ihr Anzug war der der epirotischen Frauen; sie trug nämlich Beinkleider von weißem, mit rosenfarbigen Blumen brochirtem Atlaß, welche zwei Kinderfüße entblößt ließen, von denen man hätte glauben sollen, sie wären von pariſchem Marmor, hätte man sie nicht mit zwei kleinen, mit Gold und Perlen gestickten Sandalen mit aufwärts gebogenen Spitzen spielen sehen; eine blau und weiß gestreifte Jacke mit weiten, unten geschlitzten Aermeln, mit silbernen Knopflöchern und Knöpfen von Perlen; endlich eine Art von Leibchen, das durch seinen herzförmigen Schnitt den Hals und den ganzen obern Theil der Brust sehen ließ und unterhalb des Busens mit drei Diamantknöpfen geschlossen wurde. Der untere Theil des Leibchens und der obere des Beinkleides verschwanden unter einem von jenen Gürteln mit den lebhaften Farben und den langen seidenen Fransen, auf deren Besitz unsere eleganten Pariserinnen so stolz sind.

Auf dem Kopfe hatte sie ein mit Gold und Perlen gesticktes, auf die Seite geneigtes Mützchen, und unter dem Mützchen auf der Seite, auf welche sich dasselbe herabneigte, trat eine schöne, natürliche, purpurrothe Rose, vermischt mit Haaren, so schwarz, daß sie blau zu sein schienen, hervor.

Die Schönheit dieses Gesichtes war die griechische Schönheit in der ganzen Vollendung ihres Typus, mit ihren großen, schwarzen, sammetartigen Augen, mit ihrer marmornen Stirne, mit ihrer geraden Nase, ihren Korallenlippen und ihren Perlzähnen.

Dann war über dieses reizende Ganze die Jugend mit all ihrem Schimmer, mit all ihrem Wohlgeruch ausgebreitet; Haydé mochte kaum neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein.

Monte Christo rief der griechischen Kammerfrau und

ließ Hayde um Erlaubniß bitten, bei ihr eintreten dürfen.

Statt jeder Antwort hieß Hayde ihre Zofe den V hang zurückſchlagen, welcher an der Thüre angebracht w deren Simswerk das junge Mädchen wie ein reizen Gemälde umrahmte.

Monte Chriſto trat ein.

Hayde erhob ſich auf den Ellenbogen, reichte d Grafen ihre Hand, lächelte ihm freundlich entgegen ſagte in der wohlklingenden Sprache der Töchter Spärta und Athen:

„Warum läßt Du mich um Erlaubniß bitten, mir eintreten zu dürfen? Biſt Du nicht mehr mein bieter, bin ich nicht mehr Deine Sklavin?“

Monte Chriſto lächelte ebenfalls und erwiederte:

„Hayde, Sie wiſſen . . .“

„Warum ſagſt Du nicht mehr Du zu mir, wie wöhnlich?“ unterbrach ihn die junge Griechin; „hab denn irgend ein Verſehen begangen? Dann mußt mich beſtrafen und nicht mehr Sie nennen.“

„Hayde,“ entgegnete der Graf, „Du weißt, wir in Frankreich ſind, und daß Du folglich frei b

„Frei, was zu thun?“ fragte das Mädchen.

„Es ſteht Dir frei, mich zu verlaſſen.“

„Dich verlaſſen! . . . Und warum ſollte ich verlaſſen?“

„Was weiß ich? Wir werden die Welt ſehen.“

„Ich will Niemand ſehen.“

„Und wenn Du unter den jungen Leuten, dene n begegnen wirſt, einen träfeſt, der Dir gefiele, ſo wär nicht ſo ungerecht . . .“

„Ich habe keinen ſchöneren Mann, als Du biſt, ſehen, und nie einen andern geliebt, als meinen V und Dich.“

„Armes Kind,“ ſagte Monte Chriſto, „Du beinahe Niemand geſprochen, außer mir und Dei Vater.“

! was brauche ich mit Anderen zu sprechen?
r nannte mich seine Freude, Du nennst
ie Liebe, und Ihr Beide nennt mich Euer

rinnerst Dich Deines Vaters, Hayde?"
unge Mädchen lächelte.
t da und da," sprach die Griechin, ihre Hand
gen und auf ihr Herz legend.
ich, wo bin ich?" fragte lächelnd Monte

erwiederte sie, „Du bist überall."
Christo nahm die Hand von Hayde, um sie
aber das naive Kind entzog ihm seine Hand
die Stirne dar.
weißt Du, Hayde," sprach der Graf, „daß
aß Du Gebieterin, daß Du Königin bist; Du
ne Tracht beibehalten oder nach Deiner Laune
Du bleibst hier, wenn Du bleiben willst, Du
wenn Du ausfahren willst; es wird stets ein
Dich angespannt sein, All und Myrtho be-
überallhin und sind zu Deinem Befehl; nur
ch um eines."
h."
hre das Geheimniß Deiner Geburt, sage kein
Deine Vergangenheit, nenne bei keiner Veran-
Namen Deines erhabenen Vaters oder den
en Mutter."
ich habe Dir bereits gesagt, daß ich Nie-
werde."
mich, Hayde: diese orientalische Abgeschlos-
o Dir in Paris vielleicht unmöglich werden,
das Leben in unsern nördlichen Ländern ken-
ien, wie Du dies in Rom, in Florenz, in
id in Madrid gethan hast; dies wird Dir im-
lich sein, magst Du nun beständig hier leben
em Orient zurückkehren."

Das Mädchen ſchlug ſeine großen, feuchten A zu dem Grafen auf und erwiederte:

„Oder ob wir nach dem Orient zurückkehren, t Du ſagen, nicht wahr, Herr?“

„Ja, meine Tochter, Du weißt wohl, daß ich nie verlaſſen werde. Es iſt nicht der Baum, de Blüthe verläßt, ſondern die Blüthe, die ſich vom Ba trennt.“

„Ich werde Dich auch nicht verlaſſen, Herr, ich weiß, daß ich ohne Dich nicht leben könnte.“

„Armes Kind! in zehn Jahren bin ich alt, un zehn Jahren biſt Du noch ganz jung.“

„Mein Vater hatte einen langen, weißen Bart; hinderte mich nicht, ihn zu lieben; mein Vater ſechzig Jahre und er kam mir ſchöner vor, als alle Leute, welche ich ſah.“

„Doch ſage mir, glaubſt Du, daß Du Dich angewöhnen wirſt?“

„Werde ich Dich ſehen?“

„Jeden Tag.“

„Nun! warum fragſt Du mich dann, Herr?“

„Ich befürchte, Du langweilſt Dich.“

„Nein, Herr, denn am Morgen denke ich, daß kommen wirſt, und am Abend erinnere ich mich, daß gekommen biſt; überdies habe ich, wenn ich allein noch andere große Erinnerungen, ich erblicke wieder geheure Gemälde, große Horizonte mit dem Pindus dem Olymp in der Ferne; dann habe ich im H drei Gefühle, mit denen man ſich nie langweilt: Traurigkeit, die Liebe und die Dankbarkeit.“

„Du biſt eine würdige Tochter des Epirus, D Du Anmuthige, Du Poetiſche, und man ſieht, daß von der in Deinem Lande geborenen Familie von tinnen abſtammſt. Sei alſo unbeſorgt, meine To ich werde es ſo machen, daß Deine Schönheit verloren geht, denn wenn Du mich wie Deinen liebſt, ſo liebe ich Dich wie mein Kind.“

„Du täuschest Dich, Herr, ich liebte meinen Vater nicht, wie ich Dich liebe, meine Liebe für Dich ist eine andere Liebe: mein Vater ist todt und ich bin nicht todt, während ich sterben müßte, wenn Du sterben würdest."

Der Graf reichte Haydé die Hand mit einem Lächeln voll tiefer Zärtlichkeit; sie drückte wie gewöhnlich ihre Lippen darauf.

Und so gestimmt für die Zusammenkunft, die er mit Morrel und seiner Familie haben sollte, entfernte er sich, folgende Verse von Pindar murmelnd:

„Die Jugend ist eine Blüthe, deren Frucht die Liebe ist . . . Glücklich der Leser, der sie pflückt, nachdem er sie langsam hat reifen sehen."

Der Wagen war seinen Befehlen gemäß bereit. Er stieg ein und die Pferde führten ihn wie immer im Galopp fort.

Zehntes Kapitel.

Die Familie Morrel.

Der Graf gelangte in wenigen Minuten in die Rue Meslai Nro. 7. Das Haus war weiß, lachend und vor demselben ein Hof, in welchem man zwei kleine Gartenstücke mit schönen Blumen erblickte.

In dem Concierge, der ihm die Thüre eröffnete, erkannte der Graf den alten Coclès. Da dieser aber, wie man sich erinnert, nur ein Auge hatte und dieses Auge in neun Jahren bedeutend geschwächt worden war, so erkannte Coclès den Grafen nicht wieder.

Wenn die Wagen vor dem Eingang anhalten wo
ten, mußten sie eine Wendung machen, um einen We
ferstrahl zu vermeiden, der aus einem grottenartig
Bassin hervorsprang ... ein Prachtwerk, das viel Eife
sucht in dem Quartiere veranlaßt hatte und die U
sache war, warum man dieses Haus „Klein-Versaill
nannte.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß in dem Bass
rothe und gelbe Fische in großer Anzahl sich lustig u
hertrieben.

Ueber einem Stockwerke aus Küchen und Kelle
stehend, hatte das Haus, außer dem Erdgeschoße, no
zwei volle Stockwerke; die jungen Leute hatten es, n
dem was dazu gehörte, nämlich mit einer ungeheur
Werkstätte, zwei Pavillons im Hintergrunde eines Ga
tens und in dem Garten selbst gekauft. Emmanuel sah n
dem ersten Blicke, daß bei dieser Anordnung der Gebä
lichkeiten eine Speculation zu machen war; er behielt f
sich das Haus, die Hälfte des Gartens und zog ei
Linie, das heißt er erbaute eine Mauer zwischen sich u
den Werkstätten und vermiethete diese nebst den zwei P
villons und den dazu gehörigen Gartentheilen; hiedur
wohnte er um eine sehr mäßige Summe und ebenso g
für sich abgeschlossen, wie der ängstlichste Eigenthüm
eines Hotel im Faubourg Saint-Germain.

Das Speisezimmer war von Eichenholz, der Sal
von Mahagoni und blauem Sammet, das Schlafzimm
von Citronenholz und grünem Damast; überdies fand
sich hier ein Arbeitscabinet für Emmanuel, der nichts a
beitete, und ein Musikzimmer für Julie, welche durc
keine Tonkünstlerin war.

Den ganzen zweiten Stock hatte man Maxim
zur Verfügung gestellt. Man sah hier eine genaue W
derholung der Zimmer seiner Schwester, nur hatte m
den Speisesaal in ein Billardzimmer verwandelt, in d
er seine Freunde zu führen pflegte.

Er überwachte selbst die Wartung seiner Pfe

nd rauchte eine Cigarre am Eingang des Gartens, als er Wagen des Grafen vor der Thüre anhielt.

Coeles öffnete, wie gesagt; Baptistin sprang von inem Bocke und fragte, ob Herr und Madame Herault und Herr Maximilian Morrel für den Grafen von Monte Christo sichtbar wären.

„Für den Grafen von Monte Christo!" rief Morrel seine Cigarre wegwerfend und dem Besuche entgegeneilend: „ich glaube wohl, ich glaube wohl, daß wir ihn sichtbar sind. Ah! Dank, tausendmal Dank, Herr Graf, daß Sie Ihr Versprechen nicht vergessen haben."

Und der junge Officier drückte dem Grafen so innig die Hand, daß dieser sich in der Treuherzigkeit seiner Umgebung nicht täuschen konnte und mit dem ersten Blicke sah, daß er mit Ungeduld erwartet worden war und die wärmste Aufnahme fand.

„Kommen Sie, kommen Sie," sprach Maximilian „ich will Ihnen als Einführer dienen; ein Mann, wie Sie sind, darf nicht durch Bedienten gemeldet werden; meine Schwester ist in ihrem Garten und bricht ihre verwelkten Rosen ab; mein Schwager liest seine zwei Zeilen sechs Schritte von ihr, denn überall, wo man Madame Herbault sieht, darf man nur im Umkreise einer Ruthe umherschauen, und Herr Emmanuel wird sich finden, und so gegenseitig, wie man in der polytechnischen Schule sagt."

Bei dem Geräusche der Tritte hob eine junge Frau von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren in einem seidenen Hauskleide den Kopf. Diese Frau, welche mit besonderer Sorgfalt von einem herrlichen Rosenstock die Blumen abpflückte, war unsere kleine Julie, nunmehr, wie dies der Kandidat des Hauses Thomson und French vorhergesagt hatte, Frau Emmanuel Herbault.

Sie stieß einen leichten Schrei aus, als sie einen Fremden erblickte, Maximilian aber sprach lachend:

„Laß Dich nicht stören, meine Schwester; der Herr

Graf befindet sich erst seit zwei bis drei Tagen in Pari
weiß aber bereits, was eine Rentière des Marais i
und wenn er es nicht weiß, so wirst Du es ihn lehren.

„Ah! mein Herr," sprach Juli, „Sie so hierhe
zuführen, ist ein Verrath von meinem Bruder, der nic
die geringste Eitelkeit für seine arme Schwester besitzt . .
Penelon! . . . . Penelon! . . . ."

Ein Greis, der eine Rabatte mit bengalischen Rose
stöcken umgrub, steckte seinen Spaten in die Erde u
näherte sich die Mütze in der Hand, während er so g
als möglich den Kautaback verbarg, den er für den Auge
blick in die Tiefen seiner Backen zurückgeschoben hatt
Einige weiße Büschel versilberten sein noch dickes Haup
haar, indeß seine bronzefarbige Gesichtshaut und sein kü
nes, lebhaftes Auge den alten, unter der Sonne d
Aequators gebräunten und vom Hauche der Stürme g
schwärzten Seemann verriethen.

„Ich glaube, Sie haben mich gerufen, Fräulei
Julie," sagte er, „hier bin ich."

Penelon hatte die Gewohnheit beibehalten, die Toc
ter seines Patrons Fräulein Julie zu nennen, und we
nie im Stande gewesen, sich daran zu gewöhnen, ihr de
Namen Madame Herbault zu geben.

„Penelon," sagte Julie, „melde Herrn Emman
den angenehmen Besuch, der uns zu Theil wird, wäh
rend Maximilian den Herrn Grafen in den Salon führt.

Dann sich an Monte Christo wendend:

„Sie werden mir wohl erlauben, auf eine Minu
zu entfliehen?"

Und ohne die Einwilligung des Grafen abzuwarte
eilte sie hinter eine Baumgruppe und erreichte das Ha
durch eine Seitenallee.

„Ah! mein lieber Herr Morrel," sprach Mon
Christo, „ich bemerke zu meinem Schmerze, daß ich ei
Aufruhr in Ihrer Familie veranlasse."

„Sehen Sie," erwiederte Maximilian lachend, „
hen Sie dort unten den Mann, der ebenfalls fei

Wamms gegen einen Oberrock zu vertauschen im Begriffe ist? Oh! man kennt Sie, glauben Sie mir, Sie waren angekündigt."

„Sie scheinen mir hier eine glückliche Familie zu haben, mein Herr," sagte der Graf seinen eigenen Gedanken beantwortend.

„Oh ja! dafür stehe ich Ihnen, Herr Graf; es fehlt ihnen nichts zu ihrem Glücke, sie sind jung, sie sind heiter, sie lieben sich, und mit ihren fünf und zwanzig tausend Franken Rente bilden sie sich ein, sie besitzen den Reichthum der Rothschilde."

„Fünf und zwanzig tausend Franken Rente ist übrigens wenig," sprach Monte Christo mit einer Weichheit, welche in Maximilians Herz drang, wie es nur die Stimme eines zärtlichen Vaters hätte thun können; „doch sie werden nicht hiebei stehen bleiben, unsere jungen Leute, sie werden ebenfalls Millionäre werden. Ihr Herr Schwager ist Advocat . . . . Arzt? . . . ."

„Er war Kaufmann, mein Herr Graf, und hatte das Haus meines armen Vaters übernommen. Herr Morrel starb mit Hinterlassung eines Vermögens von fünf mal hundert tausend Franken; ich bekam die eine Hälfte und meine Schwester die andere, denn wir waren nur zwei Kinder. Ihr Gatte, der sie ohne ein anderes Erbgut, als seine Redlichkeit, seinen scharfen Verstand und seinen fleckenlosen Ruf geheirathet hatte, wollte eben so viel besitzen als seine Frau. Er arbeitete bis er zwei mal hundert und fünfzig tausend Franken zusammen gebracht hatte; hiezu genügten sechs Jahre. Ich schwöre Ihnen, Herr Graf, sie boten ein rührendes Schauspiel, diese zwei so fleißigen, so einigen Kinder, welche, durch ihre Fähigkeiten zum höchsten Vermögen bestimmt, dennoch nichts an den Gewohnheiten des väterlichen Hauses verändern wollten und sechs Jahre dazu verwendeten, um das zu thun, was Neuerer in zwei bis drei hätten thun können; Marseille wiederhallt auch noch heute von Lobeserhebun-

gen, welche man so viel muthiger Verleugnung nicht ve
weigern konnte.

„Eines Tags suchte Emmanuel seine Frau auf u
sprach zu ihr:

„„Julie, Cocles hat mir so eben eine Rolle v
hundert Franken zugestellt, welche die Summe von zw
mal hundert und fünfzig tausend Franken voll macht, d
wir als Grenze unseres Gewinnes feststellen. Wirst D
mit dem Wenigen, womit wir uns fortan begnügen mü
sen, zufrieden sein? Höre, das Haus macht jährlich fü
eine Million Geschäfte und kann einen Nutzen von vierz
tausend Franken abwerfen. Wir verkaufen, wenn w
wollen, die Kundschaft in einer Stunde für drei m
hundert tausend Franken, denn hier ist ein Brief v
Herrn Delaunay, der uns dieselben für unsern Fonds a
bietet, welchen er mit den seinigen verbinden will. Wa
meinst Du, daß zu thun sei?““

„„Mein Freund,““ erwiederte meine Schwester, „„da
Haus Morrel kann nur durch einen Morrel gehalten wer
den. Ist es nicht drei mal hundert tausend Franken werth
den Namen unseres Vaters für immer vor schlimmen
Wechsel des Schicksals zu schützen?““

„„Ich dachte es,““ erwiederte Emmanuel, „„wollt
jedoch Deine Ansicht wissen.““

„„Wohl, mein Freund, hier hast Du sie. Alle un
sere Ausstände sind eingezogen, alle unsere Wechsel sin
bezahlt; wir können einen Strich unter den letzten de
Monats ziehen und unsere Comptoirs schließen; ziehen wi
diesen Strich und schließen wir sie;““ was auch auf de
Stelle geschah. Es war drei Uhr; um ein Viertel au
vier Uhr zeigte sich ein Kunde, um die Fahrt von zwo
Schiffen versichern zu lassen; hiebei ließ sich ein reine
Gewinn von fünfzehn tausend Franken erwarten.

„„Mein Herr,““ sprach Emmanuel, „„wollen Sie
sich wegen dieser Versicherung an Herrn Delaunay wen
den. Wir haben das Geschäft aufgegeben.““

„„Seit wann?““ fragte der erstaunte Kunde.

„„Seit einer Viertelstunde.““

„Und auf diese Art haben meine Schwester und mein Schwager nur fünf und zwanzig tausend Franken Rente,“ fügte Maximilian lächelnd bei.

Maximilian hatte kaum seine Erzählung, während der sich das Herz des Grafen immer mehr ausdehnte, vollendet, als Emmanuel, aufgefrischt durch einen Hut und einen Oberrock, wieder erschien; er grüßte wie ein Mann, der den Werth des Besuches kennt, ließ den Grafen das kleine Luststück umgehen und führte ihn in das Haus.

Der Salon war bereits von Blumen durchduftet, welche nur mit großer Mühe in einer ungeheuren japanesischen Vase mit natürlichen Handhaben zusammengehalten wurden. Hübsch gekleidet und zierlich frisirt (sie hatte dieses große Werk in zehn Minuten vollendet), trat Julie hervor, um den Grafen bei seinem Eintritt zu empfangen.

Man hörte die Vögel in einer benachbarten Volière zwitschern; die Zweige von Bohnenbäumen und Acacien dienten mit ihren hereinhängenden Blüthenbüscheln den blauen Sammetvorhängen als Stickerei. Alles athmete in diesem kleinen Winkel Ruhe, von dem Gesange des Vogels bis zu dem Lächeln der Gebieter.

Der Graf hatte seit dem Eintritte in das Haus die ganze Fülle dieses Glückes in sich aufgenommen; er blieb auch stumm und träumerisch, und vergaß, daß man ihn anschaute und von ihm die Wiederaufnahme des nach den ersten Komplimenten unterbrochenen Gespräches zu erwarten schien.

Endlich bemerkte er dieses beinahe unschicklich gewordene Stillschweigen, entriß sich mit aller Anstrengung seiner Träumerei und sprach:

„Madame, verzeihen Sie mir meine Gemüthsbewegung, welche Sie, die Sie an den Frieden und an das Glück, das ich hier treffe, gewöhnt sind, in Erstaunen setzen muß; doch für mich ist die Zufriedenheit auf

einem menſchlichen Antlitz etwas ſo Neues, daß ich nie müde werden kann, Sie und Ihren Gatten anzuſchauen.

„Wir ſind in der That ſehr glücklich," verſetzte Julie; „aber wir hatten lange zu leiden, und wenige Menſchen mußten ihr Glück ſo theuer erkaufen, wie wir."

Die Neugierde prägte ſich in den Zügen des Grafen aus.

„Oh! das iſt eine ganze Familiengeſchichte, wie Ihnen neulich Chateau-Renaud ſagte," ſprach Maximilian; „für Sie, mein Herr Graf, der Sie gewohnt ſind, erhabenes Unglück und glänzende Freuden zu ſehen, dürfte wenig Intereſſe in dieſem häuslichen Gemälde zu finden ſein. Jeden Falls haben wir, wie Ihnen Julie ſo eben ſagt, heftige Schmerzen ausgeſtanden, obgleich dieſelben in dieſen kleinen Rahmen eingeſchloſſen waren."

„Und Gott hat Ihnen, wie er es bei allen thut, den Balſam des Troſtes auf das Leiden gegoſſen?" fragte Monte Chriſto.

„Ja, mein Herr Graf," antwortete Julie; „wir können dies wohl ſagen, denn er hat für uns gethan, was er nur für ſeine Auserwählten thut; er ſchickte uns einen von ſeinen Engeln."

Die Röthe ſtieg dem Grafen in die Wangen und er huſtete, um ein Mittel zu haben, ſeine Aufregung, ein Sacktuch an den Mund haltend, zu verbergen.

„Diejenigen, welche in einer purpurnen Wiege geboren ſind und nie etwas zu wünſchen gehabt haben," ſprach Emmanuel, „wiſſen nicht, was das Glück, zu leben, heißt; wie diejenigen den Werth eines reinen Himmels nicht kennen, welche nie ihr Leben der Gnade von vier auf ein wüthendes Meer geſchleuderten Brettern preis gegeben haben."

Monte Chriſto ſtand auf und ging, ohne etwas zu erwiedern, denn am Zittern ſeiner Stimme hatte man ſeine Erſchütterung zu erkennen vermocht, Schritt für Schritt den Salon.

„Sie lächeln über unsere Herrlichkeit, Herr Graf," sprach Maximilian, der ihm mit den Augen folgte.

„Nein, nein," entgegnete Monte Christo, äußerst bleich und mit einer Hand die Schläge seines Herzens zurückdrängend, während er mit der andern auf eine kristallene Kugel deutete, unter welcher eine seidene Börse, kostbar gelagert auf einem Kissen von schwarzem Sammet, ruhte. „Ich fragte mich nur, wozu diese Börse diene, welche, wie mir scheint, auf der einen Seite ein Papier, und auf der andern einen ziemlich schönen Diamant enthält."

„Maximilian nahm eine ernste Miene an und erwiederte:

„Dieses, mein Herr Graf, ist der köstlichste von unseren Familienschätzen."

„In der That, der Diamant ist ziemlich hübsch," wiederholte Monte Christo.

Oh! mein Bruder spricht nicht von dem Werthe des Steines, obgleich er zu hundert tausend Franken geschätzt wird, er will Ihnen nur sagen, daß die Gegenstände, welche diese Börse enthält, Reliquien von dem Engel sind, von welchem vorhin die Rede war."

„Ich begreife das nicht und darf auch nicht fragen, Madame," erwiederte Monte Christo sich verbeugend; „verzeihen Sie mir, ich wollte nicht indiscret sein."

„Indiscret, sagen Sie? oh! wie glücklich machen Sie uns im Gegentheil dadurch, daß Sie uns Gelegenheit bieten, uns des Breiteren über diesen Gegenstand auszusprechen. Wollten wir als ein Geheimniß die schöne Handlung verbergen, an welche diese Börse erinnert, so würden wir sie nicht auf eine solche Art den Blicken aussetzen. Oh! wie gern möchten wir sie der ganzen Welt mittheilen, damit uns irgend eine Bewegung unseres unbekannten Wohlthäters seine Gegenwart enthüllte."

„Ah! wirklich?" versetzte Monte Christo mit gepreßter Stimme."

„Mein Herr," sprach Maximilian, „die Kristallku
aufhebend und gleichsam mit religiöser Verehrung
seidene Börse küssend, „dieses hat die Hand eines M
nes berührt, der meinen Vater vom Tode, uns v
Untergang und unsern Namen von der Schande er
tete; ein Mann, dem wir es zu verdanken haben, d
wir armen, bereits dem Elend und den Thränen bl
gestellten Kinder hören können, wie Menschen über
ser Glück in Begeisterung gerathen. Dieser Brie
Maximilian zog einen Brief aus der Börse und rei
ihn dem Grafen, „dieser Brief wurde von ihm an ei
Tage geschrieben, wo mein Vater einen verzweiflun
vollen Entschluß gefaßt hatte, diesen Diamant
der edelmüthige Unbekannte meiner Schwester als M
gift."

Monte Christo nahm den Brief und las ihn
einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Glück; es war
unsern Lesern bekannte Billet, adressirt an Julie
unterschrieben von Simbad dem Seefahrer.

„Der Unbekannte, sagen Sie? Also ist der Ma
der Ihnen diesen Dienst geleistet hat, für Sie unbeka
geblieben?"

„Ja, mein Herr, nie haben wir das Glück geha
ihm die Hand zu drücken; doch nicht als hätten wir
nicht um diese Gunst gebeten," sprach Maximilian:
diesem ganzen Abenteuer waltete eine geheimnißvolle
tung, welche wir noch nicht begreifen können; Alles wa
von einer unsichtbaren, mit der Macht eines Zaube
ausgerüsteten Hand geordnet."

„Oh!" rief Julie, „ich habe noch nicht jede H
nung verloren, eines Tags diese Hand zu küssen,
ich die Börse küsse, welche dieselbe berührt hat.
vier Jahren war Penelon in Triest: Penelon,
Graf, ist der brave Seemann, den Sie mit dem
ten in der Hand gesehen haben; vom Hochbootsm
ist er Gärtner geworden. Penelon war also in
und sah auf dem Kai einen Engländer, der sich in e

Nacht einzuschiffen im Begriffe war; sogleich erkannte er denjenigen, welcher am 5. Juni 1829 meinen Vater aufgesucht und mir am 5. September dieses Billet geschrieben hatte. Es war, wie er versichert, derselbe Mann, doch er wagte es nicht, ihn anzureden."

„Ein Engländer!" versetzte Monte Christo träumerisch, aber mit einer gewissen Unruhe jeden Blick von Julie beobachtend; „ein Engländer, sagen Sie?"

„Ja," erwiederte Maximilian, „ein Engländer, der bei uns als Mandatar des Hauses Thomson und French in Rom erschien. Deshalb sahen Sie mich beben, als Sie neulich bei Herrn von Morcerf bemerkten, Thomson und French in Rom wären Ihre Banquiers. Dieses ereignete sich im Jahre 1829, wie wir Ihnen sagten, und ich frage Sie im Namen des Himmels, haben Sie diesen Engländer gekannt?"

„Doch sagten Sie mir nicht, es sei von dem Hause Thomson und French beständig in Abrede gezogen worden, daß es Ihnen diesen Dienst geleistet?"

„Ja."

„Sollte denn dieser Engländer nicht ein Mensch sein, der, dankbar gegen Ihren Vater für irgend eine gute Handlung, die der letztere selbst vergessen, diesen Vorwand ergriffen hätte, um ihm einen Dienst zu leisten?"

„Unter solchen Umständen ist Alles zu vermuthen, selbst ein Wunder."

„Wie hieß er?" fragte Monte Christo.

„Er hat keinen andern Namen zurückgelassen," sprach Julie, den Grafen mit einer tiefen Aufmerksamkeit betrachtend, „als den, mit welchem er das Billet unterzeichnete: Simbad der Seefahrer."

„Was offenbar kein Name, sondern ein Pseudonym ist."

Und als ihn Julie immer aufmerksamer anschaute und einige Töne seiner Stimme gleichsam im Fluge aufzufangen und zu sammeln suchte, fuhr er fort:

„Sagen Sie, ist es nicht ein Mann ungefähr von

meinem Wuchse, vielleicht etwas größer, etwa in eine hohe Halsbinde eingezwängt, am L knöpft, gegürtet, und beständig den Bleist Hand?"

„Oh! Sie kennen ihn also?" rief Julie strahlenden Augen.

„Nein, ich habe nur eine Vermuthung. einen Lord Wilmore, der auf diese Art Hand Edelmuths aussäte."

„Ohne sich zu erkennen zu geben?"

„Es war ein bizarrer Mensch: er glaub Dankbarkeit."

„Oh, mein Gott!" rief Julie mit einem Ausdruck und die Hände faltend, „woran g der Unglückliche?"

„Er glaubte wenigstens nicht daran zur Z ihn kannte," sprach Monte Christo, den die Tiefe der Seele kommende Stimme bis in die erschüttert hatte; „seit jener Zeit hat er jedo einen Beweis erhalten, daß es eine Dankbarkei

„Und Sie kennen diesen Mann, mein Her Emmanuel."

„Oh! wenn Sie ihn kennen," rief Julie Sie, vermögen Sie ihn zu uns zu führen, i zeigen, uns zu offenbaren, wo er ist? Sage, s sage Emmanuel, wenn wir ihn je wieder fin müßte er wohl an das Andenken des Herzens

Monte Christo fühlte, wie zwei Thräne Augen traten; er machte [illegible] paar Salon.

„Im Namen des Himmels, mein Herr Maximilian, „wenn Sie etwas von diesem Ma so theilen Sie es uns mit."

„Ach!" erwiederte Monte Christo, die seiner Stimme bewältigend, „ach! wenn Ihr Wohlthäter ist, so befürchte ich, daß

werden. Ich habe ihn vor zwei oder drei Jahren
lermo verlassen; er reiste damals nach den fabel-
en Ländern und ich zweifle sehr an seiner Rück-

Ah! mein Herr, Sie sind grausam," rief Julie voll
ken.
nd es entstürzten Thränen den Augen der jungen

Madame," sprach mit ernstem Tone Monte Christo,
d er mit seinen Blicken die zwei flüssigen Perlen
ang, welche über die Wangen von Julie herabroll-
wenn Lord Wilmore gesehen hätte, was ich hier
würde er das Leben noch lieben, denn die Thrä-
ie Sie vergießen, müßten ihn mit dem Menschenge-
e aussöhnen."
nd er reichte Julie die Hand und diese gab ihm
ige, hingezogen, wie sie sich fühlte, durch den Blick
n Ton des Grafen.
Doch dieser Lord Wilmore," sprach sie, sich an eine
Hoffnung anklammernd, „er hatte wohl ein Vater-
Verwandte, eine Familie, er war bekannt? Könnten
cht? . . ."
Oh! suchen Sie nicht, Madame, bauen Sie keine
ren auf das Wort, das mir entschlüpft ist. Nein,
Wilmore ist wahrscheinlich nicht der Mann, den Sie
er war mein Freund, ich kannte seine Geheimnisse,
e mir auch dieses mitgetheilt."
Und er sagte Ihnen nichts davon?" rief Julie.
Nichts."
Nicht ein Wort, das Sie auf die Vermuthung brin-
nnte? . . ."
Nie."
Sie nannten ihn aber doch sogleich?"
Sie wissen, bei solchen Fällen stellt man Muth-
gen auf."
Meine Schwester," sagte Maximilian, Monte
zu Hülfe kommend, „der Herr Graf hat Recht.

Erinnere Dich deſſen,' was unſer guter Vater uns ſo
ſagte: „„Es iſt kein Engländer geweſen der Mann,
unſer Glück machte.““

Monte Chriſto zitterte und ſprach lebhaft:

„Ihr Vater ſagte Ihnen dies, Herr Morrel?“

„Mein Vater, Herr Graf, erblickte in dieſer Ha
lung ein Wunder. Mein Vater glaubte an einen für
aus dem Grabe erſtandenen Wohlthäter. Oh! welch
rührender Aberglaube, mein Herr! .... während ich ſe
ihm nicht beipflichtete, war ich doch weit entfernt, die
Glauben in ſeinem Herzen zerſtören zu wollen. Wie
träumte er davon und ſprach ganz leiſe dabei den Nam
eines geliebten Freundes, eines verlorenen Freundes a
und als er nur noch einen Schritt vom Tode entfe
war und das Herannahen der Ewigkeit ſeinem Ge
etwas von der Erleuchtung des Grabes gegeben hatte,
wurde dieſer Gedanke, welcher bis dahin eine dunkle A
muthung geweſen war, zur Ueberzeugung, und die le
Worte, welche er ſterbend ausſprach, lauteten: „„Mari
lian, es war Edmond Dantes.““

Die ſeit ein paar Sekunden immer mehr zunehme
Bläſſe des Grafen wurde bei dieſen Worten furchtb
All ſein Blut war nach dem Herzen zurückgeſtrömt.
konnte kaum mehr ſprechen, zog ſeine Uhr, als hätte
die Stunde vergeſſen, nahm ſeinen Hut, machte eine
geſtüme, verlegene Verbeugung vor Madame Herbe
drückte Emmanuel und Maximilian die Hand, und ſtu
melte:

„Madame, erlauben Sie mir, Ihnen zuwe
meine Achtung zu bezeigen. Ich liebe Ihr Haus
bin Ihnen dankbar für Ihren Empfang, denn es
das erſte Mal ſeit Jahren, daß ich mich ver
habe.“

Und er entfernte ſich mit großen Schritten.

„Das iſt ein ſeltſamer Menſch ... dieſer Graf
Monte Chriſto,“ ſagte Emmanuel.

„Ja," erwiederte Maximilian, „aber ich glaube, er
at ein vortreffliches Herz, und ich bin überzeugt, daß er
ns liebt."

„Und mir," sprach Julie, „mir war es, als erinnerte
ch mein Inneres seiner Stimme, und wiederholt kam es
ir vor, als hörte ich sie nicht zum ersten Male."

Eilftes Kapitel.

Pyramos und Thisbe.

Auf zwei Dritteln des Faubourg Saint-Honoré, hin-
er einem schönen, unter den merkwürdigen Gebäuden
ieses reichen Quartiers sich auszeichnenden Hotel, dehnt
ich ein weiter Garten aus, dessen blätterreiche Kastanien-
äume die ungeheuren, wallhohen Mauern überragen, und
enn der Frühling kommt, ihre rosenfarbigen und weißen
Blüthen in zwei Vasen von gereifeltem Stein fallen lassen,
elche parallel auf zwei viereckige Pilaster gestellt sind,
n die ein eisernes Gitter aus der Zeit Ludwigs XIII.
ingefügt ist.

Dieser großartige Eingang ist verurtheilt, trotz der
errlichen Geranien, die in den zwei Vasen wachsen und
m Winde ihre gesprengelten Blätter und purpurnen
Blumen wiegen, seitdem sich die Eigenthümer des Hotel,
nd dies datirt sich von lange her, auf den Besitz des
Hotel, des mit Bäumen bepflanzten und nach dem Fau-
ourg gehenden Hofes und des Gartens beschränken,
en dieses Gitter schließt, welches einst auf einen zu
em Besitzthum gehörenden, mehr als einen Morgen

großen, herrlichen Küchengarten führte. Da
Dämon der Speculation eine Linie, das heißt ein
an dem Ende dieses Küchengartens gezogen,
Straße, ehe sie bestand, bereits durch eine g
Glasplatte einen Namen erhalten hatte, so glau
dieses Stück als Bauplatz verkaufen und zu der
Arterie von Paris, genannt der Faubourg Saint-
beitragen zu können.

Doch der Mensch denkt und das Geld l
Punkte der Speculation; die getaufte Straße starl
Wiege; der Erwerber des Küchengartens konnte,
er ihn vollständig bezahlt hatte, nicht durch Wiede
die Summe, die er dafür haben wollte, erlangen
gnügte sich in Erwartung eines Steigens der Pre
eines Tags nicht ausbleiben kann, um ihn weit üb
früheren Verluste und sein ruhendes Kapital zu e
gen, er begnügte sich, sagen wir, diesen umfriedete
an Gemüsegärtner gegen die Summe von fün
Franken jährlich zu verpachten.

Das heißt sein Geld zu einem halben Pro
legen, was eben nicht sehr hoch ist in einer Zeit
Menschen gibt, die es zu fünfzig unterbringen und
noch finden, das Geld biete einen sehr ar
Ertrag.

Nichtsdestoweniger ist das Gitter, welches
den Küchengarten ging, verurtheilt und der Rost
seine Angeln; mehr noch: damit die schmutzigen
gärtner nicht mit ihren gemeinen Blicken das In
aristokratischen Eigenthums beflecken, hat man ein
Fuß hohen Bretterverschlag an den Gitterstange
bracht. Allerdings sind die Bretter nicht so gut
mengefügt, daß man nicht könnte einen verstohlen
durch die Zwischenräume gleiten lassen; doch dies
ist ein strenges Haus und fürchtet sich nicht v
Indiscretion.

In diesem Küchengarten wachsen, statt de

e Rüben, der Rettiche, der Erbſen und der Melonen,
ße Luzernen, die einzige Kultur, durch die es offenbar
rd, daß man noch an dieſen verlaſſenen Ort denkt.
ne kleine niedrige Thüre, die ſich nach der noch im
ane ſchlummernden Straße öffnet, gewährt Eingang in
ſes von Mauern umſchloſſene Gebiet; ſeine Pächter
ben es kurz zuvor ſeiner Unfruchtbarkeit wegen ver-
ſen, und ſeit acht Tagen trägt es, ſtatt wie früher ein
lbes Procent zu tragen, gar nichts mehr.

Auf der Seite des Hotel bekränzten die erwähnten
ſtanienbäume die Mauer, was andere üppige und blü-
nde Bäume nicht abhält, ihre luftgierigen Zweige durch
e Zwiſchenräume zu ſtrecken. An einer Ecke, wo das
lätterwerk ſo dick iſt, daß das Licht kaum durchzudringen
rmag, deuten eine ſteinerne Bank und Gartenſitze einen
rſammlungsort oder einen Lieblingswinkel für irgend
ien Bewohner des hundert Schritte davon entlegenen
otel an, welches man kaum durch den grünen, umhül-
den Wall erblickt. Die Wahl dieſes geheimnißvollen
yls wird zugleich durch die Abweſenheit der Sonne,
rch die ewige Friſche, ſelbſt während der glühendſten
ommertage, durch das Gezwitſcher der Vögel und durch
e Entfernung des Hauſes und der Straße, das heißt
e Geſchäfte und des Geräuſches, gerechtfertigt.

Gegen Abend an einem der heißeſten Tage, welche
ch das Frühjahr den Bewohnern von Paris bewilligt
tte, lagen auf dieſer Steinbank ein Buch, ein Sonnen-
irm, ein Arbeitskorb und ein Batiſtſacktuch, deſſen Sticke-
angefangen war; und nicht ferne von dieſer Bank
nd an dem Gitter vor den Brettern, das Auge an den
rchſichtigen Verſchlag haltend, eine junge Frau, deren
lick ſich durch eine Spalte auf den uns bekannten öden
aum ſenkte.

Beinahe in demſelben Augenblick ſchloß ſich geräuſch-
s die Thüre dieſer kleinen Wüſte, und ein junger
lann, groß, kräftig, in einer Blouſe von roher Lein-

wand, eine Sammetmütze auf dem Kopf, dessen schr
Bart und schwarze, sorgfältig gepflegte Haare jedo
wenig mit dieser Volkstracht im Widerspruch standen,
nachdem er einen raschen Blick umhergeworfen hatt
sich zu versichern, daß ihn Niemand bespähete, durc
erwähnte Thür ein und wandte sich mit raschen Sc
nach dem Gitter.

Bei dem Anblicke desjenigen, welchen sie erw
doch wahrscheinlich nicht unter dieser Tracht, bekam
Mädchen bange und warf sich zurück.

Und dennoch hatte der junge Mann durch die S
der Thüre mit jenem Blicke, der nur Liebenden ang
das weiße Kleid und das lange blaue Gürtelband fl
sehen; er eilte nach dem Verschlage, legte seinen
an eine Oeffnung und sagte mit halblauter Stimm

„Fürchten Sie sich nicht, Valentine, ich bin es

Die Genannte näherte sich und sprach:

„O, mein Herr! warum sind Sie heute so sp
kommen? Wissen Sie, daß man bald zu Mittag
wird, und daß es großer Diplomatie und Geschwin
von meiner Seite bedurfte, um mich meiner Stiefm
die mich belauert, meiner Kammerfrau, die mich b
meines Bruders, der mich quält, zu entledigen, und
an dieser Stickerei zu arbeiten, welche, wie ich befi
lange nicht beendigt sein wird? Sobald Sie sich
Ihr Zögern entschuldigt haben, werden Sie mir
was dieses neue Costume, wegen dessen ich Sie b
nicht erkannt habe, bedeuten soll."

„Theure Valentine," erwiederte der junge M
„Sie stehen zu hoch über meiner Liebe, als daß ic
von zu sprechen wagen sollte, und dennoch fühl
so oft ich Sie sehe, das Bedürfniß, Ihnen zu
daß ich Sie anbete, damit das Echo meiner
Worte sanft das Herz liebkosen möge, wenn ich Sie
mehr sehe. Nun danke ich Ihnen für Ihr Schm
es ist ganz bezaubernd, denn es beweist mir, ich

nicht zu behaupten, daß Sie mich erwarteten, wohl aber, daß Sie an mich dachten. Sie wollten die Ursache meiner Zögerung und den Beweggrund meiner Verkleidung wissen, ich werde Ihnen Beides nennen, und hoffe, Sie entschuldigen mich: ich habe einen Stand gewählt."

„Einen Stand . . . was wollen Sie damit sagen, Maximilian? sind wir denn so glücklich, daß Sie im Scherze über das sprechen, was uns betrifft?"

„Oh! Gott soll mich bewahren, daß ich mit dem, was mein Leben ist, Scherz treibe; aber müde, ein Feldläufer und Mauernerkletterer zu sein, ernstlich erschrocken über den eines Abends durch Sie bei mir rege gemachten Gedanken, Ihr Vater würde mich früher oder später als einen Dieb vor Gericht ziehen, was die Ehre der ganzen französischen Armee verletzen müßte, nicht minder darüber erschrocken, daß man sich wundern könnte, in dieser Gegend, wo es nicht die geringste Citadelle zu belagern oder das kleinste Blockhaus zu vertheidigen gibt, einen Kapitän der Spahis sich umhertreiben zu sehen, habe ich mich zum Gemüsegärtner gemacht und die Tracht meines Gewerbes angenommen."

„Welch eine Tollheit!"

„Im Gegentheil, es ist, wie ich glaube, das Vernünftigste, was ich in meinem ganzen Leben gethan habe, denn es verleiht uns vollkommene Sicherheit."

„Erklären Sie sich deutlicher."

„Wohl, ich habe den Eigenthümer dieses Bodens aufgesucht, der Vertrag mit seinen ehemaligen Pächtern war abgelaufen, und ich pachtete ihn für mich. Alle diese Luzernen gehören mir, Valentine, und nichts hindert mich, mir eine Hütte unter diesem Heu bauen zu lassen und fortan zwanzig Schritte von Ihnen zu leben. Oh! diese Freude, dieses Glück, ich weiß mich nicht zu fassen! Begreifen Sie, Valentine, daß man dergleichen Dinge bezahlen kann? Nicht wahr, es ist unmöglich? Nun wohl, diese ganze Seligkeit, dieses ganze Glück,

dieſe ganze Freude, wofür ich zehn Jahre meines Lebens gegeben hätte, koſten mich, errathen Sie wie viel? . . . Fünfhundert Franken jährlich, zahlbar in vierteljährigen Raten. Sie ſehen alſo, es iſt in Zukunft nichts mehr zu befürchten. Ich befinde mich hier auf meinem Boden, kann Leitern an meine Mauer ſtellen und hinüberſchauen, und bin, ohne vor einer Störung durch Patrouillen bange haben zu müſſen, berechtigt, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe, ſo lange ſich Ihr Stolz nicht verwundet fühlt, wenn er dieſes Wort aus dem Munde eines armen Tagelöhners mit Blouſe und Mütze kommen hört."

Valentine ſtieß einen leichten Schrei freudigen Erſtaunens aus, erwiederte aber bald traurig und als hätte eine eiferſüchtige Wolke plötzlich den Sonnenſtrahl verſchleiert, der ihr Herz erleuchtete:

„Ach! Maximilian, wir ſind nun frei; unſer Herz wird uns Gott verſuchen laſſen; wir werden unſere Sicherheit mißbrauchen, und unſere Sicherheit wird uns zu Grunde richten."

„Können Sie mir das ſagen, meine Freundin, mir, der ich Ihnen, ſeitdem ich Sie kenne, jeden Tag beweiſe, daß ich meine Gedanken und mein Leben Ihren Gedanken und Ihrem Leben untergeordnet habe? Wer hat Ihnen Zutrauen zu mir gegeben, nicht wahr, meine Ehre? Als Sie mir ſagten, ein unbeſtimmter Inſtinkt verſichere Sie, Sie liefen irgend eine große Gefahr, ſtellte ich meine Ergebenheit zu Ihren Dienſten, ohne eine andere Belohnung von Ihnen zu verlangen, als das Glück, Ihnen dienen zu dürfen. Habe ich Ihnen ſeitdem durch ein Wort, durch ein Zeichen Veranlaſſung gegeben, zu bereuen, daß Sie mich unter denjenigen auszeichnen, welche glücklich geweſen wären, für Sie zu ſterben? Armes Kind, Sie ſagten mir, Sie wären mit Herrn d'Epinay verlobt, Ihr Vater hätte dieſe Verbindung geſchloſſen, das heißt, ſie wäre gewiß, denn Alles

was Herr von Villefort wolle, geschehe unfehlbar. Nun, ich bin im Schatten geblieben, Alles, nicht von meinem Willen, nicht von dem Ihrigen, sondern von den Ereignissen, von der Vorsehung Gottes erwartend, und dennoch lieben Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir, und sagten mir dies; Dank für dieses süße Wort, das ich Sie von Zeit zu Zeit zu wiederholen bitte, denn es wird mich Alles vergessen lassen."

„Das ist es, was Sie kühn gemacht hat, Maximilian, das ist es, was mir ein sehr süßes und zugleich sehr unglückliches Leben bereitet, so daß ich mich oft frage, was mehr für mich werth sei, der Kummer, den mir einst die Strenge meiner Stiefmutter und die blinde Bevorzugung ihres Kindes verursachten, oder das gefahrvolle Glück, welches ich bei ihrem Anblick genieße."

„Gefahrvoll!" rief Maximilian; „können Sie ein so hartes und ungerechtes Wort aussprechen! Haben Sie je einen unterwürfigeren Sklaven gesehen, als ich bin? Sie erlaubten mir zuweilen, ein Wort an Sie zu richten, Valentine, aber Sie verboten mir, Ihnen zu folgen; ich gehorchte. Habe ich, seitdem ich Gelegenheit fand, in dieses Gehege zu schlüpfen, durch diese Thüre mit Ihnen zu plaudern, so nahe bei Ihnen zu sein, ohne Sie zu sehen, sprechen Sie, habe ich je um Erlaubniß gebeten, den Saum ihres Kleides durch dieses Gitter berühren zu dürfen? habe ich je einen Schritt gethan, um über diese Mauer, ein lächerliches Hinderniß für meine Jugend und meine Kräfte, zu gelangen? Nie ein Vorwurf über Ihre Strenge, nie ein laut ausgedrückter Wunsch; ich blieb an mein Wort genietet wie ein Ritter in den alten Zeiten. Gestehen Sie dies wenigstens zu, damit ich Sie nicht für ungerecht halte."

„Das ist wahr," sprach Valentine, ihm zwischen zwei Brettern durch die Spitze von einem ihrer zarten Finger bietend, auf welche Maximilian seine Lippen

drückte; „es ist wahr, Sie sind ein redlicher
Aber Sie haben am Ende nur mit dem Gefühle
Interesses gehandelt, mein lieber Maximilian; Si
ten wohl, daß der Sklave von dem Tage an, wo
gehrlich würde, Alles verlieren müßte. Sie hab
die Freundschaft eines Bruders versprochen, mir,
keine Freunde besitze, mir, die ich von meinem Vat
gessen, von meiner Stiefmutter verfolgt werde, m
ich als einzigen Trost nur den unbeweglichen, st
eisigen Greis habe, dessen Hand meine Hand nicht
kann, dessen Auge allein zu mir spricht und desse
ohne Zweifel mit einem Ueberreste von Wärme f
schlägt. Bitterer Hohn des Geschicks, das mich zu
din und zum Opfer von allen denjenigen macht,
stärker sind als ich, und mir einen Leichnam zur
und zum Freunde gibt! Oh! wahrlich Maximili
wiederhole Ihnen, ich bin sehr unglücklich, und Sie
Recht, wenn Sie mich um meiner selbst willen u
um Ihretwillen lieben."

„Valentine," sprach der junge Mann mit
Rührung, „ich sage nicht, daß ich Sie allein
Welt liebe, denn ich liebe auch meine Schwest
meinen Schwager, aber mit einer sanften, ruhige
welche in keiner Hinsicht dem Gefühle gleicht,
für Sie hege: wenn ich an Sie denke, wall
Blut, schwellt sich meine Brust, überströmt mein
doch diese Kraft, diese Gluth, diese übermenschliche
ich werde sie anwenden, um Sie bis zu dem
lieben, wo Sie mir sagen, ich solle sie in
Dienste verwenden. Herr Franz d'Epinay wir
ich höre, noch ein Jahr abwesend sein; wie vie
stige Wechselfälle können uns in einem Jahre
lich werden, wie viele Ereignisse können uns unte
Hoffen wir also, es ist so schön und süß, zu
Doch mittlerweile, Valentine, was sind Sie, die
meine Selbstsucht zum Vorwurfe machen, was
für mich gewesen? Die schöne und kalte Bildsä

züchtigen Venus. Was haben Sie mir im Austausch für diese Ergebenheit, für diesen Gehorsam, für diese Zurückhaltung versprochen? nichts; was haben Sie mir bewilligt? sehr wenig. Sie erwähnen gegen mich des Herrn d'Epinay als Ihres Verlobten, und seufzen bei dem Gedanken, eines Tages ihm zu gehören. Sprechen Sie, Valentine, ist das Alles, was Sie in Ihrem Gemüthe tragen? Wie! ich verpfände Ihnen mein Leben, ich gebe Ihnen meine Seele, ich widme Ihnen auch den unbedeutendsten Schlag meines Herzens, und während ich ganz Ihnen gehöre, während ich mir ganz leise sage, daß ich sterben werde, wenn ich Sie verliere, erschrecken Sie nicht schon bei dem Gedanken allein, eines Andern Gattin zu sein. O Valentine! Valentine! Wenn ich wäre, was Sie sind, wenn ich mich geliebt fühlte, wie Sie sich mit Sicherheit geliebt fühlen müssen, so hätte ich schon hundertmal meine Hand zwischen den Stangen dieses Gitters durchgeboten, die Hand des armen Maximilians gedrückt und ihm gesagt: „„Dir, Dir allein, Maximilian, in dieser und in der andern Welt.““

Valentine antwortete nicht, aber der junge Mann hörte sie seufzen und weinen.

Die Gegenwirkung trat rasch bei Maximilian ein.

„O Valentine, Valentine!“ rief er, „vergessen Sie meine Worte, wenn in denselben etwas liegt, was Sie beleidigen könnte!“

„Nein,“ sprach sie, „Sie haben Recht; aber sehen Sie nicht, daß ich ein armes, in einem beinahe fremden Hause verlassenes Geschöpf bin, denn mein Vater ist mir wirklich beinahe fremd und mein Wille wird seit zehn Jahren, Tag für Tag, Minute für Minute durch den eisernen Willen von Gebietern gebrochen, welche unendlich schwer auf mir lasten. Niemand sieht, was ich leide, und ich habe es auch außer Ihnen Niemand gesagt. Scheinbar und in den Augen der Welt ist mir Alles gut, ist Alles liebevoll gegen mich, in Wirklichkeit aber ist mir Alles feindselig. Die Welt sagt: Herr von

Villefort ist zu ernst und zu streng, um sehr zärtlich gegen seine Tochter zu sein; aber sie hat wenigstens das Glück, in Frau von Villefort eine zweite Mutter zu finden. Die Welt täuscht sich, mein Vater verläßt mich in völliger Gleichgültigkeit, meine Stiefmutter haßt mich mit um so furchtbarer Erbitterung, als diese durch ein ewiges Lächeln verschleiert wird."

„Sie hassen! Sie, Valentine! Und wie kann man Sie hassen?"

„Ach; mein Freund, ich muß gestehen, daß dieser Haß gegen mich von einem beinahe natürlichen Gefühle herrührt. Sie betet ihren Sohn, mein Bruder Eduard an."

„Nun?"

„Es kommt mir zwar sonderbar vor, daß ich eine Geldfrage in unser Gespräch mischen soll, aber ich glaube, mein Freund, daß ihr Haß von dieser Seite herrührt. Da sie kein eigenes Vermögen hat, da ich bereits durch die Erbschaft meiner Mutter reich bin und sich dieses Vermögen noch durch das, welches mir eines Tages von Herrn und Frau von Saint-Meran zukommen muß, mehr als verdoppeln wird, so glaube ich, daß sie neidisch ist. Oh, mein Gott! wenn ich ihr die Hälfte von diesem Vermögen geben und mich dann bei Herrn von Villefort wie eine Tochter in dem Hause ihres Vaters befinden könnte, so würde ich es auf der Stelle thun."

„Arme Valentine!"

„Ja, ich fühle mich gekettet, und fühle mich zugleich so schwach, daß es mir vorkommt, als stützten mich diese Fesseln, daß ich sie zu zerbrechen bange habe. Ueberdies ist mein Vater nicht der Mann, dessen Befehle man ungestraft übertreten dürfte; er ist mächtig gegen mich, er wäre mächtig gegen Sie, er wäre sogar mächtig gegen den König, beschützt durch eine vorwurfsfreie Vergangenheit und eine beinahe unangreifbare Stellung. Oh! Maximilian, ich schwöre Ihnen,

ch kämpfe nicht, weil ich ebenso sehr Sie, als mich in iesem Kampfe zu Grunde zu richten befürchte."

„Aber, Valentine," versetzte Maximilian, „warum auf iese Art verzweifeln, warum die Zukunft stets so düster ehen?"

„Ah! mein Freund, weil ich nach der Vergangenheit rtheile."

„Doch bedenken wir, ob ich nicht eine ausgezeich-iete Partie nach dem aristokratischen Gesichtspunkte bin, ch gehöre doch in vielen Stücken zu der Welt, in er Sie leben; die Zeit, wo es zwei Frankreiche in rankreich gab, besteht nicht mehr, die höchsten Fami-ien der Monarchie haben sich mit den Familien des aiserreiches vermischt; die Aristokratie der Lanze hat ich mit dem Adel der Kanone vermählt. Nun wohl! ch bin von dem letzteren; ich habe eine schöne Zu-unft in der Armee, ich besitze ein beschränktes, aber un-bhängiges Vermögen; das Andenken an meinen Vater nblich wird in unserem Lande als das von einem der hrlichsten Kaufleute, welche je gelebt haben, verehrt. Ich age, unser Land, Valentine, weil Sie halb und halb von Marseille sind."

„Sprechen Sie mir nicht von Marseille, Maximi-ian, dieses einzige Wort erinnert mich an meine gute Mutter, an diesen guten, von der ganzen Welt beklagten ngel, an diese herrliche Frau, welche, nachdem sie ährend ihres kurzen Aufenthaltes auf Erden über ihrer ochter gewacht, auch noch, ich hoffe es wenig-ens, bei ihrem ewigen Aufenthalte im Himmel über hr wacht. Oh! wenn meine Mutter noch lebte, Maximilian, so hätte ich nichts mehr zu befürchten; ich ürde ihr sagen, daß ich sie liebe, und sie würde uns be-chützen."

„Ach! Valentine," entgegnete Maximilian, „wenn ie noch lebte, würde ich Sie ohne Zweifel nicht kennen; enn Sie wären dann, wie Sie sagten, glücklich, und

die glückliche Valentine hätte mich verächtlich von ihre Größe herab angeschaut."

„Ah! mein Freund!" rief Valentine. Sie sind eben falls ungerecht ... Doch, sagen Sie mir ...."

„Was soll ich Ihnen sagen," versetzte Maximilian als er Valentine zögern sah."

„Sagen Sie mir," fuhr das Mädchen fort, „waltet in Marseille nicht ein Mißverständniß zwischen Ihren Vater und dem Meinigen ob?"

„Nicht daß ich wüßte," erwiederte Maximilian, „wen nicht dadurch, daß Ihr Vater ein mehr als eifriger Par teigänger der Bourbonen, und der meinige ein dem Kaise ergebener Mann war; das ist, glaube ich, die einzig Uneinigkeit, welche zwischen ihnen stattgefunden hat. Doch warum diese Frage, Valentine?"

„Ich will es Ihnen gestehen," versetzte das Mäd chen, „denn Sie müssen Alles wissen. Es war an dem Tage, an welchem Ihre Ernennung zum Officier de Ehrenlegion in der Zeitung bekannt gemacht wurde Wir befanden uns Alle bei meinem Großvater, Herr Noirtier, und dabei war noch Herr Danglars, Sie wissen, der Banquier, dessen Pferde vorgestern mein Mutter und meinen Bruder beinahe umgebracht hätten Ich las die Zeitung meinem Großvater laut vor, wäh rend diese Herren von der wahrscheinlichen Verheirathung von Herrn von Morcerf mit Fräulein Danglars sprachen Als ich zu dem Sie betreffenden Paragraphen kam, wel cher mir bereits bekannt war, denn Sie hatten mir am Tage vorher die frohe Kunde mitgetheilt, als ich, sag ich, zu dem Sie betreffenden Paragraphen kam, war ich sehr glücklich, zitterte jedoch, daß ich Ihren Namen laut aussprechen sollte, und ich würde ihn gewiß übergangen haben, hätte ich nicht befürchtet, man könnte mein Still schweigen schlimm auslegen; ich raffte also meinen ganzen Muth zusammen und las."

„Theure Valentine!"

„Nun wohl, sobald Ihr Name erklang, der

mein Vater seinen Kopf; ich war so überzeugt (sehen Sie, wie thöricht ich bin!), alle Welt würde von diesem Namen wie vom Donner gerührt werden, daß ich meinen Vater, und sogar (bei diesem war es eine Täuschung, dessen bin ich sicher) und sogar Danglars beben zu sehen glaubte."

„„Morrel,"" sprach mein Vater, „„warten Sie doch! (er faltete die Stirne) sollte es einer von den Morrel von Marseille sein, einer von jenen wüthenden Bonapartisten, welche uns im Jahre 1815 so viel Schlimmes zugefügt haben?""

„„Ja,"" erwiederte Herr Danglars; „„ich glaube sogar, daß es der Sohn des ehemaligen Rhederś ist.""

„Wirklich!" versetzte Maximilian; „und was antwortete Ihr Vater, sprechen Sie, Valentine?"

„Oh! etwas Abscheuliches, was ich nicht zu wiederholen wage."

„Sprechen Sie immerhin," sagte Maximilian lächelnd.

„„Ihr Kaiser wußte alle diese Fanatiker an ihren Platz zu stellen,"" fuhr er, die Stirne immer düsterer faltend fort; „„er nannte sie Kanonenfutter, und das war der einzige Name, den sie verdienen; ich freue mich, daß die gegenwärtige Regierung dieses heilsame Princip wieder in Ausübung bringt. Behielte sie Algerien nur darum, so würde ich ihr Glück wünschen, obgleich es uns ein wenig viel kostet.""

„Das ist in der That eine ziemlich rohe Politik," sprach Maximilian; „doch, meine theure Freundin, erröthen Sie nicht über das, was Herr von Villefort gesagt hat: mein braver Vater gab über diesen Punkt dem Ihrigen in keiner Beziehung nach, denn er wiederholte unablässig: „„Warum macht der Kaiser, der so viel Schönes thut, nicht ein Regiment von Richtern und Advokaten und schickt sie stets in das erste Feuer?"" Sie sehen, meine Freundin, die Partien sind sich gleich in Beziehung auf das Pittoreske des Ausdrucks und die

Weichheit des Gedankens. Doch was sagte Herr
lars zu diesem Ausfalle des Staatsanwaltes?"

„Oh! er brach in jenes ihm eigenthümliche,
wärtige Gelächter aus; einen Augenblick nachher
sie auf und gingen weg. Mein Großvater war s
griffen. Ich muß Ihnen sagen, Maximilian, d
allein die Bewegungen im Innern dieses armen G
ten errathe, und ich vermuthete, daß das Ge
welches in seiner Gegenwart stattfand (denn man
keine Rücksicht mehr auf den armen Großvater),
sehr starken Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte,
fern man schlimm von seinem Kaiser gesprochen, u
wie es scheint, ein fanatischer Anhänger des Kais
wesen ist."

„Es ist wirklich einer von den bekannten Nam
Kaiserreichs," sprach Maximilian; „er ist Senat
wesen und hat, wie Sie wissen, oder wie Sie nicht
Valentine, beinahe an allen bonapartistischen Ver
rungen unter der Restauration Theil genommen."

„Ja, ich höre zuweilen ganz leise von diesen
sprechen, welche mir seltsam vorkommen; der Gr
Bonapartist, der Vater Royalist . . . Kurz, ich
mich also gegen ihn um. Er deutete mit dem Bli
die Zeitung:

„„Was haben Sie, guter Papa,"" sagte ich. „
Sie zufrieden?""

„Er machte mit dem Kopfe ein bejahendes Z

„„Mit dem, was mein Vater so eben gesagt h
fragte ich.

„Er machte ein verneinendes Zeichen.

„„Mit dem, was Herr Danglars gesagt hat?

„Er machte abermals ein verneinendes Zeichen

„„Damit also, daß Herr Morrel (ich wage
Maximilian zu sagen), zum Officier der Ehrenlegi
nannt worden ist?""

„Er machte ein bejahendes Zeichen.

„Sollten Sie es glauben, Maximilian? er

sich darüber, daß Sie zum Officier der Ehrenlegion ernannt wurden, er, der Sie nicht kennt; es ist vielleicht etwas Narrheit bei ihm, denn er fängt an kindisch zu werden, wie man sagt; doch ich liebe ihn wegen dieser Bejahung."

„Das ist seltsam," sprach Maximilian; „Ihr Vater würde mich also hassen, während im Gegentheil Ihr Großvater . . . Es ist doch etwas Sonderbares um die Liebe und den Haß der Parteien!"

„Stille!" rief plötzlich Valentine. „Verbergen Sie sich, fliehen Sie, man kommt!"

Maximilian eilte nach einem Spaten und fing an die Luzerne unbarmherzig umzugraben.

„Mein Fräulein! mein Fräulein!" rief eine Stimme hinter den Bäumen; „Frau von Villefort ruft und sucht Sie überall, es ist ein Besuch im Salon."

„Ein Besuch!" sagte Valentine ganz bewegt, „und wer ist dieser Besuch?"

„Ein vornehmer Herr, ein Prinz, wie ich höre, der Herr Graf von Monte Christo."

„Ich komme," rief Valentine.

Dieser Name machte auf der andern Seite des Gitters denjenigen beben, welchem das „ich komme" von Valentine am Ende jeder Zusammenkunft als Lebewohl diente.

„Sieh da!" sagte Maximilian, nachdenkend auf seinen Spaten gestützt, zu sich selbst, „woher kennt der Graf von Monte Christo Herrn von Villefort?"

Zwölftes Kapitel.

Toxicologie.

Es war wirklich der Herr Graf von Monte C
welcher bei Frau von Villefort in der Absicht er
dem Herrn Staatsanwalt seinen Besuch zurückzu
und es wurde wie sich leicht denken läßt, bei diesem
men das ganze Haus in Bewegung gesetzt.

Frau von Villefort befand sich allein im Salo
man den Grafen meldete, und ließ sogleich ihren
kommen, damit das Kind seine Danksagungen bei
Christo erneuern möchte; Eduard, der seit zwei
unabläßig von dieser hohen Person hatte sprechen
lief eilig herbei, nicht aus Gehorsam gegen seine
und ebenso wenig um dem Grafen zu danken, s
aus Neugierde und um irgend eine Wahrnehmu
machen, mit deren Hülfe er einen von jenen Lac
bringen könnte, welche seine Mutter stets zu der
rung veranlaßten: „O! das böse Kind; doch ich m
verzeihen, es hat so viel Witz!"

Nach dem ersten Austausche der gewöhnlichen
lichkeiten erkundigte sich der Graf nach Herrn
Villefort.

„Mein Gatte speist beim Herrn Kanzler," a
tete die junge Frau; „er ist so eben weggefahr
wird es gewiß sehr bedauern, des Glückes, Sie zu
beraubt gewesen zu sein."

Zwei Besuche, welche vor dem Grafen in dem
gewesen waren und diesen mit den Augen verschl
entfernten sich nach einer den billigen Rücksichte
Höflichkeit und auf Neugierde entsprechenden Zeit.

„Ei, was macht denn Deine Schwester Vale
sagte Frau von Villefort zu Eduard; „man h

richtige sie, damit ich die Ehre haben kann, dieselbe dem Herrn Grafen vorzustellen."

„Sie haben eine Tochter, Madame?" fragte der Graf; „das muß ein Kind sein?"

„Es ist die Tochter von Herrn von Villefort," erwiederte die junge Frau; „eine Tochter aus erster Ehe, eine hübsche, große Person."

„Aber schwermüthig," unterbrach sie der junge Eduard und riß, um einen Busch für seinen Hut daraus zu machen, die Federn aus dem Schweife eines prachtvollen Ara, der vor Schmerz auf seiner goldenen Aufsitzstange schrie.

Frau von Villefort beschränkte sich auf ein Einfaches:

„Stille, Eduard!"

Dann fügte sie bei:

„Dieser junge Naseweis hat beinahe recht und wiederholt nur, was er mich sehr oft mit Kummer hat sagen hören; denn Fräulein von Villefort ist, trotz alles dessen, was wir thun mögen, um sie zu zerstreuen, von einem traurigen Charakter, von einer schweigsamen Laune, welche häufig der Wirkung ihrer Schönheit Eintrag thut. Aber sie kommt nicht; Eduard, sieh doch nach, was das bedeutet."

„Weil man sie da sucht, wo sie nicht ist."

„Wo sucht man sie denn?"

„Bei Großpapa Noirtier."

„Du glaubst, sie sei nicht dort?"

„Nein, nein, nein, nein, nein," erwiederte Eduard trällernd.

„Wo ist sie denn? Wenn Du es weißt, so sprich."

„Sie ist unter dem großen Kastanienbaum," fuhr der boshafte Knabe fort, und reichte, ohne auf das Geschrei seiner Mutter zu achten, dem Papagei, welcher auf diese Art von Wildpret sehr lüstern zu sein schien, lebendige Fliegen.

Frau von Villefort streckte die Hand aus, um zu

läuten und dann der Kammerfrau den O
ſie Valentine finden würde, als dieſe ein
in der That traurig zu ſein, und bei a
trachtung hätte man an ihren Augen Spu
wahrnehmen können.

Valentine, welche wir, fortgezogen d
Gang der Erzählung unſern Leſern vor
mit ihr bekannt zu machen, war groß,
Jahre alt, hatte hell kaſtanienbraune H
Augen, und zeichnete ſich durch den w
und durch die Haltung aus, welche a
charakteriſirten; ihre weißen, zarten H
mutterhals, ihre von flüchtigen Farben ge
gen verliehen ihr beim erſten Anblick d
einer jener ſchönen Engländerinnen, wel
tiſch in ihrem Weſen mit Schwanen ver
ſich auf der Fläche des Waſſers ſpiegeln.

Sie trat alſo ein und grüßte, a
Mutter den Fremden erblickte, von w
hatte ſprechen hören, ohne mädchenhafte
die Augen niederzuſchlagen, mit einer
die Aufmerkſamkeit des Grafen verdoppelt

„Fräulein von Villefort, meine Sti
Frau von Villefort zu Monte Chriſto, i
Hand auf Valentine deutete.

„Und der Herr Graf von Monte
von China, Kaiſer von Cochinchina,“ rie
Schweſter einen duckmäuſeriſchen Blick zu

Diesmal erbleichte Frau von Villefo
bald über dieſe häusliche Geißel, welche
Eduard antwortete, ärgerlich geworden
lächelte im Gegentheil und ſchien das
gefallen zu betrachten, was die Freude
ſeiner Mutter auf den höchſten Grad ſtei

„Aber, Madame,“ ſagte der Gra
wieder anknüpfend und abwechſelnd Fr
und Valentine anſchauend, „habe ich

abt, Sie irgendwo zu sehen, Sie und das
Ich dachte so eben daran, und als das Fräu-
t, warf sein Anblick einen Schimmer mehr auf
rrene Erinnerung, . . verzeihen Sie mir diesen
"

ist nicht sehr wahrscheinlich, mein Herr, Fräu-
Villefort liebt die Gesellschaft nur sehr wenig
ehen selten aus," sprach die junge Frau.
h war es nicht die Gesellschaft, wo ich das
so wie Sie, Madame, und diesen reizenden
ersehen habe. Die Pariser Welt ist mir über-
g unbekannt, denn ich habe, wie ich glaube,
e Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß ich
in paar Tagen in Paris bin. Nein, wenn
erlauben, einen Augenblick nachzudenken . . .
ie . . ."
Graf legte seine Hand an seine Stirne, als
seine Erinnerungen zusammendrängen:
n, es ist außerhalb . . . es ist . . . ich weiß
aber es scheint mir, diese Erinnerung ist un-
von einer schönen Sonne und einer Art von
Feste . . . Das Fräulein hielt Blumen in der
as Kind lief in einem Garten einem prächtigen
ach, und Sie, Madame, saßen unter einer
. Helfen Sie mir doch, Madame: erinnern
Dinge, die ich Ihnen nenne, an nichts?"
der That, nein," erwiederte Frau von Ville-
d doch scheint es mir, wenn ich Sie irgendwo
hätte, würde die Erinnerung an Ihre Person
edächtniß gegenwärtig geblieben sein."
Herr Graf hat uns vielleicht in Italien ge-
merkte Valentine schüchtern.
der That, in Italien . . . das ist möglich,"
nte Christo. „Sie haben Italien bereist, mein
"
dame und ich waren vor zwei Jahren dort.
e befürchteten für meine Brust und empfahlen

mir die Luft von Neapel. Wir reisten
Perugia und Rom."

„Ah! so ist es, mein Fräulein," rief
als genügte diese einfache Andeutung, u
rungen festzustellen. „Es war in Perugi
Frohnleichnamsfestes, im Garten des
Post, wo der Zufall uns vereinigte, un
ich mich nun entsinne, Sie zu sehen
habe."

„Ich erinnere mich der Stadt Perug
mein Herr, und ebenso des Gasthauses zu
Festes, von dem Sie sprechen," sagte
fort; „aber ich mag mich befragen, wi
muß mich meines Gedächtnisses schämen,
sinne mich nicht, die Ehre gehabt zu habe
sehen.

„Es ist sonderbar, ich auch nicht,"
ihre schönen Augen zu Monte Christo auf

„Ah! ich erinnere mich wohl," rief
„Ich will Ihnen helfen, Madame,
Graf. „Der Tag war glühend heiß;
Pferde, welche wegen der Feierlichkeit nich
Fräulein entfernte sich in die Tiefe des
Ihr Sohn verschwand einem Vogel nachl

„Ich erwischte ihn, Mama, Du wei
drei Federn aus dem Schweife," sprach

„Sie, Madame, Sie verweilten u
laube; erinnern Sie sich nicht, daß Sie
bank sitzend, während, wie gesagt, das
Villefort und Ihr Herr Sohn sich entfern
lich lange mit irgend Jemand plauderten?

„Ja, wahrhaftig, ja," sprach die
röthend, „ich entsinne mich dessen, mit ein
in einen langen wollenen Mantel gehüllt
einem Arzte, glaube ich."

„Ganz richtig, Madame, dieser Man
wohnte seit vierzehn Tagen in dem gen

nd hatte meinen Kammerdiener von einem Fieber ge-
eilt, weshalb man mich für einen großen Arzt hielt.
Wir plauderten lange von gleichgültigen Dingen von Pe-
ugino, von Raphael, von Sitten und Gebräuchen, von
ner berüchtigten Aqua Tofana, von der, wie man Ihnen,
laube ich, gesagt hatte, noch einige Personen in Perugia
as Geheimniß bewahrten."

„Ah! es ist wahr," sprach Frau von Villefort mit
iner gewissen Unruhe, „ich erinnere mich dessen."

„Ich weiß nicht mehr, was Sie mir im Einzelnen
agten, Madame," versetzte der Graf mit vollkommener
Ruhe, „doch ich bin dessen noch vollkommen eingedenk,
aß Sie, den allgemeinen Irrthum über meine Person
heilend, mich über die Gesundheit von Fräulein von
Villefort um Rath fragten."

„Aber Sie waren wirklich Arzt, da Sie Kranke
eilten?"

„Molière oder Beaumarchais würden Ihnen ant-
orten, Madame, daß ich, gerade weil ich es nicht war,
icht meine Kranken geheilt habe, sondern daß meine
ranken genesen sind; ich begnüge mich, Ihnen zu bemer-
en, daß ich ziemlich gründlich die Chemie und die Natur-
issenschaften studirte, aber Sie begreifen, nur als Lieb-
aber."

In diesem Augenblick schlug es sechs Uhr.

„Es ist sechs Uhr," sagte Frau von Villefort sicht-
ar bewegt; „willst Du nicht nachsehen, Valentine, ob
Dein Großvater zum Mittagessen bereit ist?"

Valentine stand auf, verbeugte sich vor dem Grafen
nd verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sprechen.

„Oh! mein Gott, Madame, sollten Sie Fräulein von
Villefort meinetwegen entfernt haben?" sagte der Graf,
ls Valentine weggegangen war.

„Durchaus nicht," erwiederte lebhaft die junge
rau; „es ist die Stunde, zu der wir Herrn Noir-
ier das traurige Mal einnehmen lassen, das sein un-
lückliches Dasein fristet; Sie wissen, mein Herr, in

welch einem beklagenswerthen Zustande sich der meines Gatten befindet?"

„Ja, Madame, Herr von Villefort hat mi gesagt; eine Lähmung, glaube ich."

„Ach! ja, es findet bei dem armen Greise e lige Abwesenheit der Bewegung statt, die Seel wacht in dieser menschlichen Maschine, aber e bleich und zitternd, und wie eine Lampe, welche l löschen nahe ist. Doch verzeihen Sie, mein He ich Sie mit unserem häuslichen Unglück unterhal unterbrach Sie in dem Augenblick, wo Sie mir Sie wären ein geschickter Chemiker."

„Oh! das sagte ich nicht, Madame," en lächelnd der Graf; „im Gegentheil, ich stud Chemie, weil ich, entschlossen hauptsächlich im zu leben, das Beispiel des Königs Mithridates wollte."

„Mithridates res Ponticus," junge Naseweis, während er Silhouetten aus eine lichen Album schnitt, „derselbe, welcher jeden eine Tasse Gift mit Rahm frühstückte."

„Eduard! abscheuliches Kind!" rief Frau vo fort, das verstümmelte Buch den Händen ihres entreißend; „Du bist unausstehlich mit Deinem Laß uns allein und suche Deine Schwester Valen dem guten Papa Noirtier auf."

„Das Album! . . ." sagte Eduard.

„Wie das Album?"

„Ja, ich will das Album . ."

„Warum hast Du die Zeichnungen zerschnitt

„Weil es mich belustigt."

„Geh', geh'."

„Ich gehe nicht, wenn man mir nicht das gibt," rief das Kind, und setzte sich, getreu sei wohnheit, nie nachzugeben, in einem großen stuhle fest.

„Nimm und laß uns in Ruhe," sagte F

Villefort, und gab das Album Eduard, der sich, begleitet von seiner Mutter, entfernte.

Der Graf folgte Frau von Villefort mit den Augen und murmelte:

„Ich will doch sehen, ob sie die Thüre hinter ihm schließt."

Frau von Villefort schloß die Thüre mit der größten Behutsamkeit hinter ihrem Sohne, der Graf gab sich den Anschein, als bemerkte er dies nicht.

Dann schaute die junge Frau noch einmal aufmerksam umher und setzte sich wieder auf ihre Causeuse.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Madame," sagte der Graf mit seinem uns wohl bekannten, gutmüthigen Tone, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie sehr streng gegen diesen reizenden Jungen sind."

„Ich muß wohl, mein Herr," erwiederte Frau von Villefort mit einem wahrhaft mütterlichen Ausdrucke.

„Herr Eduard recitirte seinen Cornelius Nepos, als er vom König Mithridates sprach, und Sie unterbrachen ihn bei Anführung einer Stelle, wodurch er bewies, daß sein Lehrer die Zeit nicht mit ihm verloren hat, und daß Ihr Sohn für sein Alter sehr weit vorgerückt ist."

„Es ist nicht zu leugnen, Herr Graf," sprach die geschmeichelte Mutter, „daß er eine große Leichtigkeit besitzt, und Alles lernt, was er lernen will. Er hat nur einen Fehler, den, daß er zu eigensinnig ist. Doch um auf das zu kommen, was er vorhin sagte, glauben Sie', mein Herr Graf, daß sich Mithridates dieser Vorsichtsmaßregeln bediente, und daß dieselben wirksam sein dürften?"

„Ich glaube so sehr daran, Madame, daß ich, der ich mit Ihnen spreche, in Neapel, in Palermo und in Smyrna, das heißt bei drei Veranlassungen, wo ich ohne diese Vorsichtsmaßregeln mein Leben hätte lassen können, davon Gebrauch gemacht habe."

„Und das Mittel hat seinen Erfolg gehabt?"

„Vollkommen.“

„Ja, es ist wahr; ich erinnere mich, d
bereits etwas Aehnliches in Perugia erzählten.

„Wirklich!“ rief der Graf mit einem ber
würdig gespielten Erstaunen; „ich entsinne
nicht.“

„Ich frage Sie, ob die Gifte gleichmä
derselben Energie auf die Menschen des Nord
die des Südens wirken, und Sie erwiederte
kalten und lymphatischen Temperamente böter
selbe Empfänglichkeit, wie die weiche und energ
der Leute des Südens.“

„Es ist wahr, ich habe Russen, ohne im
dadurch belästigt zu werden, vegetabilische Sub
schlingen sehen, welche unfehlbar einen Neapo
einen Araber umgebracht hätten.“

„Sie glauben also, das Resultat wäre b
sicherer, als im Orient, und inmitten unserer
Regen würde sich ein Mensch leichter an diese
Einsaugung des Giftes gewöhnen, als unter
Zone?“

„Allerdings, doch wohl verstanden, ma
gegen das Gift geschützt sein, an das man sich ge

„Ich begreife; und wie würden Sie sich da
nen oder vielmehr, wie haben Sie sich daran

„Das ist ganz leicht. Nehmen Sie an,
zum Voraus, welches Giftes man sich gegen S
würde, nehmen Sie an, dieses Gift sei . . .
Beispiel.“

„Das Brucin zieht man, glaube ich, aus
Angosturarinde, *)“ sagte Frau von Villefort.

„Ganz richtig, Madame; aber ich sehe,

---

*) „Brucea ferruginea,“ sagt Alexandre Dum
Note, nach Roviquet und Vatka aber komm
Angosturarinde nicht von Brucea ferruginea,
Strychnos nux vomica. D.

Sie nicht mehr viel zu lehren, und mache Ihnen mein Compliment; solche Kenntnisse sind selten bei den Frauen."

„Oh! ich gestehe," erwiederte Frau von Villefort, „ich habe die heftigste Leidenschaft für die verborgenen Wissenschaften, welche wie eine Poesie zu der Einbildungskraft sprechen und sich wie eine algebrische Gleichung in Ziffern auflösen; ich bitte Sie, fahren Sie fort, was Sie mir sagen, interessirt mich im höchsten Grade."

„Nun wohl," fuhr Monte Christo fort, „setzen Sie, dieses Gift sei Brucin, und Sie nehmen am ersten Tag ein Milligramm, am zweiten zwei Milligramme, so haben Sie nach Verlauf von zehn Tagen ein Centigramm; nach Verlauf von zwanzig Tagen ein weiteres Milligramm beifügend, haben Sie drei Centigramme, das heißt eine Dose, welche Sie ohne Beschwerde ertragen werden, während sie bereits für eine Person, welche nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, sehr gefährlich wäre. Nach Verlauf eines Monats endlich werden Sie, Wasser aus derselben Flasche trinkend, die Person tödten, welche zugleich mit Ihnen von diesem Wasser getrunken hat, ohne an etwas Anderem, als an einer leichten Unbehaglichkeit wahrzunehmen, daß irgend eine giftige Substanz mit dem Wasser vermischt gewesen ist."

„Sie kennen kein anderes Gegengift?"

„Ich kenne keines."

„Ich habe oft die Geschichte von Mithridates gelesen, hielt sie aber stets für eine Fabel," sprach Frau von Villefort nachdenkend.

„Nein, Madame, es ist gegen die Gewohnheit der Geschichte eine Wahrheit; doch was Sie mich da fragen, Madame, ist nicht das Resultat einer bloßen Laune, denn Sie richteten bereits vor zwei Jahren ähnliche Fragen an mich, und Sie sagen mir so eben, seit langer Zeit beschäftige Sie die Geschichte von Mithridates."

„Es ist wahr, mein Herr, die zwei Lieblingsstudien meiner Jugend waren Botanik und Mineralogie, und als ich später erfuhr, die Anwendung einfacher Heilmittel erkläre häufig die ganze Geschichte der Völker und das ganze Leben der Menschen des Orients, wie die Blumen alle ihre Liebesgedanken erklären, so bedauerte ich, daß ich kein Mann bin, um ein Flamel, ein Fontana oder ein Cabanis zu werden."

„Um so mehr," versetzte Monte Christo, „als die Orientalen sich nicht, wie Mithridates, damit begnügen sich aus den Giften einen Panzer zu machen, sondern sich auch einen Dolch daraus bilden; die Wissenschaft wird in ihren Händen nicht allein eine Vertheidigungs- sondern häufig auch eine Angriffswaffe; die eine dient ihnen gegen die physischen Leiden; die andere gegen ihre Feinde; mit dem Opium, mit der Belladonna, mit dem Haschisch verschaffen Sie sich im Traume das Glück das ihnen Gott in Wirklichkeit verweigert hat; mit der falschen Angosturarinde, mit dem Schlangenholz, mit dem Kirschlorbeer schläfern sie diejenigen ein, welche sie gern verstummt sehen möchten. Es ist nicht eine von jenen Frauen, welche Sie hier gute Weiber nennen, mag sie nun Aegyptierin, Türkin oder Griechin sein, die nicht im Felde der Medicin einen Arzt in Erstaunen zu setzen und im Gebiete der Psychologie einen Beichtvater zu erschrecken wüßte."

„Wirklich!" rief Frau von Villefort, deren Augen bei diesem Gespräche von einem seltsamen Feuer erglänzten.

„Ei, mein Gott! ja, Madame," fuhr Monte Christo fort, „die geheimen Dramen des Orients schürzen und entwickeln sich so, von der Pflanze, welche lieben macht, bis zur Pflanze, die den Tod bereitet, von dem Tranke, der den Himmel öffnet, bis zu demjenigen, welcher einen Menschen in die Hölle versenkt, und die Kunst dieser Chemiker versteht es auf eine bewunderungswürdige Weise, das Mittel und das Uebel mit den Liebesbedürf-

nissen und mit dem Verlangen nach Rache in Einklang zu bringen."

„Aber, mein Herr," versetzte die junge Frau, „die orientalischen Gesellschaften, in deren Mitte Sie einen Theil ihres Lebens zugebracht haben, sind also wirklich phantastisch wie die Mährchen, welche uns von ihrem schönen Lande zukommen; ein Mensch kann dort ungestraft aus dem Wege geschafft werden; es findet sich wirklich das Bagdad oder das Bassora von Herrn Galland? Die Sultane und die Wessire, welche diese Gesellschaften regieren und das bilden, was man in Frankreich das Gouvernement nennt, sind im Ernste Harun al Raschid's oder Giaffara's, welche nicht nur einem Giftmischer vergeben, sondern ihn sogar zum ersten Minister machen, wenn das Verbrechen geistreich ist, und dann die Geschichte desselben in goldenen Buchstaben graviren lassen, um sich in den Stunden ihrer Langenweile damit zu belustigen?"

„Nein, Madame, das Phantastische besteht nicht einmal mehr im Orient, es gibt dort auch, unter anderen Namen verkleidet und unter anderen Costumen verborgen, Polizeikommissäre, Untersuchungsrichter, Staatsprocuratoren und Experte. Man hängt, man köpft, man spießt dort die Verbrecher auf das Angenehmste; aber als gewandte Betrüger wußten diese Leute die menschliche Gerechtigkeit zu vereiteln und sich den Erfolg ihrer Unternehmungen durch geschickte Combinationen zu sichern. Hat bei uns ein von dem bösen Geiste des Hasses oder der Habgier besessener Einfaltspinsel einen Feind zu vernichten oder einen Verwandten auf die Seite zu schaffen, so geht er zu einem Apotheker, gibt einen falschen Namen an, durch den er leichter entdeckt wird, als durch seinen wahren, und kauft, unter dem Vorwande, die Ratten stören ihn im Schlafe, fünf bis sechs Gramme Arsenik; ist er sehr geschickt, so geht er zu fünf bis sechs Apothekern und wird nur fünf- bis sechsmal leichter erkannt; besitzt er dann sein specifisches Mittel, so flößt er seinem Feinde, seinem Ver-

wandten eine Dose Arsenik ein, woran ein Mammuth oder ein Mastdodon krepiren würde, so daß das Opfer ohne alles Weitere ein Gebrülle ausstößt, worüber das ganze Quartier in Aufruhr geräth. Dann kommt eine ganze Heerschaar von Polizeiagenten und Gendarmen; man schickt nach einem Arzte, der den Todten öffnet und in seinen Eingeweiden den Arsenik mit den Löffeln sammelt. Am andern Tag erzählen hundert Zeitungen die Begebenheit, sammt dem Namen des Opfers und des Mörders. Schon an demselben Abend kommt oder kommen der Apotheker oder die Apotheker und sagen: „„Ich habe den Arsenik an den Herrn verkauft;““ und eher als den Käufer keiner erkennen würde, erkennen ihn zwanzig; dann wird der einfältige Verbrecher verhaftet, eingekerkert, verhört, confrontirt, verurtheilt und guillotinirt; ist es aber eine Frau von einiger Bedeutung, so wird sie auf Lebenszeit eingesperrt. So verstehen Ihre Nordländer die Chemie, Madame. Nur Desrues war stärker, das muß ich gestehen.“

„Was wollen Sie, mein Herr!“ rief lachend die junge Frau, „man thut, was man kann. Es besitzt nicht die ganze Welt das Geheimniß der Medici oder der Borgia.“

„Soll ich Ihnen nun sagen, Madame, was die Ursache von allen diesen Albernheiten ist?“ sprach Monte Christo, die Achseln zuckend. „Auf Ihren Theatern, wenigstens nach dem zu urtheilen, was ich von den Stücken gelesen habe, die man auf denselben spielt, sieht man die Leute stets den Inhalt einer ganzen Phiole leeren oder das Gift eines Ringkastens verschlingen, und maustodt niederstürzen; fünf Minuten nachher fällt der Vorhang; die Zuschauer sind zerstreut. Man kennt die Folgen des Mordes nicht, man sieht nie den Polizeicommissär mit seiner Schärpe oder den Korporal mit seinen vier Mann, und dies berechtigt armselige Gehirne zu glauben, die Dinge gehen so zu. Aber verlassen Sie Frankreich ein wenig, gehen Sie nach Haleb, nach Kairo,

oder auch nur nach Neapel und Rom, und Sie werden durch die Straßen aufrechte, frische, rosenfarbige Menschen schreiten sehen, von denen Ihnen der hinkende Teufel, wenn er Sie mit seinem Mantel streifen würde, sagen könnte: „„Dieser Herr ist seit drei Wochen vergiftet und wird in einem Monat völlig todt sein.““

„Sie haben also das Geheimniß der berüchtigten Aqua Tofana wieder gefunden, von dem man mir in Perugia sagte, es wäre verloren gegangen?“ versetzte Frau von Villefort.

„Ei, mein Gott! verliert sich etwas bei den Menschen, Madame? Die Künste rücken von der Stelle und machen die Wanderung durch die Welt; die Dinge verändern nur ihren Namen, und der gemeine Haufe läßt sich dadurch täuschen; aber es ist immer dasselbe Resultat, das Gift. Jedes Gift wirkt besonders auf dieses oder jenes Organ, das eine auf den Magen, das andere auf das Gehirn, und wieder ein anderes auf die Eingeweide. Nun wohl, das Gift bestimmt einen Husten, dieser Husten eine Brustentzündung oder irgend eine andere Krankheit, welche im Buche der Wissenschaft einregistrirt ist, was dieselbe nicht abhält, vollkommen tödtlich zu sein, und wäre sie es nicht, so würde sie dies durch die Mittel, welche die naiven Aerzte, gewöhnlich sehr schlechte Chemiker, anwenden, und so ist ein Mensch mit Kunst und nach allen Regeln getödtet, wogegen die Justiz nichts einzuwenden hat, wie einer meiner Freunde, ein furchtbarer Chemiker, der ausgezeichnete Abbé Adelmonte von Taormina in Sicilien sagte, welcher diese nationalen Erscheinungen mit der größten Schärfe studirt hatte.“

„Das ist schrecklich, aber bewunderungswürdig,“ sprach die junge Frau in starrer Aufmerksamkeit; „ich muß gestehen, ich hielt alle diese Geschichten für Erfindungen des Mittelalters.“

„Ja wohl, welche jedoch in unseren Tagen noch vervollkommnet worden sind. Wozu sollen die Zeit, die

Ermuthigungen, die Medaillen, die Kreuze, die Monthyon Preise dienen, wenn nicht, um die Gesellschaft ihrer höchsten Vollendung zuzuführen? Der Mensch wird aber nur vollkommen sein, wenn er einmal wie Gott zu schaffen und zu zerstören versteht; er weiß bereits zu zerstören, und somit ist die Hälfte des Weges gemacht."

„Auf diese Art," versetzte Frau von Villefort, immer wieder auf ihr Ziel zurückkommend, „auf diese Art sind die Gifte der Borgia, der Medici, der René, der Ruggier und etwas später vielleicht des Baron von Trenk, wovon das moderne Drama und der Roman einen so große Mißbrauch getrieben . . ."

„Gegenstände der Kunst, Madame, und nichts Anderes," erwiederte der Graf. „Glauben Sie, der wahre Gelehrte wende sich unabänderlich an daßelbe Individuum? Keines Wegs. Die Wissenschaft liebt die Sprünge, die Kraftstücke, die Phantaße, wenn man so sagen darf. So hatte z. B. der vortreffliche Abelmonte, von welchem ich so eben sprach, erstaunliche Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht."

„Wirklich!"

„Ja, ich werde Ihnen eine einzige anführen. Er hatte einen sehr schönen Garten, voll von Gemüsen, Blumen und Früchten; unter diesen Gemüsen wählte er das ehrlichste von allen, einen Kohl zum Beispiel. Drei Tage hinter einander begoß er diesen Kohl mit einer Arsenikauflösung; am dritten Tage wurde der Kohl krank und vergelbte; es war Zeit, ihn abzuschneiden; oben erschien er reif und er behielt sein anständiges Aussehen; für Abelmonte allein war er vergiftet. Dann trug er den Kohl nach Hause, nahm ein Kaninchen, der Abbé Abelmonte hatte eine Sammlung von Kaninchen, Katzen und indischen Schweinen, die in einer Beziehung seiner Sammlung von Gemüsen, Blumen und Früchten nachgab: der Abbé Abelmonte nahm ein Kaninchen und ließ daßelbe ein Kohlblatt fressen, das Kaninchen starb. Welcher Untersuchungsrichter wür-

es wagen, hiegegen Einsprache zu thun, und welchem Staatsanwalt ist es je in den Sinn gekommen, gegen Herrn Magendie oder gegen Herrn Flourens ein Requisitorium in Beziehung auf Kaninchen, indische Schweine oder Katzen ergehen zu lassen? Keinem. Das Kaninchen stirbt also, ohne daß sich die Justiz darum bekümmert. Sobald das Kaninchen todt ist, läßt es der Abbé Adelmonte ausnehmen und wirft die Eingeweide auf einen Düngerhaufen. Auf diesem Düngerhaufen ist ein Huhn, es pickt an diesen Eingeweiden, wird ebenfalls krank und stirbt am andern Tag. In dem Augenblick, wo es im Todeskampfe zuckt, kommt ein Geier vorüber (es gibt viele Geier im Lande von Adelmonte), dieser stürzt auf den Leichnam herab, trägt ihn auf einen Felsen und frißt davon. Drei Tage nachher wird der arme Geier, der sich seit diesem Mahle stets unwohl befunden hat, von einem Taumel ergriffen; er dreht sich um und um, sinkt und fällt mit seiner ganzen Schwere in einen Fischteich; der Hecht, der Aal und die Muräne sind freßgierig, wie Sie wissen, und beißen den Geier an. Denken Sie nun, man servire am andern Tage auf Ihrer Tafel diesen Aal, diesen Hecht oder diese Muräne, in der dritten Generation vergiftete Fische, so wird Ihr Gast in der fünften vergiftet werden, und nach Verlauf von acht bis zehn Tagen an Schmerzen in den Eingeweiden, an einem Magenübel, an Pförtnergeschwüren sterben. Man öffnet seinen Leichnam und die Aerzte sagen:

„„Er ist an einer Lebergeschwulst oder am Typhus gestorben.““

„Doch alle diese Umstände,“ sprach Frau von Villefort, „welche Sie hier mit einander verketten, können durch den geringsten Vorfall in ihrer Reihenfolge unterbrochen werden; der Geier kann nicht zu rechter Zeit vorüberfliegen oder hundert Schritte vom Fischteiche niederfallen.“

„Ah! darin liegt gerade die Kunst; um im Orient

ein großer Chemiker zu sein, muß man den Zufall und hiezu gelangt man."

Frau von Villefort horchte wie in Träume v und erwiederte:

„Doch der Arsenik ist unvertilgbar; auf Weise man ihn auch absorbirt, er wird sich in de per des Menschen wiederfinden, sobald er in einer tität, hinreichend, um den Tod zu geben, in densel kommen ist."

„Gut!" rief Monte Christo, „ganz gut! da gerade, was ich Adelmonte sagte."

„Er dachte nach, lächelte, und antwortete einem sicilianischen Sprüchwort, welches, wie ich auch bei andern Nationen gebraucht wird: „„Mei die Welt ist nicht an einem Tage gemacht worde dern in sieben; kommen Sie am Sonntag wi mir.""

„An dem darauf folgenden Sonntag besuc ihn wieder; statt seinen Kohl mit Arsenik bege haben, hatte er ihn mit einer Auflösung von Str salzen, Strychnos colubrina, wie die Gelehrten begossen. Dies Mal sah der Kohl nicht im m krank aus; das Kaninchen hatte auch kein Mi und fünf Minuten nachher war es todt; das speiste von dem Kaninchen und am andern Ta es gestorben. Da machten wir die Geier, nahm Huhn fort und öffneten es. Diesmal waren c sonderen Symptome verschwunden und es blieb die allgemeinen. Keine besondere Andeutung in einem Organe; Reizung des Nervensystems, sonst und eine Spur von Congestion im Gehirn; da war nicht vergiftet worden, sondern am Schlagfl storben. Ich weiß wohl, es ist dies ein seltener F den Hühnern, der jedoch bei den Menschen sehr vorkommt."

Frau von Villefort schien immer träumeris werden.

„Es ist ein Glück," sagte sie, „daß solche Substan-
n nur von Chemikern bereitet werden können, denn, in
r That, die eine Hälfte der Welt würde die andere ver-
ften."

„Durch Chemiker oder durch Personen, welche sich
it der Chemie beschäftigen," erwiederte mit gleichgültigem
one Monte Christo.

„Und dann," sprach Frau von Villefort, sich mit
ller Gewalt ihren Gedanken entreißend, „so geistreich es
uch bereitet sein mag, so bleibt das Verbrechen doch
mmer ein Verbrechen, und wenn es der menschlichen Nach-
rschung entgeht, so entgeht es nicht dem Auge Gottes.
Die Orientalen sind stärker als wir in Beziehung auf das
Gewissen und haben kluger Weise die Hölle unterdrückt."

„Ei! Madame, das ist eine Bedenklichkeit, welche
atürlich in einem Gewissen wie das Ihrige entstehen
uß, aber durch das Naisonnement bald mit der Wurzel
ntfernt wird. Das Leben des Menschen geht damit hin,
aß er dergleichen Dinge thut und sein Verstand er-
höpft sich im Träumen derselben. Sie finden sehr
enige Leute, welche geradezu und auf eine ganz rohe
Weise ihres Gleichen das Messer in das Herz stoßen
der einem Menschen, um ihn von der Oberfläche der
rde verschwinden zu machen, jene Quantität Arsenik
inflößen, von der so eben die Rede war. Auf diese
rt ist es wirklich Folge einer Ueberspannung oder
ine Dummheit. Um dahin zu gelangen, muß sich das
Blut auf sechs und dreißig Grad erwärmen, muß der
Puls neunzig Schläge thun und die Seele aus ihren
ewöhnlichen Gränzen treten. Aber wenn Sie, wie man
ies in der Philologie thut, von dem Worte zu einer ge-
näßigten Synonyme übergehend, eine einfache Ver-
reibung vornehmen, statt einen gemeinen Mord zu
egehen; wenn Sie ganz einfach von Ihrem Wege
enjenigen entfernen, welcher Sie hindert, und zwar
hne einen heftigen Schlag, ohne eine Gewaltthat,

ohne das Gepränge von Leiden, welche aus dem Opf
einen Märtyrer machen und aus dem Handelnden ein
Garnifer in der ganzen Bedeutung des Wortes; wenn
weder Blut gibt, noch ein Gebrülle, noch Verkrümmunge
noch jene furchtbare, gefährdende Augenblicklichkeit in d
Ausführung, so werden Sie sich der Gewalt des mensch
lichen Gesetzes entziehen, das Ihnen sagt: Störet d
Gesellschaft nicht! So gehen sie zu Werke, so erreiche
sie ihr Ziel, die Leute im Orient, ernste, phlegmatisch
Personen, welche sich wenig um die Fragen der Zeit b
Conjuncturen von einer gewissen Wichtigkeit bekümmern.

„Es bleibt das Gewissen noch übrig," sprach Fra
von Villefort, mit bewegter Stimme und mit einem unte
drückten Seufzer.

„Ja, ja," erwiederte Monte Christo, „zum Glü
bleibt das Gewissen noch übrig, sonst wären wir se
unglücklich. Nach jeder etwas kräftigen Handlung rett
uns das Gewissen, denn es liefert uns tausend gute Ent
schuldigungen, über welche wir allein zu Gericht sitze
und diese Gründe, so vortrefflich sie auch sein mögen, u
uns den Schlaf zu gestatten, wären doch vielleicht mittel
mäßig vor einem Tribunal, um uns das Leben zu erhal
ten. So mußte Richard III. z. B. vortrefflich von seine
Gewissen bedient sein, nachdem er die zwei Kinder v
Eduard IV. auf die Seite geschafft hatte; er konnte sic
in der That sagen: Diese zwei Kinder eines grausame
und rachesüchtigen Königs hatten alle Laster ihres Vater
geerbt, was ich allein in ihren jugendlichen Neigunge
zu erkennen im Stande war, diese zwei Kinder verhin
derten mich, das Glück des englischen Volkes zu machen
dem sie unfehlbar zum Unglück gereicht hätten. E
wurde Lady Macbeth von ihrem Gewissen bedient, den
sie wollte, was auch Shakespeare gesagt hat, nicht ihres
Gemahle, sondern ihrem Sohne einen Thron geben
Ah! die mütterliche Liebe ist eine so große Tugend
eine so mächtige Triebfeder, daß sie gar viele Din

entschuldigt; Lady Macbeth wäre auch nach dem Tode von Duncan ohne ihr Gewissen eine sehr unglückliche Frau gewesen."

Frau von Villefort nahm mit größter Gierde diese furchtbaren Maximen, diese schauderhaften Paradoxen in sich auf, welche der Graf mit der ihm eigenthümlichen naiven Ironie preisgab.

„Nach einem Augenblick des Stillschweigens sagte sie: „Wissen Sie, mein Herr Graf, daß Sie ein furchtbaren Streitgeist sind, und daß Sie die Welt unter einem etwas leichenfarbigen Lichte ansehen? Haben Sie die Menschheit so beurtheilt, indem Sie dieselbe durch Destillirkolben und Retorten betrachteten? Denn Sie hatten Recht, Sie sind ein großer Chemiker, und das Elixir, das Sie meinen Sohn nehmen ließen, rief ihn so schnell zum Leben zurück . . ."

„Oh! trauen Sie ihm nicht," sprach Monte Christo, „ein Tropfen von diesem Elixir genügte, um den sterbenden Knaben in das Leben zurückzurufen, aber drei Tropfen hätten das Blut so nach seiner Lunge getrieben, daß sein Herz gewaltig geschlagen haben müßte, sechs hätten ihm den Athem versetzt und eine viel ernstere Ohnmacht verursacht, als diejenige war, in welcher Sie ihn erblickten, zehn würden ihn getödtet haben. Sie wissen, Madame, wie rasch ich ihn von den Flaschen entfernte, die er unkluger Weise berührte?"

„Es ist also ein furchtbares Gift?"

„O mein Gott! nein! Geben wir vor Allem zu, daß das Wort Gift nicht bestehe, denn man bedient sich in der Medicin der stärksten Gifte, welche durch die Art, wie man dieselben anwendet, sehr heilsame Arzneimittel werden."

„Was war es denn?"

„Ein geistreiches Präparat von meinem Freunde, dem vortrefflichen Adelmonte, dessen Anwendung er mich gelehrt hat."

„Das muß ein vortreffliches Mittel gegen K
sein!“

„Ausgezeichnet, Madame, ich mache häufig G
davon; versteht sich mit aller möglichen Vorsicht,“
er lachend bei.

„Ich glaube es wohl,“ versetzte Frau von L
in demselben Tone. „Ich meines Theils, die
schwache Nerven habe und so sehr zu Ohnmachten
bin, könnte wohl einen Doctor Adelmonte brauch
mir Mittel ersinnen würde, daß ich frei athmen un
über die Gefahr, eines Tags an Erstickung zu
beruhigen dürfte. Da jedoch die Sache in Fr
schwer zu finden ist und Ihr Abbé mir zu Lieb
nicht geneigt wäre, die Reise nach Paris zu mach
halte ich mich an die krampfstillenden Mittel von
Blanche, und Münze und Hoffmännische Tropfen
eine große Rolle bei mir. Sehen Sie die Pastill
ich mir besonders machen lasse; sie sind von d
Dose.“

„Monte Christo öffnete die Schildpattbüchse,
ihm die junge Frau reichte, und zog den Geru
Pastillen, als ein würdiger Kenner dieses Präparat

„Sie sind ausgezeichnet,“ sagte er, „aber der
wendigkeit des Verschluckens unterworfen, einer
tion also, welche häufig von der ohnmächtigen
nicht erfüllt werden kann. Mein Specificum
lieber.“

Nach der Wirkung, die ich davon gesehen habe,
ich es gewiß auch vorziehen, doch es ist ohne Zwe
Geheimniß, und ich bin nicht unbescheiden genug
darum zu bitten.“

„Aber ich, Madame,“ sprach Monte Christ
bin artig genug, um es Ihnen anzubieten.“

„Oh, mein Herr . . .“

„Nur erinnern Sie sich, daß eine kleine D
Heilmittel, eine große ein Gift ist. Ein Tropfen

wieder zum Leben, fünf oder sechs müßten unfehlbar tödten, und zwar auf eine um so schrecklichere Weise, als sie in einem Glase Wein verbreitet, nicht im Geringsten den Geschmack desselben verändern würden. Doch ich schweige, Madame, denn ich bekäme bald das Ansehen, als wollte ich Ihnen rathen."

„Es hatte halb sieben Uhr geschlagen, man meldete eine Freundin von Frau von Villefort, welche mit ihr zu Mittag speisen sollte.

„Wenn ich die Ehre hätte, Sie zum dritten oder vierten Male, statt zum zweiten Male zu sehen, mein Herr Graf," sprach Frau von Villefort, „wenn ich die Ehre hätte, mich Ihre Freundin nennen zu dürfen, statt nur einfach das Glück zu haben, Ihnen verbunden zu sein, so würde ich darauf bestehen, Sie beim Mittagsbrode zu behalten, und ließe mich nicht durch eine erste Weigerung schlagen."

„Tausend Dank, Madame," erwiederte Monte Christo, „ich habe selbst eine Verbindlichkeit, der ich mich nicht entziehen kann. Ich versprach einer mir befreundeten griechischen Fürstin, welche noch nie die große Oper gesehen hat und in dieser Hinsicht auf mich zählt, sie in das Schauspiel zu führen."

„Gehen Sie, mein Herr, aber vergessen Sie mein Recept nicht."

„Wie, Madame, dazu müßte ich die Stunde vergessen, die ich mit Ihnen im Gespräche zugebracht habe, und das ist völlig unmöglich."

Der Graf von Monte Christo verbeugte sich und verließ den Salon.

Frau von Villefort blieb in Träume versunken.

„Wahrlich, ein seltsamer Mann!" sprach sie, „er sieht mir ganz aus, als hieße er mit seinem Taufnamen Adelmonte."

Was Monte Christo betrifft, so hatte der Erfolg seine Erwartungen übertroffen.

„Das ist ein guter Boden," sagte er, sich entfer-

nend, „ich bin überzeugt, daß das Korn, welches m
denſelben fallen läßt, nicht unfruchtbar bleibt."

Und am andern Tage ſchickte er ſeinem Ver
getreu das verlangte Recept.

Dreizehntes Kapitel.

Robert der Teufel.

Der Grund mit der Oper war um ſo ehe
geben, als dieſen Abend eine Feierlichkeit bei der
mie royal de muſique ſtattfand. Levaſſeur trat na
langen Unpäßlichkeit wieder in die Rolle von R
auf und das Werk des Componiſten, dem die M
Tages am meiſten huldigte, zog die glänzendſte
ſchaft von Paris an.

Morcerf hatte, wie die meiſten reichen junge
ſeinen Orcheſterſperrſitz, und konnte auch in zehn
von Perſonen ſeiner Bekanntſchaft einen Platz ver
abgeſehen davon, daß er zum Eintritt in die L
Löwen berechtigt war.

Chateau-Renaud hatte ſeinen Sperrſitz
bei ihm.

Beauchamp war als Journaliſt König des
und hatte ſeinen Platz überall.

Lucien Debray war an dieſem Tage die Lo
Miniſters zur Verfügung geſtellt, und er hatte
Grafen von Morcerf angeboten, der auf eine We
von Mercedes zu Danglars ſchickte und ihm ſag
er würde wahrſcheinlich am Abend der Baron

ihrer Tochter einen Besuch machen, wenn diese Damen, die Loge, die er ihnen antrage, annehmen wollten. Diese Damen hüteten sich wohl, es auszuschlagen. Niemand ist so lüstern nach Logen, die nichts kosten, als ein Millionär.

Was Danglars betrifft, so erklärte dieser, seine politischen Grundsätze und seine Eigenschaft als Abgeordneter der Opposition erlaubten ihm nicht, in die Loge des Ministers zu gehen. Die Baronin schrieb folglich Lucien, er möge sie abholen, da sie nicht allein mit Eugenie in die Oper fahren könne.

In der That, wären die zwei Frauen allein gekommen, so hätte man es sicherlich sehr schlimm gefunden; während nichts zu sagen war, wenn Fräulein Danglars mit ihrer Mutter und dem Liebhaber ihrer Mutter erschien: man muß die Welt nehmen, wie sie ist.

Der Vorhang ging wie beinahe immer vor einem halb leeren Hause auf. Es ist abermals eine von den Gewohnheiten unserer Pariser Fashion, in das Schauspiel zu kommen, wenn dasselbe bereits angefangen hat; die Folge hievon ist, daß der erste Akt von Seiten der ankommenden Zuschauer damit hingeht, daß sie nicht das Stück ansehen und hören, sondern die eintretenden Zuschauer ansehen und nichts hören, als das Geräusch der Thüren und das der Gespräche.

„Halt!" sagte plötzlich Albert, als er eine Seitenloge des ersten Ranges sich öffnen sah; „halt! die Gräfin G***!"

„Wer ist die Gräfin G***?" fragte Chateau-Renaud.

„Ah, bei Gott! Baron, das ist ein Wort, das ich Ihnen nicht verzeihe; Sie fragen mich, wer die Gräfin G*** sei?"

„Ah, richtig, sprach Chateau-Renaud; nicht wahr, die reizende Venetianerin?"

„Allerdings."

In diesem Augenblick gewahrte die Gräfin G***

Albert und tauschte mit ihm eine Begrüßung begleitet mit einem Lächeln aus.

„Sie kennen sie?“ sagte Chateau-Renaud.

„Ja, ich bin ihr in Rom durch Franz vorgestellt worden.“

„Würden Sie mir wohl in Paris denselben Dienst leisten, den Ihnen Franz in Rom geleistet hat?“

„Sehr gern.“

„Stille!“ rief das Publikum.

Die zwei jungen Leute setzten ihr Gespräch fort, ohne daß es schien, als kümmerten sie sich nur im Geringsten um das Verlangen des Parterre, die Musik zu hören.

„Sie war bei dem Rennen auf dem Champ-de-Mars,“ sagte Chateau-Renaud.

„Heute?“

„Ja.“

„In der That, es fand heute ein Rennen statt. Haben Sie eine Wette gemacht?“

„Oh! um eine Erbärmlichkeit, um fünfzig Louisd'or.“

„Und wer hat gewonnen?“

„Nautilus; ich wettete auf ihn.“

„Aber es waren drei Rennen?“

„Ja. Der Preis des Jockey-Clubb war ein goldener Becher. Es fiel etwas Sonderbares dabei vor.“

„Was?“

„Stille doch!“ rief das Publikum.

„Was?“ wiederholte Albert.

„Ein völlig unbekanntes Pferd und ein ebenso unbekannter Jockey gewannen bei diesem Rennen.“

„Wie?“

„O, mein Gott! ja; Niemand hatte einem unter dem Namen Vampa eingeschriebenen Pferde und einer unter dem Namen Job eingeschriebenen Jockey Aufmerksamkeit geschenkt, als man plötzlich einen bewunderungswürdigen Fuchs und einen faustgroßen Jockey kommen

drei Pferdelängen vor Ariel und Barbaro, welche mit ihm liefen, am Ziele anzulangen."

„Und man hat nicht erfahren, wem das Pferd und der Jockey gehörten?"

„Nein."

„Sie sagen, das Pferd sei eingeschrieben gewesen unter dem Namen? . . ."

„Vampa."

„Dann bin ich besser unterrichtet als Sie," versetzte Albert: „ich weiß, wem das Pferd gehört."

„Stille doch!" rief zum dritten Male das Parterre.

Diesmal war die Schilderhebung so groß, daß die zwei jungen Leute wahrnahmen, das Publikum wende sich an sie. Sie schauten sich einen Augenblick um und suchten in der Menge einen Menschen, der die Verantwortlichkeit für das übernähme, was sie als eine Unverschämtheit betrachteten; doch Niemand wiederholte die Aufforderung, und sie wandten sich nach der Scene.

In diesem Augenblick öffnete sich die Loge des Ministers, und Madame Danglars, ihre Tochter und Lucien Debray nahmen ihre Plätze.

„Ah! ah!" sprach Chateau-Renaud, „dort sind Personen von Ihrer Bekanntschaft, Vicomte. Was Teufels schauen sie denn rechts? Man sucht Sie."

Albert wandte sich um und seine Augen begegneten wirklich denen der Baronin Danglars, welche ihn leicht mit dem Fächer begrüßte. Was Fräulein Eugenie betrifft, so senkten sich ihre großen, schwarzen Augen kaum bis zum Orchester.

„In der That, mein Lieber," fuhr Chateau-Renaud fort, „ich begreife nicht, abgesehen von der Mesalliance, und glaube nicht, daß Sie das sehr beunruhigt; ich begreife nicht, sage ich, was Sie, abgesehen von der Mesalliance gegen Fräulein Danglars, einzuwenden haben können; es ist wirklich eine sehr hübsche Person."

„Allerdings sehr hübsch," erwiederte Albert; „doch ich muß Ihnen gestehen, daß ich in Beziehung auf

Schönheit etwas Milderes, Zarteres, Weiblicheres ziehen würde.

„So sind die jungen Leute," versetzte Cha Renaud, der sich als ein Mann von dreißig J Morcerf gegenüber ein väterliches Ansehen gab; sind nie zufrieden. Wie, mein Lieber, man findet Sie eine Braut, geschaffen nach dem Muster von T der Jägerin, und Sie fühlen sich nicht dadurch friedigt!"

„Gerade das ist es, ich hätte mir eher etw dem Genre der Venus von Milo oder von Capu wünscht. Stets mitten unter ihren Nymphen, ersc mich diese Diana ein wenig; ich befürchte, sie könnte als Acteon behandeln."

In der That, ein Blick auf das Mädchen gew konnte das von Morcerf zugestandene Gefühl be erklären. Fräulein Danglars war schön, aber wie bert gesagt hatte, von einer etwas starren Schö Ihre Haare waren sehr schwarz, doch in ihren n lichen Wellen bemerkte man einen gewissen Wider gegen die Hand, die ihnen ihren Willen aufnöt wollte; ihre Augen, schwarz wie die Haare, über von herrlichen Brauen, die nur einen Fehler h den, daß sie sich zuweilen zusammenzogen, waren b ders merkwürdig durch einen Ausdruck von Festi den man in dem Blicke eines Mädchens zu f staunte; ihre Nase hatte genau die Verhältnisse, w ein Bildhauer einer Juno gegeben haben würde; Mund war etwas zu groß, aber mit schönen Zähne schmückt, welche noch mehr ihre Lippen hervorh deren zu lebhafter Carmin stark von der Blässe Gesichtsfarbe abstach; ein schwarzes Mahl endlich der Ecke des Mundes und größer, als es gewöhnlich Launen der Natur sind, verlieh vollends dieser Physi mie den entschiedenen Charakter, welcher Morcerf ein nig erschreckte.

Das ganze Uebrige der Person Eugeniens

ndessen im Einklang mit dem Kopfe, den wir zu beschrei-
en versucht haben. Es war, wie Chateau-Renaud sagte
Diana die Jägerin, nur mit etwas noch Festerem, noch
Muskeligerem in ihrer Schönheit.

Was ihre Erziehung betrifft, wenn ihr darüber
in Vorwurf zu machen war, so schien dieselbe, wie
ewisse Punkte ihrer Physiognomie, einem andern Ge-
chlechte anzugehören. Sie sprach in der That mehere
Sprachen zeichnete sehr leicht, machte Verse und com-
ponirte Musik; sie war besonders leidenschaftlich für diese
Kunst eingenommen, die sie mit einer von ihren Freun-
innen aus der Kostschule studirte, mit einer jungen
Person ohne Vermögen, welche jedoch, wie man ver-
icherte, alle Anlagen hatte, um eine vortreffliche Sän-
erin zu werden. Ein großer Componist hegte der
Sage nach für die letztere eine mehr als väterliche Theil-
nahme, und ließ sie mit der Hoffnung arbeiten, sie
würde eines Tags ein Vermögen in ihrer Stimme
inden.

Die Möglichkeit, Fräulein Louise d'Armilly, so hieß
ie junge Virtuosin, würde einst bei dem Theater ein-
reten, bewirkte, daß sich Fräulein Danglars, obgleich
ie dieselbe bei sich empfing, nie öffentlich in ihrer Ge-
ellschaft zeigte. Ohne indessen in dem Hause des Ban-
uier die unabhängige Stellung einer Freundin zu haben,
ahm Louise eine höhere Stellung ein, als die der gewöhn-
ichen Lehrerinnen.

Einige Sekunden nach dem Eintritt von Madame
Danglars fiel der Vorhang, und in Folge der durch die
Länge der Zwischenakte den Zuschauern gebotenen Gele-
enheit, im Foyer spazieren zu gehen oder auf eine halbe
Stunde Besuche zu machen, entleerte sich das Orchester
beinahe.

Morcerf und Chateau-Renaud gingen zuerst weg.
Einen Augenblick glaubte Madame Danglars, Albert
beabsichtige bei seinem Eifer, ihr seine Complimente zu
machen, und sie neigte sich an das Ohr ihrer Tochter,

um ihr ſeinen Beſuch anzukündigen; abe
ſich, lächelnd den Kopf zu ſchütteln; und
als wollte er beweiſen, wie ſehr die
Eugenie begründet war, erſchien Morcerf
loge des erſten Ranges. Dieſe Loge war d
G***.

„Ah! ſieh da, mein Herr Reiſen
Gräfin, Albert die Hand mit aller H
alten Bekanntſchaft reichend; „es iſt ſeh
von Ihnen, daß Sie mich erkannt hab
ders, daß Sie mit Ihrem erſten Beſuc
zugten."

„Glauben Sie mir, Madame," er
„wenn ich Ihre Ankunft in Paris erfa
Adreſſe gewußt hätte, ſo würde ich nic
wartet haben. Doch erlauben Sie mir, I
Baron von Chateau-Renaud, meinen
zuſtellen, einen von den wenigen Edelle
Frankreich noch übrig ſind; von ihm h
daß Sie dem Wettrennen auf dem Cham
wohnten."

Chateau-Renaud verbeugte ſich.

„Ah! Sie waren bei dem Rennen, m
lebhaft die Gräfin.

„Ja, Madame."

„Nun!" fuhr ſie fort, „können Sie
das Pferd gehörte, das den Preis des Jo
wonnen hat?"

„Nein, Madame," erwiederte Chatea
richtete ſo eben dieſelbe Frage an Albert."

„Iſt Ihnen viel daran gelegen,
fragte Albert.

„Woran?"

„Denn Herrn des Pferdes kennen zu

„Unendlich viel. Stellen Sie ſich
ſollten Sie zufällig wiſſen, Vicomte?"

dame, Sie waren im Begriff, eine Geschichte
n; „„stellen Sie sich vor,““ sagten Sie.“
n wohl, stellen Sie sich vor, daß der schöne
o der kleine Jockey mit der rosenfarbigen Kasake
erſten Anblick eine so lebhafte Sympathie ein-
aß ich für den einen, wie für den andern Ge-
t, als wäre ich dabei mit der Hälfte meines
s betheiligt; als ich sie um drei Pferdelängen
ndern am Ziele ankommen sah, war ich auch so
aß ich wie toll in die Hände klatschte. Denken
nein Erstaunen, bei meiner Rückkehr traf ich auf
eppe den kleinen rosenfarbigen Jockey; ich glaubte,
r beim Rennen wohne zufällig in einem Hause
als ich, die Thüre meines Salons öffnend, mit
n Blicke den goldenen Becher gewahrte, der den
unbekannten Pferde und dem Jockey gewonnenen
ete. In dem Becher lag ein Papierchen, wor-
Worte standen: „„Der Gräfin G * * *, Lord
““

nz richtig, so ist es,“ sagte Morcerf.
ie, ganz richtig? was wollen Sie damit sagen?“
will damit sagen, daß es Lord Ruthwen in
t.“
elcher Lord Ruthwen?“
r unserige, der Vampyr, der vom Teatro Ar-

irklich!“ rief die Gräfin, „er ist also hier?“
zwiß.“
o Sie sehen ihn? Sie empfangen ihn? Sie
ihn?“
ist mein Freund, und Herr von Chateau-Renaud
falls die Ehre, ihn zu kennen.“
as macht Sie glauben, daß er gewonnen hat?“
in unter dem Namen V a m p a eingeschriebenes

un, weiter?“

„Nun! erinnern Sie sich nicht mehr des berüch
Banditen, der mich zum Gefangenen gemacht hat?“

„Ah! es ist wahr.“

„Und dessen Händen mich der Graf auf ei
wunderbare Weise entriß?“

„Allerdings.“

„Er hieß Vampa, Sie sehen, daß er es ist.“

„Aber warum hat er mir diesen Becher geschi

„Einmal, Frau Gräfin, weil ich mit ihm von S
sprach, wie Sie sich denken können, und dann w
entzückt gewesen sein wird, eine Landsmännin wieder
den, und sich wohl unendlich über die Theilnahme g
hat, welche seine Landsmännin für ihn kundgab.“

„Ich hoffe, Sie haben ihm nie von den Toll
erzählt, die wir über seine Person sprachen?“

„Meiner Treue, ich würde nicht darauf schwören,
die Art und Weise, wie er Ihnen den Becher unter
Namen Lord Ruthwen überschickte . . .?

„Das ist abscheulich; er wird im höchsten G
über mich aufgebracht sein.“

„Ist sein Benehmen das eines Feindes?“

„Nein, ich muß es gestehen.“

„Nun wohl!“

„Er ist also in Paris?“

„Ja.“

„Und welche Sensation hat er hervorgebracht?“

„Man sprach acht Tage von ihm, dann kam
Krönung der Königin von England und der Diama
diebstahl bei Mademoiselle Mars, und man sprach
noch hievon.“

„Mein Lieber,“ versetzte Chateau-Renaud, „
sieht wohl, daß der Graf Ihr Freund ist, Sie behan
ihn demgemäß. Glauben Sie nicht, was Albert
Frau Gräfin, es ist im Gegentheil nur von dem G
Monte Christo in Paris die Rede. Er debutirte d
daß er Madame Danglars Pferde von dreißig tau
Franken im Werth schickte; er rettete Frau von S

fort das Leben und hat nun, wie es scheint, den Preis des Jockey-Clubbs gewonnen. Ich behaupte im Gegentheil, was auch Morcerf sagen mag, daß man sich noch diesen Augenblick mit ihm beschäftigt, und daß man sich in einem Monate sogar nur mit ihm beschäftigen wird, wenn er fortfährt, so excentrische Dinge zu thun, was übrigens, wie es scheint, seine gewöhnliche Art zu leben ist."

„Wohl möglich," sprach Morcerf; „doch mittlerweile, wer hat die Loge des russischen Botschafters genommen?"

„Welche?" fragte die Gräfin.

„Die zwischen den Säulen des ersten Ranges; sie scheint mir vollkommen neu hergestellt."

„In der That;" sagte Chateau-Renaud, „war Jemand während des ersten Aktes dort?"

„Wo?"

„In jener Loge?"

„Nein," erwiederte die Gräfin, „ich habe Niemand gesehen; also," fuhr sie auf ihr erstes Gespräch zurückkommend fort „also Sie glauben, Ihr Graf von Monte Christo habe den Preis gewonnen?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Und mir den Becher geschickt?"

„Ohne allen Zweifel."

„Aber ich kenne ihn nicht," sagte die Gräfin, „und habe große Lust, ihm denselben zurückzuschicken."

„Oh! thun Sie das nicht; er würde Ihnen einen andern übersenden, der aus einem Saphir geschnitten oder aus einem Rubin ausgehöhlt wäre. Das ist die Art und Weise, wie er zu Werke zu gehen pflegt, und man muß ihn nehmen, wie er ist."

In diesem Augenblick hörte man das Glöckchen den Anfang des zweiten Aktes verkündigen. Albert stand auf, um zu seinem Platze zurückzukehren."

„Werde ich Sie wiedersehen?" fragte die Gräfin.

„In den Zwischenakten, wenn Sie erlauben. Ich

komme dann, um mich zu erkundigen, ob ich Ihnen in irgend einer Beziehung in Paris dienen kann."

„Meine Herren," sagte die Gräfin, „jeden Samstag Abend, Rue de Rivoli 22, bin ich für meine Freunde zu Hause."

Die zwei jungen Leute verbeugten sich und verließen die Loge.

Als sie in den Saal traten, sahen sie, daß das Parterre sich erhoben hatte und die Augen auf einen Punkt richtete; ihre Blicke folgten der allgemeinen Richtung und blieben bei der ehemaligen Loge des russischen Botschafters. Ein Mann in schwarzer Kleidung von fünf und dreißig bis vierzig Jahren war mit einer Frau in orientalischem Costume eingetreten. Die Frau war von der höchsten Schönheit und das Costume von einem solchen Reichthum, daß sich ihr, wie gesagt, auf der Stelle alle Augen zugewandt hatten.

Ah!" rief Albert, es ist Monte Christo mit seiner Griechin."

Es war wirklich der Graf und Haydee. Nach weniger als einer Minute war die junge Frau der Gegenstand der Aufmerksamkeit nicht nur des Parterre allein, sondern des ganzen Saales; die Frauen neigten sich aus ihren Logen heraus, um unter dem Feuer des Kronleuchters diese Cascade von Diamanten funkeln zu sehen.

Der zweite Akt ging unter dem dumpfen Geräusche vorüber, das bei versammelten Massen ein großes Ereigniß andeutet. Niemand dachte daran, Stillschweigen zu fordern. Diese so junge, so schöne, so blendende Frau war das seltsamste Schauspiel, das man sehen konnte.

Diesmal deutete ein Zeichen von Madame Danglars Albert klar an, daß er erwartet wurde. Sobald der Akt beendigt war, eilte er auf die Vorbühne.

Er begrüßte die beiden Frauen und reichte Debray die Hand.

Die Baronin empfing ihn mit einem reizenden Lächeln und Eugenie mit ihrer gewöhnlichen Kälte.

„Meiner Treue, Freund," sagte Debray, „Sie sehen
mir einen erschöpften Menschen, der Sie um Hülfe
ruft, um wieder zu Kräften zu kommen. Die Frau
Baronin drückt mich zu Boden mit Fragen über den
Grafen, und ich soll wissen, von wo er ist, woher er
kommt und wohin er geht; ich bin, bei Gott! kein Ca-
liostro, und um mich aus der Klemme zu ziehen, sagte
ich: „„Fragen Sie dies Morcerf, er kennt seinen Monte
Christo an den Fingern auswendig;"" dann machte man
ihnen ein Zeichen."

„Ist es nicht unglaublich," sprach die Baronin,
daß man, wenn man eine halbe Million zu meiner
Verfügung hat, nicht besser unterrichtet sein
soll?"

„Madame," entgegnete Lucien, „ich bitte Sie, zu
glauben, daß ich, wenn ich eine halbe Million zu meiner
Verfügung hätte, dieselbe zu etwas Anderem verwenden
würde, als um über Herrn Monte Christo Erkundigungen
einzuziehen, denn in meinen Augen hat er kein anderes
Verdienst, als daß er zweimal so reich ist, als ein Na-
bob; ich habe das Wort meinem Freunde Morcerf abge-
reten, besprechen Sie sich mit ihm, . . . mich geht es
nichts mehr an."

„Ein Nabob hätte mir sicherlich nicht ein Paar Pferde
von dreißig tausend Franken, nebst vier Diamanten an
den Ohren, von denen jeder fünf tausend Franken werth
ist, zugeschickt!"

„Oh! was die Diamanten betrifft," erwiederte lachend
Morcerf, „das ist seine Manie. Ich glaube, daß er, wie
Potemkin, stets Diamanten in seinen Taschen trägt und
davon auf seinem Wege ausstreut, wie es der kleine
Däumling mit seinen Kieselsteinen machte."

„Er wird eine Miene gefunden haben," sagte Ma-
dame Danglars; „Sie wissen, daß er einen unumschränk-
ten Credit auf das Haus des Barons hat."

„Nein, das wußte ich nicht, aber es muß so sein,"
ersetzte Albert.

„Und daß er Herrn Danglars ankündigte, er geden
ein Jahr in Paris zu bleiben und hier ſechs Million
auszugeben?“

„Es iſt der Schah von Perſien, welcher incogni
reiſt.“

„Und dieſe Frau, Herr Lucien,“ fragte Eugeni
„haben Sie bemerkt, wie ſchön ſie iſt?“

„In der That, mein Fräulein, ich kenne Niema
der den Perſonen Ihres Geſchlechts ſo volle Gerechtigk
widerfahren läßt, wie Sie.“

Lucien hielt ſein Lorgnon an das Auge und rief:

„Reizend, in der That, reizend!“

„Und weiß Herr von Morcerf, wer ſie iſt?“

„Mein Fräulein,“ ſprach Albert, dieſe beinahe u
mittelbare Aufforderung erwiedernd, „ich weiß es ſo u
gefähr, wie Alles, was die geheimnißvolle Perſon b
trifft, mit der wir uns beſchäftigen. Dieſe Frau iſt e
Griechin.“

„Das ſieht man leicht an ihrer Tracht, und E
ſagen mir nichts, was nicht bereits der ganze Saal ſo g
wüßte, wie wir.“

„Es thut mir leid, daß ich ein ſo unwiſſend
Cicerone bin;“ entgegnete Morcerf; „doch ich muß
ſtehen, daß ſich meine Kenntniſſe hierauf beſchränken.
weiß überdies nur noch, daß ſie vortrefflich in der Mu
iſt, denn als ich eines Tages bei dem Grafen frühſtück
hörte ich die Töne einer Guzla, die nur von ihr komm
konnten.“

„Ihr Graf empfängt alſo?“ fragte Madame D
glars.

„Und zwar auf eine glänzende Weiſe, das ſch
ich Ihnen.“

„Ich muß Herrn Danglars bewegen, ihm ein
tagsmahl, einen Ball anzubieten, damit er uns
liches gibt.“

„Wie! Sie werden ihn beſuchen?“ ſprach De
lachend.

„Warum nicht? mit meinem Manne!"

„Aber der geheimnißvolle Graf ist Junggeselle."

„Sie sehen, daß dies nicht der Fall ist," entgegnete die Baronin, ebenfalls lachend und auf die schöne Griechin deutend.

„Diese Frau ist eine Sklavin, wie er uns, Sie erinnern sich, Morcerf, bei Ihrem Frühstück selbst gesagt hat?"

„Gestehen Sie, mein lieber Lucien," sprach die Baronin, „daß sie vielmehr das Aussehen einer Prinzessin hat."

„Aus Tausend und eine Nacht."

„Aus Tausend und eine Nacht," das sage ich nicht; doch was macht die Prinzessinnen, mein Lieber? die Diamanten, und damit ist sie bedeckt."

„Sie hat sogar zu viele Diamanten an sich," sprach Eugenie; „sie wäre schöner ohne dies, denn man würde ihren Hals und ihre reizend geformten Handgelenke sehen."

„Oh die Künstlerin! sehen Sie, wie leidenschaftlich sie wird!" sprach Madame Danglars.

„Ich liebe Alles, was schön ist," sprach Eugenie.

„Aber was sagen Sie dann zu dem Grafen?" fragte Debray, „es scheint mir, er ist auch nicht übel."

„Der Graf?" entgegnete Eugenie, als wäre es ihr noch nicht eingefallen, ihn anzuschauen; „der Graf ist sehr bleich."

„Gerade in dieser Blässe liegt das Geheimniß, das wir suchen," sagte Morcerf. „Die Gräfin G*** behauptet, wie Sie wissen, er sei ein Vampyr."

„Die Gräfin G*** ist also zurück?" fragte die Baronin.

„In jener Seitenloge," erwiederte Eugenie, „uns beinahe gegenüber, meine Mutter, jene Frau mit den wunderbar schönen blonden Haaren."

„Ah! ja," sagte Madame Danglars, „wissen Sie, was sie thun sollten, Morcerf?"

„Befehlen Sie, Madame.“

„Sie ſollten Ihrem Grafen von Monte Chriſto einen Beſuch machen und ihn zu uns bringen.“

„Warum dies?“ fragte Eugenie.

„Damit wir mit ihm ſprechen könnten; biſt Du nicht begierig, ihn zu ſehen?“

„Nicht im Geringſten.“

„Seltſames Kind!“ murmelte die Baronin.“

„Oh! er wird wohl von ſelbſt kommen,“ ſagte Morcerf. „Er hat Sie geſehen, Madame, und grüßt Sie ſo eben.“

Die Baronin gab dem Grafen ſeinen Gruß in Begleitung eines reizenden Lächelns zurück.

„Wohl, ich opfere mich,“ ſagte Morcerf; „ich verlaſſe Sie und will ſehen, ob es nicht möglich iſt, mit ihm zu ſprechen.“

„Das iſt ganz einfach, gehen Sie in ſeine Loge.“

„Ich bin nicht vorgeſtellt.“

„Wem?“

„Der ſchönen Griechin.“

„Es iſt eine Sklavin, ſagen Sie.“

„Doch Sie behaupten, es ſei eine Prinzeſſin . . . Nein . . ! ich hoffe, wenn er mich hinausgehen ſieht, wird er auch hinausgehen.“

„Es iſt möglich. Gehen Sie.“

„Ich gehe.“

Morcerf verbeugte ſich und ging hinaus; in dem Augenblick, wo er an der Loge des Grafen vorüberkam, öffnete ſich wirklich die Thüre; der Graf ſagte einige arabiſche Worte zu Ali, der in der Flur ſtand, und nahm Morcerf beim Arme.

Ali ſchloß die Thüre wieder und ſtellte ſich vor dieſelbe; es war im Gange eine ganze Verſammlung um den Nubier.

„In der That,“ ſagte Monte Chriſto, „Ihr Paris iſt eine ſeltſame Stadt und Ihre Pariſer ſind ein ſeltſames Volk. Man ſollte glauben, es wäre das erſte

Mal, daß sie einen Nubier sehen. Schauen Sie, wie sie sich um Ali drängen, der nicht weiß, was das bedeuten soll. Dafür stehe ich Ihnen, daß ein Pariser nach Tunis, nach Konstantinopel, nach Bagdad oder nach Kairo kommen könnte, und man würde keinen Kreis um ihn bilden."

„Das rührt davon her, daß Ihre Orientalen vernünftiger sind und bloß das anschauen, was gesehen zu werden der Mühe werth ist; doch glauben Sie mir, daß sich Ali dieser Popularität nur erfreut, weil er Ihnen gehört und Sie in diesem Augenblick der Mann der Mode sind."

„Wirklich! und was erwirbt mir diese Gunst?"

„Bei Gott! Sie selbst. Sie verschenken Gespanne von tausend Louisd'or; Sie retten Staatsanwaltsfrauen das Leben; Sie lassen unter dem Namen Major Black Vollblutpferde mit Jockeys so groß wie Quistitis rennen; Sie gewinnen endlich goldene Becher und schicken sie jungen Frauen."

„Und wer Teufels hat Ihnen alle diese Tollheiten erzählt?"

„Die erste Madame Danglars, welche vor Verlangen stirbt, Sie in ihrer Loge zu sehen; die zweite das Journal von Beauchamp, und die dritte meine eigene Einbildungskraft. Warum nennen Sie Ihr Pferd Vampa, wenn Sie das Incognito behaupten wollen?"

„Ah! Sie haben Recht, das war eine Unklugheit. Doch sagen Sie mir, kommt der Graf von Morcerf nicht auch zuweilen in die Oper? Ich habe ihn überall mit den Augen gesucht, und nirgends bemerkt."

„Er wird diesen Abend kommen."

„Wohin?"

„Ich glaube in die Loge der Baronin."

„Die reizende Person, welche bei ihr sitzt, ist ihre Tochter?"

„Ja."

„Ich mache Ihnen mein Kompliment."

Morcerf lächelte, und erwiederte:

„Wir ſprechen ſpäter hievon. Doch zu der Muſik?“

„Zu welcher Muſik?“

„Zu der, welche Sie ſo eben gehört

„Ich ſage, daß es eine hübſche Muſ Muſik componirt von einem menſchlichen C geſungen von Vögeln mit zwei Beinen un wie der alte Diogenes ſagt.“

„Ah! mein lieber Herr Graf, man Sie könnten nach Ihrem Belieben die ſi Paradieſes hören.“

„Es iſt ein wenig ſo. Wenn ich wu hören will, Vicomte, Muſik, wie ſie nie Ohr vernommen hat, ſo ſchlafe ich.“

„Ah! da ſind Sie vortrefflich hier; mein lieber Graf, ſchlafen Sie, die Ope Anderem erfunden worden.“

„In der That, nein: Ihr Orcheſter Lärmen. Zu dem Schlafe, von dem ich ich der Ruhe und des Stillſchweigens, einer gewiſſen Vorbereitung . . .“

„Ah! der berühmte Haſchiſch?“

„Ganz richtig, Vicomte, wenn Sie wollen, ſpeiſen Sie bei mir zu Nacht.“

„Ich habe bereits gehört, als ich b ſtückte,“ ſagte Morcerf.

„In Rom?“

„Ja.“

„Das war die Guzla von Hayde. Verbannte beluſtigt ſich zuweilen damit, Melodien ihres Landes ſpielt.“

Morcerf verweilte nicht länger bei ſtande; der Graf ſchwieg ebenfalls.

In dieſem Augenblick ertönte das Glö

„Sie werden mich entſchuldigen,“ ſp nach ſeiner Loge zurückkehrend.

hen?"
der Gräfin G*** viel Schönes von

aronin?"
ie Ehre haben, wenn sie es mir erlaubt,
meine Aufwartung zu machen."
Akt begann. Während des dritten Aktes
raf von Morcerf, wie er es versprochen
me Danglars ein.
war keiner von den Menschen, welche in
nen Aufruhr hervorbringen; auch bemerkte
Ankunft außer denjenigen, in deren Loge
genommen hatte.
Christo sah ihn indessen, und ein leichtes
elte seine Lippen.
ah nichts, so lange der Vorhang aufgezogen
e Urnatur betete sie Alles an, was zum Ohr
sicht spricht.
itte Akt ging wie sonst vorüber; Mademoi-
, Julia und Lerour führten ihre gewöhnli-
chats aus; der Prinz von Granada wurde
t-Mario herausgefordert; der wohlbekannte
e König machte, seine Tochter an der Hand
eine Runde durch das Gemach, um seinen
antel zu zeigen; dann fiel der Vorhang, un
lich entleerte sich der Saal nach den Gänge
Foyer.
Graf verließ seine Loge und erschien eine
t nachher in der der Baronin Danglars.
Baronin konnte sich nicht enthalten, einen Sch
annens mit einer leichten Beimischung von Fre
ßen.
Ah! Sie kommen, Herr Graf," rief sie;
mich in der That, meinen mündlichen Dank
ichen beizufügen, den ich bereits bei Ihnen
habe."
Oh! Madame! Sie erinnern sich noch

Erbärmlichkeit? Ich hatte sie bereits vergessen," der Graf.

„Ja; aber das vergißt man nicht, mein Herr daß Sie am andern Tage meine arme Freundin, von Villefort, aus der Gefahr errettet haben, der sie eben diese Pferde preisgegeben war."

„Auch diesmal, Madame, verdiene ich Ihren nicht; es war Ali, mein Nubier, der das Glück Frau von Villefort diesen ausgezeichneten Dien leisten."

„War es auch Ali, der meinen Sohn den den der römischen Banditen entriß?" sagte der Gr Morcerf.

„Nein, mein Herr Graf," sprach Monte Chris Hand drückend, die ihm der General reichte, „nein mal nehme ich den Dank für meine Rechnung an, Sie haben mir diesen Dank bereits abgestattet, u habe ihn bereits angenommen, und es beschämt m der That, daß ich sie noch so erkenntlich finde. Ja Sie, erweisen Sie mir die Ehre, Frau Baronin, dem Fräulein, Ihrer Tochter, vorzustellen."

„Oh! Sie sind schon vorgestellt, wenigstens Namen nach, denn seit einigen Tagen sprechen w von Ihnen. Eugenie," fuhr die Baronin, sich ihre Tochter umwendend, fort, „der Herr Graf von Christo."

Der Graf verbeugte sich: Fräulein Danglars eine leichte Bewegung mit dem Kopfe.

„Sie haben eine bewunderungswürdige Pers sich," sagte Eugenie; „ist es Ihre Tochter?"

„Nein, mein Fräulein," erwiederte Monte erstaunt über diese außerordentliche Offenherzigk diese merkwürdige Entschiedenheit; „es ist eine Griechin, deren Vormund ich bin."

„Und sie heißt?"

„Hayde," antwortete Monte Christo."

„Eine Griechin!" murmelte der Graf von

„Ja, Graf," sprach Madame Danglars; „sagen Sie
ir, ob Sie je an dem Hofe von Ali Pascha Tependelini,
em Sie so glorreich dienten, eine so herrliche Tracht
ehen haben, wie die, welche wir hier vor Augen
aben?"

„Ah! Sie haben in Janina gedient, mein Herr
raf?"

„Ich war Generalinstructor der Truppen des Pa-
ha," antwortete Morcerf, „und ich mache kein Ge-
eimniß daraus, daß mein geringes Vermögen von der
reigebigkeit dieses erhabenen albanesischen Heerführers
errührt."

„Sehen Sie doch," sprach Madame Danglars.

„Wo denn?" stammelte Morcerf.

„Dort!" sagte Monte Christo.

Und den Grafen mit seinem Arme umfassend, neigte
sich mit ihm zur Loge hinaus.

In diesem Augenblicke gewahrte Hayde, die den
rafen mit den Augen suchte, seinen bleichen Kopf neben
em von Morcerf, den er umfaßt hielt.

Dieser Anblick brachte auf Hayde die Wirkung des
Medusenhauptes hervor; sie machte eine Bewegung vor-
ärts, als wollte sie Beide mit den Augen verschlin-
en, dann warf sie sich beinahe in derselben Sekunde
ieder zurück und stieß einen schwachen Schrei aus,
er jedoch von den Personen, die ihr zunächst waren,
nd von Ali gehört wurde, welcher sogleich die Thüre
ffnete.

„Was ist denn Ihrer Mündel begegnet, mein Herr
raf?" fragte Eugenie, „man sollte glauben, sie befände
ch unwohl."

„In der That, es scheint so zu sein," sagte der
raf, „doch erschrecken Sie nicht darüber; Hayde ist sehr
ervig und daher sehr empfänglich für Gerüche: ein Ge-
uch, der ihr zuwider ist, kann ihr eine Ohnmacht zu-
iehen; aber ich habe hier ein Gegenmittel," sagte der
raf, ein Fläschchen aus seiner Tasche ziehend.

Nachdem er die Baronin und ihre Tochter mit einzigen Verbeugung gegrüßt und einen letzten Händel mit dem Grafen und mit Debray ausgetauscht hatte, ließ er die Loge von Madame Danglars.

Als er in die seinige zurückkehrte, war Haydee sehr bleich; sobald er erschien, nahm sie ihn bei der H

Monte Christo bemerkte, daß die Hände des M chens zugleich feucht und eisig kalt waren.

„Mit wem sprachst Du denn, Herr?“ fragte Mädchen.

„Mit dem Grafen von Morcerf, der im Di Deines erhabenen Vaters stand und, wie er selbst bek demselben sein Vermögen zu verdanken hat.“

„Ha, der Elende!“ rief Haydee, „er ist es, der an die Türken verkauft hat, und dieses Vermögen ist der Preis seines Verrathes. Wußtest Du das nicht, l lieber Herr?“

„Ich habe wohl ein paar Worte von dieser Gesch im Epirus gehört,“ sprach Monte Christo, „aber ich k die einzelnen Umstände nicht. Komm, meine Tochter, wirst sie mir erzählen, sie müssen sehr seltsamer Art se

„Oh ja, komm, komm; es dünkt mir, ich w sterben, müßte ich länger diesem Menschen gegen bleiben.“

Und Haydee stand rasch auf, hüllte sich in ihren Perlen und Korallen geschmückten Burnus von wei Kaschemir, und verließ die Loge in dem Augenblick, der Vorhang aufgezogen wurde.

„Sehen Sie, ob dieser Mensch auch nur irgend et thut, wie ein Anderer!“ sprach die Gräfin G***? Albert, der zu ihr zurückgekehrt war; „er hört ganz dächtig den dritten Akt von Robert und geht in Minute, wo der vierte beginnen soll.“

Vierzehntes Kapitel.

Steigen und Fallen.

Einige Tage nach diesem Zusammentreffen machte Albert von Morcerf dem Grafen von Monte Christo einen Besuch in seinem Hause in den Champs-Elysées, das bereits das Aussehen eines Palastes gewonnen hatte, wie es der Graf mit Hülfe seines unermeßlichen Vermögens auch einen vorübergehendsten Wohnungen zu geben pflegte. Er erneuerte ihm die Dankfagungen von Madame Danglars, die demselben vorher schon ein Brief, unterzeichnet Baronin Danglars, geborene Herminie von Servieux, überbracht hatte.

Albert erschien in Begleitung von Lucien Debray, der den Worten seines Freundes einige Komplimente beifügte, welche allerdings nicht officiell waren, über deren Quelle jedoch der Graf bei seinem Scharfblicke sich nicht täuschen konnte.

Es kam ihm sogar vor, als besuchte ihn Lucien durch einen doppelten Antrieb von Neugierde bewogen, und als entflöße dieser Antrieb zur Hälfte der Rue de la Chaussée d'Antin. Er konnte in der That ohne Furcht vor einem Irrthum voraussetzen, daß Madame Danglars, außer Stands, mit ihren eigenen Augen das Innere eines Mannes kennen zu lernen, der Pferde für dreißigtausend Franken verschenkte und in die Oper mit einer Sklavin ging, welche für eine Million Diamanten trug, Augen, durch die sie gewöhnlich sah, beauftragt hatte, ihr einige Auskunft über dieses Innere zu ertheilen.

Aber der Graf gab sich den Anschein, als vermuthete er nicht den geringsten Zusammenhang zwischen dem Besuche von Lucien und der Neugierde der Baronin.

„Sie sind in beinahe beständigem Verkehr mit dem Baron Danglars?“ fragte er Albert von Morcerf.

„Ja, mein Herr Graf, Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe.“

„Das ist also immer noch im Plane?“

„Mehr als je, es ist eine abgemachte Sache,“ sagte Lucien.

Und von der Ueberzeugung ausgehend, dieses in das Gespräch gemischte Wort gebe ihm das Recht, demselben nun fremd zu bleiben, steckte Lucien sein Lorgnon in sein Auge, biß auf den goldenen Knopf seines Stöckchens und ging, mit aller Aufmerksamkeit die Waffen und Gemälde betrachtend, im Zimmer umher.

„Ah!“ rief Monte Christo, „wenn man Sie hörte, hätte man nicht an eine so schnelle Lösung der Sache glauben sollen.“

„Was wollen Sie, die Dinge schreiten vorwärts, ohne daß man es vermuthet; während wir nicht an sie denken, denken sie an uns, und wenn wir uns umdrehen, sind wir erstaunt über den Weg, den sie zurückgelegt haben. Mein Vater und Herr Danglars haben mit einander in Spanien gedient, mein Vater bei der Armee, Herr Danglars beim Proviantwesen. Mein Vater, den die Revolution zu Grunde gerichtet hatte, und Herr Danglars, der nie ein Erbgut besaß, legten dort den Grund, mein Vater zu seinem schönen politischen und militärischen Glück, Herr Danglars zu seinem bewunderungswürdigen politischen und finanziellen Glück.“

„Ja, in der That,“ erwiederte Monte Christo, „ich glaubte, Herr Danglars erzählte mir hievon während des Besuches, den ich ihm machte; und,“ sagte er einen Seitenblick auf Lucien werfend, der in einem Album blätterte, „und ist Fräulein Eugenie hübsch? denn so viel ich mich erinnere, heißt sie Eugenie.“

„Sehr hübsch, oder vielmehr sehr schön; aber von

einer Schönheit, die ich nicht zu schätzen weiß, denn ich bin ein Unwürdiger."

„Sie sprechen bereits davon, als ob Sie ihr Gatte wären."

„Oh!" rief Albert umherschauend, um ebenfalls zu sehen, was Lucien machte.

„Wissen Sie," sagte Monte Christo, die Stimme dämpfend, „wissen Sie, daß Sie mir nicht sehr enthusiastisch für diese Heirath zu sein scheinen."

„Fräulein Danglars ist zu reich für mich, und das erschreckt mich," erwiederte Morcerf.

„Bah!" versetzte Monte Christo, „ein schöner Grund: sind Sie nicht selbst reich?"

„Mein Vater hat so etwas . . . wie fünfzigtausend Franken Rente und wird mir vielleicht zehn bis zwölf bei meiner Verheirathung geben."

„Das sieht allerdings bescheiden aus, besonders in Paris," sagte der Graf; „aber das Vermögen ist nicht Alles auf dieser Welt, ein schöner Name und eine hohe gesellschaftliche Stellung haben auch ihren Werth. Ihr Name ist berühmt, ihre Stellung glänzend, der Graf von Morcerf ist ein Soldat, und man liebt es, die Unantastbarkeit eines Bayard mit der Armuth von Dugesclin sich vermählen zu sehen; die Uneigennützigkeit ist der schönste Sonnenstrahl, in welchem ein edler Degen erglänzen kann. Ich finde im Gegentheil diese Verbindung im höchsten Grade passend: Fräulein Danglars bereichert Sie und Sie adeln das Fräulein!"

Albert schüttelte den Kopf und blieb nachdenkend.

„Es ist dabei noch etwas Anderes," sagte er.

„Ich gestehe, daß ich diesen Widerwillen gegen ein junges, reiches und schönes Mädchen nicht zu begreifen im Stande bin," sagte der Graf.

„O mein Gott!" rief Morcerf, „dieser Widerwillen, wenn wirklich ein Widerwillen stattfindet, kommt nicht ganz von meiner Seite."

„Von welcher Seite denn? Sagten Sie mir nicht, Ihr Vater wünsche diese Heirath?"

„Von Seiten meiner Mutter, und meine Mutter ist ein kluges, sicheres Auge. Sie lächelt nicht zu dieser Verbindung, sie hat irgend ein Vorurtheil gegen die Danglars."

„Oh! das läßt sich begreifen," sprach der Graf mit einem etwas gezwungenen Tone; „die Frau Gräfin von Morcerf, welche die Distinction, die Aristokratie, die Feinheit in Person ist, zögert ein wenig, eine gemeinbürgerliche; dicke, rohe Hand zu berühren, und das ist natürlich."

„Ich weiß nicht, ob dies der Fall ist," entgegnete Albert, „weiß jedoch, daß diese Heirath, wenn sie wirklich stattfindet, meine Mutter unglücklich machen wird. Man sollte sich schon vor sechs Wochen versammeln, um sich über die Vertragsverhältnisse zu besprechen, aber sie wurde dergestalt von der Migräne befallen . . ."

„Von einer wirklichen?" fragte der Graf lächelnd.

„Oh! gewiß von einer wirklichen, ohne Zweifel in Folge der Furcht . . . so daß man die Zusammenkunft auf zwei Monate verschob. Sie begreifen, es eilt nicht, ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt und Eugenie erst siebenzehn; doch die zwei Monate sind in der nächsten Woche abgelaufen, und man muß sich am Ende hingeben. Sie können sich nicht vorstellen, mein lieber Graf, in welcher Verlegenheit ich mich befinde . . , Ah! wie glücklich sind Sie doch, Sie freier Mann!"

„Nun, so seien Sie auch frei, ich frage Sie, wer hindert Sie daran?"

„Oh, es würde meinem Vater einen zu großen Verdruß bereiten, wenn ich Fräulein Danglars nicht heirathete."

„So heirathen Sie das Fräulein," sprach der Graf mit einer seltsamen Bewegung der Achsel.

„Ja, aber meiner Mutter würde diese Verbindung nicht Verdruß, sondern Schmerz bereiten."

„Dann heirathen Sie das Fräulein nicht," sagte der Graf.

„Ich werde es versuchen; nicht wahr, Sie geben mir Ihren Rath, und wenn es Ihnen möglich ist, entziehen Sie mich dieser Verlegenheit? Oh! um meiner vortrefflichen Mutter keinen Kummer zu bereiten, würde ich mich, glaube ich, mit meinem Vater entzweien."

Monte Christo wandte sich ab, er schien bewegt.

„Ei!" sagte er zu Debray, der in einem tiefen Fauteuil am Ende des Salon saß und in der rechten Hand einen Bleistift, in der linken ein Carnet hielt, „ei! was machen Sie denn? Eine Skizze nach Poussin?"

„Ich?" erwiederte er ruhig, „oh ja wohl! eine Skizze, dazu liebe ich die Malerei zu sehr! Nein, ich mache ganz das Entgegengesetzte von der Malerei, ich mache Zahlen."

„Zahlen?"

„Ja, ich rechne, und das geht Sie unmittelbar an, Vicomte; ich berechne, was das Haus Danglars bei dem letzten Steigen der Hayti-Papiere gewinnen mußte; von 206 stiegen sie in drei Tagen auf 409, und der kluge Banquier hatte viel um 206 gekauft. Er muß dreimalhundert tausend Franken gewonnen haben."

„Das ist noch nicht sein bester Schlag," sagte Morcerf; „hat er nicht in diesem Jahre eine Million auf den spanischen Bons gewonnen?"

„Hören Sie, mein lieber Lucien, hier ist der Herr Graf von Monte Christo, der Ihnen, wie die Italiener, sagen wird:

Denaro e santita
Metà della metà *).

Und das ist noch viel. Wenn man mir solche Geschichten erzählt, so zucke ich auch gewöhnlich die Achseln."

---

*) Beim Gelde und bei der Heiligkeit zieht die Hälfte von der Hälfte ab.

„Doch Sie sprachen von Hayti?“ fragte Monte Christo.

„Oh! Hayti, das ist etwas Anderes, das ist das Ecarté der französischen Agiotage. Man kann die Bouillotte lieben, für das Whist eingenommen sein, für das Boston schwärmen, und dennoch aller dieser Spiele überdrüssig werden; aber zu dem Ecarté kehrt man immer wieder zurück. So hat Herr Danglars gestern zu 406 verkauft und steckt dreimalhundert tausend Franken ein, hätte er bis heute gewartet, so würde er, da diese Papiere wieder bis auf 205 gesunken sind, statt dreimal hundert tausend Franken zu gewinnen, zwanzig bis fünf und zwanzig tausend verloren haben.“

„Und warum sind diese Papiere von 409 auf 205 gefallen?“ fragte Monte Christo. „Entschuldigen Sie, ich bin sehr unwissend in allen diesen Börsenintriguen.“

„Weil die Nachrichten sich folgen, aber nicht sich gleichen,“ antwortete Albert lachend.

„Ah Teufel!“ rief der Graf; „Herr Danglars spielt also so hoch, daß er an einem Tage dreimalhundert tausend Franken gewinnen oder verlieren kann! Da muß er wohl ungeheuer reich sein?“

„Er ist es nicht, der spielt,“ rief Lucien lebhaft, „es ist Madame Danglars; sie ist wahrhaftig unerschütterlich.“

„Aber Sie, der Sie ein vernünftiger Mann sind, Lucien, Sie, der Sie die geringe Haltbarkeit der Nachrichten kennen, der Sie an der Quelle sitzen, Sie sollten Sie abhalten,“ sprach Morcerf mit einem Lächeln.

„Wie vermöchte ich dies, da es ihrem Manne nicht gelingt?“ fragte Lucien. „Sie kennen den Charakter der Baronin; Niemand hat Einfluß auf sie, und sie thut durchaus nur, was sie will.“

„O! wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ sprach Albert.

„Nun?“

„Ich wollte sie heilen; das hieße ihrem künftigen Schwiegersohne einen Dienst leisten.“

„Wie dies?"

„Ah bei Gott! das ist sehr leicht. Ich würde ihr eine Lection geben."

„Eine Lection?"

„Ja; Ihre Stellung als Secretär des Ministers verleiht Ihnen großes Ansehen in Beziehung auf Neuigkeiten; Sie dürfen nur den Mund öffnen und die Wechselagenten stenographiren so schnell als möglich Ihre Worte; lassen Sie die Baronin hundert tausend Franken Schlag auf Schlag verlieren, und sie wird klug werden."

„Ich begreife nicht," stammelte Lucien.

„Es ist doch ganz klar," erwiederte der junge Mann mit einer Naivetät, welche durchaus nichts Geheucheltes hatte; „melden Sie ihr an einem schönen Morgen irgend etwas Unerhörtes, eine telegraphische Nachricht, die nur Sie allein wissen können, zum Beispiel, Heinrich IV. sei gestern bei Gabrielle gesehen worden; das macht die Fonds steigen, sie richtet ihren Börsenschlag darnach ein und verliert sicherlich, wenn Beauchamp den andern Tag in seine Zeitung schreibt:

„Mit Unrecht behaupten wohlunterrichtete Leute, König Heinrich IV. sei gestern bei Gabrielle gesehen worden; diese Sache ist völlig unrichtig; König Heinrich IV. hat den Pont-Neuf nicht verlassen."

Lucien spitzte den Mund zu einem Lächeln. Obgleich scheinbar gleichgültig, hatte Monte Christo doch kein Wort von dieser Unterredung verloren, und sein durchdringendes Auge hatte sogar ein Geheimniß in der Verlegenheit des Secretärs zu entdecken geglaubt.

Es war Folge von dieser Verlegenheit, von der Albert nicht das Geringste wahrnahm, daß Lucien seinen Besuch abkürzte; er fühlte sich offenbar unbehaglich. Der Graf sagte ihm, während er ihn bis zur Thüre geleitete, ein paar Worte mit leiser Stimme, worauf er erwiederte:

„Sehr gern, mein Herr Graf; ich nehme es an."

Der Graf kehrte zu Albert von Morcerf zurück und sprach:

„Denken Sie nicht, wenn Sie sich die Sache überlegen, daß Sie Unrecht gehabt haben, so über Ihre Schwiegermutter in Gegenwart von Herrn Debray zu reden?"

„Ich bitte, Graf," versetzte Morcerf, „sagen Sie dieses Wort nicht mehr."

„Wahrhaftig und ohne Uebertreibung, ist die Gräfin in diesem Grade gegen die Heirath eingenommen?"

„Dergestalt, daß die Baronin nur selten in unser Haus kommt, und daß meine Mutter, glaube ich, nicht zweimal in ihrem ganzen Leben bei Madame Danglars gewesen ist."

„Das ermuthigt mich, offenherzig mit Ihnen zu sprechen," sagte der Graf: „Herr Danglars ist mein Banquier, Herr von Villefort hat mich mit Höflichkeiten überhäuft, indem er mir seinen Dank für einen Dienst aussprach, den ich ihm zufällig zu leisten im Stande war. Ich errathe unter allem Dem eine Lawine von Mittagsmahlen und Abendunterhaltungen; um aber nicht den Anschein von prunkhaften Vorbereitungen zu haben, und wenn Sie wollen, um mir das Verdienst des Zuvorkommens zu machen, gedenke ich, Herrn und Madame Danglars und Herrn und Frau von Villefort in meinem Landhause in Auteuil zu versammeln. Wenn ich nun Sie, sowie den Herrn Grafen und die Frau Gräfin von Morcerf, zum Mittagessen einlade, wird es nicht aussehen, wie eine Art von hochzeitlichem Rendezvous, oder wird nicht wenigstens die Frau Gräfin von Morcerf die Sache so betrachten, besonders wenn der Herr Baron von Danglars mir die Ehre erweist, seine Tochter mitzubringen? Dann wird Ihre Mutter einen Abscheu gegen mich fassen, und ich will dies durchaus nicht, denn es ist mir Alles daran gelegen, sagen Sie ihr dies, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, in geneigtem Andenken bei ihr stehen."

„Meiner Treue, Graf, ich danke Ihnen, daß Sie
t so viel Offenherzigkeit mit mir sprechen, und ich
hme die Ausschließung an, die Sie mir vorschlagen.
ie sagen, es sei Ihnen daran gelegen, in geneigtem
ndenken bei meiner Mutter zu bleiben, während Sie
eits in voller Werthschätzung bei ihr stehen."

„Sie glauben?" sprach Monte Christo mit Theil-
hme.

„Oh! ich bin dessen gewiß. Als Sie uns neulich
ließen, plauderten wir noch eine ganze Stunde von
nen. Doch ich komme auf das zurück, worüber wir
eben sprachen. Nun wohl, wenn meine Mutter diese
ufmerksamkeit von Ihrer Seite kennen würde, und ich
wagte, ihr dieselbe mitzutheilen, ich bin überzeugt,
wüßte Ihnen den innigsten Dank dafür; mein
ater würde allerdings nicht in geringe Wuth ge-
then."

Der Graf erwiederte lachend:

„Sie sind nun in Kenntniß gesetzt. Doch ich denke,
r Vater wird keinen Anlaß haben, wüthend zu wer-
n; Herr und Madame Danglars werden mich als
en Menschen von sehr schlechten Manieren betrachten.
ie wissen, daß ich in vertrautem Umgang mit Ihnen
e, daß Sie sogar mein ältester pariser Bekannter
d, und werden mich, wenn Sie sie nicht bei mir
den, fragen, warum ich Sie nicht eingeladen habe.
uchen Sie sich wenigstens mit der Annahme einer frü-
ren Einladung von einiger Wahrscheinlichkeit zu be-
ffnen und theilen Sie mir diese durch ein paar Worte
t. Sie wissen, bei den Banquiers ist nur das Ge-
riebene gültig."

„Ich gedenke etwas Besseres zu thun, Herr Graf,"
wiederte Albert; „meine Mutter wünscht die Seeluft
zuathmen. Auf welchen Tag ist Ihr Mittagessen be-
mmt?"

„Auf Sonnabend."

„Wir haben heute Dienstag, morgen Abend reisen

wir ab, übermorgen früh sind wir im Treport
ein bezaubernder Mann, Herr Graf, daß S
ten die Dinge so nach ihrer Bequemlichkeit u
Zufriedenheit einrichten."

„Ich! in der That, Sie halten mich für
ich wirklich werth bin; ich wünsche Ihnen nu
zu sein."

„An welchem Tage haben Sie Ihre Ein
macht?"

„Heute."

„Gut! ich laufe zu Herrn Danglars
ihm an, daß ich morgen mit meiner Mutter
lasse. Ich habe Sie nicht gesehen, und w
nichts von Ihrem Mittagsbrode."

„Sind Sie verrückt, mein Lieber! hat
Herr Debray bei mir gesehen?"

„Ah, das ist richtig!"

„Im Gegentheil, ich habe Sie gesehe
ohne Umstände eingeladen, und Sie haben mi
fach geantwortet, Sie könnten nicht mein Gas
Sie nach dem Treport abreisen würden."

„Wohl, das ist abgemacht; aber Sie,
meine Mutter vor morgen besuchen?"

„Vor morgen, das ist schwierig, insofern
in Ihre Vorbereitungen zur Reise fallen würd

„Thun Sie etwas Besseres, und Sie wer
betungswürdiger Mann sein."

„Was soll ich thun, um zu dieser Erh
gelangen?"

„Was Sie thun sollen?"

„Das frage ich Sie."

„Sie sind heute frei wie die Luft, komm
uns, und speisen Sie mit uns zu Mittag; w
in kleinem Comité: Sie, meine Mutter und
haben meine Mutter kaum bemerkt; doch
sie von Nahem sehen. Es ist eine n
u, und ich bedaure nur, daß nicht ihre

mit zwanzig Jahren weniger lebt; dann würde es bald eine Gräfin und eine Vicomtesse von Morcerf geben. Meinen Vater finden Sie nicht, er hat Commissionssitzung und speist bei dem Herrn Großreferendär. Kommen Sie, wir plaudern von Reisen: Sie, der Sie die ganze Welt gesehen haben, erzählen uns von Ihren Abenteuern; Sie theilen uns die Geschichte der schönen Griechin mit, welche kürzlich mit Ihnen in der Oper war und von Ihnen Ihre Sklavin genannt wird, während Sie dieselbe wie eine Prinzessin behandeln. Wir sprechen Italienisch, Spanisch; willigen Sie ein, meine Mutter wird Ihnen dafür dankbar sein."

„Tausend Dank," erwiederte der Graf, Ihre Einladung ist äußerst liebenswürdig, und ich bedaure es lebhaft, daß ich sie nicht annehmen kann. Ich bin nicht frei, wie Sie wähnten, sondern ich habe im Gegentheil ein höchst wichtiges Rendezvous."

„Ah! nehmen Sie sich in Acht, Sie haben mich so eben gelehrt, wie man sich in Beziehung auf ein Mittagsbrod einer Unannehmlichkeit überhebt. Ich bedarf eines Beweises. Glücklicher Weise bin ich nicht Banquier wie Herr Danglars, wohl aber, das sage ich Ihnen, ebenso neugierig als er."

„Ich werde Ihnen auch den Beweis geben," erwiederte der Graf.

Und er läutete.

„Hm!" bemerkte Morcerf, „das ist schon zum zweiten Male, daß Sie es ausschlagen, mit meiner Mutter zu Mittag zu speisen. Es muß dies auf einem bestimmten Beschlusse beruhen, Graf."

Der Graf entgegnete leicht bebend:

„Oh! Sie glauben das nicht; überdies kommt hier mein Beweis."

Baptistin trat ein und blieb wartend an der Thüre stehen.

„Sie müssen zugeben, daß ich von Ihrem Besuche

nicht zuvor unterrichtet war?" fragte der Graf den Vicomte.

„Bei Gott! Sie sind ein so außerordentlicher Mann, daß ich nicht dafür stehen würde."

„Ich konnte wenigstens nicht ahnen, daß Sie mich zum Mittageſſen einladen dürften?"

„Das ist wahrscheinlich."

„Wohl, so hören Sie; Baptiſtin, was sagte ich Ihnen, als ich Sie diesen Morgen in mein Arbeitscabinet rief."

„Sie befahlen mir, die Thüre des Herrn Grafen schließen zu laſſen, ſobald es fünf Uhr geſchlagen hätte," antwortete der Diener.

„Hernach."

„Oh! mein Herr Graf . . ." rief Albert.

„Nein, nein! ich muß mich durchaus von dem geheimnißvollen Rufe frei machen, den Sie mir zugezogen haben, mein lieber Vicomte: es iſt zu ſchwer, ewig den Manfred zu ſpielen. Ich will in einem gläſernen Hauſe leben. Hernach . . . fahren Sie fort, Baptiſtin."

„Hernach hießen Sie mich nur den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti empfangen."

„Sie hören, den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti, einen Mann von dem älteſten Adel Italiens, deſſen Namen Dante zu verherrlichen bemüht war, . . . Sie erinnern ſich oder Sie erinnern ſich nicht, in dem zehnten Geſange der Hölle; ferner ſeinen Sohn, einen reizenden jungen Mann, ungefähr von Ihrem Alter, Vicomte, der denſelben Titel führt wie Sie, und in die Pariſer Welt mit den Millionen ſeines Vaters eintritt. Der Major bringt mir dieſen Abend ſeinen Sohn Andrea, den Contino, wie wir in Italien ſagen. Er will ihn mir anvertrauen, und ich werde ſein Glück zu fördern ſuchen, wenn er einiges Verdienſt beſitzt. Nicht wahr, Sie helfen mir?"

„Ganz gewiß! Dieſer Major Cavalcanti iſt wohl ein alter Freund von Ihnen?" fragte Albert.

„Keines Wegs, es ist ein würdiger, sehr höflicher, sehr bescheidener, sehr discreter Herr, wie es in Italien eine Menge gibt. Ich habe ihn wiederholt in Florenz, in Bologna, in Lucca gesehen, und er benachrichtigte mich von seiner Ankunft. Die Reisebekanntschaften sind anspruchsvoll: sie verlangen überall von uns die Freundschaft, die wir ihnen zufällig einmal erzeigt haben, als hätte nicht der civilisirte Mensch, der eine Stunde mit gleichviel wem zu leben weiß, stets seinen Hintergedanken! Dieser gute Major Cavalcanti besucht Paris wieder, das er nur einmal im Vorübergehen unter der Kaiserherrschaft gesehen hat, als er sich in Moskau einfrieren zu lassen im Begriffe war. Ich gebe ihnen ein gutes Mittagsmahl, er läßt mir seinen Sohn hier, ich verspreche ihm denselben zu überwachen, ich lasse ihn alle Thorheiten begehen, die es ihm zu machen belieben wird, und wir sind quitt."

„Vortrefflich! rief Albert, „ich sehe, Sie sind ein kostbarer Mentor. Gott befohlen, bis Sonntag sind wir zurück. Doch, ich habe Nachricht von Franz erhalten."

„Ah! wirklich? gefällt er sich immer noch in Italien."

„Ich denke ja; er bedauert indessen, daß Sie nicht mehr dort sind, denn er sagt, Sie seien die Sonne von Rom, und ohne Sie herrsche dort trübes Wetter; ich weiß nicht, ob er nicht sogar behauptet, es regne dort."

„Er ist also von seiner Ansicht über mich zurückgekommen?"

„Im Gegentheil, er beharrt darauf, Sie für phantastisch im höchsten Grade zu halten; darum bedauert er Ihre Abwesenheit."

„Ein liebenswürdiger junger Mann," versetzte Monte Christo; „ich fühlte für ihn eine lebhafte Sympathie schon am ersten Abend, als ich ihn irgend ein Nachtmahl suchen sah, und er das meinige anzunehmen

die Güte hatte. Er iſt, glaube ich, ein Sohn neral d'Epinay?"

„Ganz richtig."

„Deſſelben, welcher im Jahr 1815 auf e bärmliche Weiſe ermordet wurde?"

„Durch die Bonapartiſten."

„So iſt es! Meiner Treue, ich liebe ihn! ihn nicht auch ein Heirathsplan vor?"

„Ja, er ſoll ſich mit Fräulein von Bil mählen."

„Iſt es wahr?"

„Wie ich Fräulein Danglars heirathen ſoll derte Albert lachend.

„Sie lachen?"

„Ja."

„Warum lachen Sie?"

„Ich lache, weil es mir vorkommt, als e auf jener Seite eben ſo viel Sympathie für di als anderſeits für eine Verbindung zwiſchen Fräulein Danglars ſtattfindet. Doch wahrli lieber Graf, wir plaudern von Frauen, wie d von Männern plaudern. Das iſt unverzeihlich!"

Albert ſtand auf.

„Sie gehen?"

„Die Frage iſt gut! Seit zwei Stunden Sie, und Sie haben die Höflichkeit, mich ob ich gehe! In der That, Graf, Sie ſind d Mann der Erde! Und Ihre Bedienten, wie dreſſirt! beſonders Herr Baptiſtin; ich konnte ſolchen Menſchen bekommen. Die meinigen ſch ein Beiſpiel an denen des Théâtre-Français men, welche, gerade weil ſie nur ein Wort haben, dieſes immer auf der Rampe ſagen. L Ihren Baptiſtin entlaſſen, ſo bitte ich, mir de zu gönnen."

„Abgemacht, Vicomte."

„Das ist noch nicht Alles, warten Sie: machen Sie ihrem discreten Luckeser, dem Herrn Cavalcanti bei Cavalcanti mein Compliment, und wenn ihm zufällig daran gelegen sein sollte, seinen Sohn zu verheirathen, so suchen Sie ihm eine sehr reiche, sehr edle Frau, wenigstens von Seiten ihrer Mutter, und ganz und gar eine Baronin von Seiten ihres Vaters. Ich werde Sie dabei unterstützen."

„Oh! Oh!" erwiederte Monte Christo, „sind Sie in der That so weit?"

„Ja."

„Meiner Treue, man muß auf nichts schwören."

„Ah! Graf," rief Morcerf, „welchen Dienst würden Sie mir leisten, und wie wollte ich Sie noch hundertmal mehr lieben, wenn ich mit Ihrer Hülfe Junggeselle bliebe, und wäre es nur zehn Jahre lang."

„Alles ist möglich," erwiederte Monte Christo mit ernstem Tone.

Und sich von Albert verabschiedend, trat er in sein Cabinet und schlug dreimal auf sein Glöckchen.

Bertuccio erschien.

„Herr Bertuccio," sprach der Graf, Sie sollen erfahren, daß ich Sonnabend in meinem Hause in Auteuil empfange."

Bertuccio erwiederte leicht schauernd:

„Gut, gnädiger Herr."

„Ich bedarf Ihrer," fuhr der Graf fort, „damit Alles auf eine anständige Weise vorbereitet wird. Das Haus ist sehr schön, oder kann wenigstens sehr schön sein."

„Man müßte zu diesem Behufe Alles verändern, Herr Graf, denn die Tapeten haben gealtert."

„Verändern Sie Alles, mit Ausnahme des mit rothem Damast tapezirten Schlafzimmers; dieses lassen Sie ganz, wie es ist."

Bertuccio verbeugte sich.

„Den Garten berühren Sie ebenfalls nicht; aber

aus dem Hofe, zum Beispiel, machen Sie All
Sie wollen; es wird mir sogar angenehm sei
man ihn nicht zu erkennen vermag."

„Ich werde thun, was in meinen Kräf
um den Herrn Grafen zufrieden zu stellen;
wäre ich ruhiger, wenn der Herr Graf mir s
sichten in Beziehung auf das Mittagsmahl
wollte."

„In der That, mein lieber Herr Bertuccio,
Sie in Paris sind, finde ich Sie ganz verände
ängstlich; kennen Sie mich denn nicht mehr?"

„Seine Excellenz könnte mir doch wenigst er
wen sie empfängt."

„Ich weiß es noch nicht, und Sie brauchen
falls nicht zu wissen. Lucullus speist bei Luculli
damit ist es genug."

Bertuccio verbeugte sich und ging ab.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Major Cavalcanti.

Weder der Graf noch Baptistin logen, als
cref den Besuch des luckesischen Majors ankündigt
Monte Christo als Vorwand diente, um das ih
botene Mittagsmahl von sich zu weisen.

Es schlug sieben Uhr, und Herr Bertuc
dem Befehle gemäß, den er erhalten hatte, s
Stunden nach Auteuil abgereist, als ein Fia
der Thüre des Hotel anhielt, aber wieder g

schämt entfloh, nachdem er an dem Gitter einen Mann von etwa zwei und fünfzig Jahren abgesetzt hatte, welcher einen von jenen Röcken mit schwarzen Borten trug, deren Geschlecht in Europa unvergänglich zu sein scheint. Eine weite Hose, ziemlich reinliche Stiefeln, obgleich von einem etwas ungewissen Firniß und mit zu dicker Sohle, hirschlederne Handschuhe, ein Hut, der sich seiner Form nach einem Gendarmenhute näherte, eine schwarze Halsbinde mit einem schmalen weißen Streifen, die, wenn sie ihr Eigenthümer nicht aus eigener Machtvollkommenheit getragen haben würde, für ein Halseisen hätte gehalten werden können; dies war die malerische Tracht, unter welcher der Mann erschien, der an dem Gitter läutete und hier fragte, ob nicht in Nro. 30 der Avenue des Champs-Elysées der Graf von Monte Christo wohne, und auf die bejahende Antwort des Portier eintrat, die Thüre hinter sich zumachte und nach der Freitreppe ging.

Der kleine, eckige Kopf dieses Menschen, seine weißlichen Haare und sein dicker, grauer Schnurrbart machten ihn für Baptistin erkenntlich, denn dieser besaß das genaue Signalement des Gastes und erwartete denselben in der untern Hausflur. Kaum hatte er seinen Namen vor dem verständigen Diener ausgesprochen, als Monte Christo von seiner Ankunft benachrichtigt wurde.

Man führte den Fremden in den einfachsten Salon. Der Graf erwartete ihn daselbst und ging ihm mit lachender Miene entgegen.

„Ah! lieber Herr," sagte er, „seien Sie willkommen. Ich erwartete Sie."

„Wirklich!" erwiederte der Luckeser; „Euere Excellenz erwartete mich?"

„Ja, ich war von Ihrer Ankunft auf diesen Abend um sieben Uhr benachrichtigt."

„Sie waren von meiner Ankunft benachrichtigt?"

„Vollkommen."

„Ah! deſto beſſer, ich befürchtete, man hät
Vorſichtsmaßregel vergeſſen.“

„Welche?“

„Sie in Kenntniß zu ſetzen.“

„Oh, nein!“

„Sind Sie deſſen gewiß, täuſchen Sie ſich

„Ich bin deſſen gewiß.“

„Mich erwartete Euere Excellenz dieſen Ab
ſieben Uhr?“

„Allerdings Sie. Ich will Ihnen den Beweis

„Oh, wenn Sie mich erwarteten, ſo iſt es n
Mühe werth.“

„Doch! doch!“ rief Monte Chriſto.

Der Luckeſer ſchien etwas beunruhigt.

„Sprechen Sie, ſind Sie nicht der Marqui
tolomeo Cavalcanti?“

„Bartolomeo Cavalcanti,“ wiederholte freu
Luckeſer, „ſo iſt es.“

„Ermajor in öſterreichiſchen Dienſten?“

„War ich Major?“ fragte ſchüchtern der alte
„Ja,“ ſprach Monte Chriſto, „Major. Das
Name, den man in Frankreich dem Grade gibt,
Sie in Italien einnahmen.“

„Gut,“ verſetzte der Luckeſer, „Sie begreifen
iſt es ganz lieb. . .“

Uebrigens kommen Sie nicht aus eigenem
hierher.“

„Allerdings.“

„Sie ſind durch Jemand an mich adreſſirt w
„Ja.“

„Durch den vortrefflichen Abbé Buſoni?“

„So iſt es,“ rief der Major.

„Und Sie haben einen Brief?“

„Hier iſt er.“

„Ah, bei Gott! Sie ſehen. Geben Sie.“

Monte Chriſto nahm den Brief, öffnete
denſelben.

Der Major schaute den Grafen mit großen, erstaunten Augen an, die zwar neugierig auf allen Theilen des Gemaches umherliefen, jedoch unabänderlich wieder zu dessen Eigenthümer zurückkehrten.

„So ist es . . . der liebe Abbé: „„der Major Cavalcanti, ein würdiger Patricier aus Lucca, von den Cavalcanti in Florenz abstammend,““ fuhr Monte Christo lesend fort, „„im Besitze eines Vermögens von einer halben Million Einkünfte.““

Monte Christo schlug die Augen vom Papier auf und verbeugte sich.

„Von einer halben Million," sagte er; „Teufel! mein lieber Herr Cavalcanti."

„Steht eine halbe Million?" fragte der Luckeser.

„Mit allen Buchstaben, und das muß so sein, der Abbé Busoni ist ein Mann, der sehr genau die großen Vermögen in Europa kennt."

„Es mag sein mit der halben Million; doch auf mein Ehrenwort! ich glaubte nicht, daß es sich so hoch beliefe."

„Weil Sie einen Intendanten haben, der Sie bestiehlt; was wollen Sie, mein lieber Herr Cavalcanti, man muß sich das gefallen lassen!"

„Und da sie mir hierüber Aufklärung gegeben haben, so werde ich den Burschen vor die Thüre werfen," sprach mit ernstem Tone der Luckeser.

Monte Christo fuhr fort:

„„Und dem nur Eines zu seinem Glücke fehlte.““

„O mein Gott! ja, nur Eines," sprach der Luckeser mit einem Seufzer.

„„Einen angebeteten Sohn wiederzufinden.““

„Einen angebeteten Sohn?"

„„Der in seiner Jugend entweder durch einen Feind seiner Familie, oder durch Zigeuner geraubt wurde.““

„Im Alter von fünf Jahren, mein Herr!" sagte der Luckeser mit einem tiefen Seufzer und die Augen zum Himmel aufschlagend.

„Armer Vater!“ ſprach Monte Chriſto.

Der Graf fuhr fort:

„„Ich gebe ihm die Hoffnung, ich gebe ihn
ben, mein Herr Graf, indem ich ihm verkündige,
ihm dieſen Sohn, den er ſeit fünfzehn Jahre
ſucht, wiederfinden können.““

Der Luckeſer ſchaute Monte Chriſto mit ei
drucke voll unſäglicher Unruhe an.

„Ich kann es,“ ſprach Monte Chriſto.

Der Major richtete ſich hoch auf und rief:

„Ah! ah! der Brief iſt alſo bis zum End

„Zweifelten Sie daran, mein lieber Herr
meo?“

„Nein, niemals! Ein ernſter, mit einem
Charakter bekleideter Mann, wie der Abbé Buſ
ſich nie einen ſolchen Scherz erlaubt; doch Sie h
Alles geleſen Excellenz!“

„Ah! das iſt wahr, es findet ſich hier
Nachſchrift.“

„Ja,“ erwiederte der Luckeſer, es findet
eine . . . Nachſchrift.“

„„Um den Major Cavalcanti nicht in die
heit zu ſetzen, Fonds von ſeinem Banquier w
zu müſſen, ſchicke ich ihm einen Wechſel von zw
Franken für ſeine Reiſeunkoſten und accreditire
Ihnen mit der Summe von acht und vierzig tauſe
ken, welche ich bei Ihnen gut habe.

Der Major verfolgte mit den Augen dieſe N
in ſichtbarer Angſt.

„Gut!“ begnügte ſich der Graf zu bemerken

„Er hat gut geſagt,“ murmelte der Luckeſer.

„Alſo mein Herr,“ ſprach er.

„Alſo . . .“ fragte der Graf.

„Alſo, die Nachſchrift? . . .“

„Nun! die Nachſchrift . . .“

„Wird von Ihnen ebenſo günſtig aufgenomm
der übrige Brief?“

Der Abbé Busoni und ich stehen mit einander in
Abrechnung; ich weiß nicht genau, ob er acht und vierzig
tausend Franken bei mir gut hat, aber es kommt unter
uns nicht auf ein paar Bankbillets an. Ah! Sie legten
also einen großen Werth auf diese Nachschrift, mein lieber
Herr Cavalcanti?"

„Ich muß Ihnen gestehen," antwortete der Luckeser,
daß ich mich, voll Zutrauen zu der Unterschrift des Abbé
Busoni, nicht mit andern Geldern versehen hatte: wäre
mir diese Quelle entgangen, so würde ich mich in Paris
in großer Verlegenheit befunden haben."

„Kann ein Mann wie Sie irgendwo in Verlegenheit
sein? Gewiß nicht!"

„Verdammt! da mich Niemand kennt," rief der
Luckeser.

„Aber man kennt sie."

„Ja, man kennt mich, somit werden Sie . . ."

„Vollenden Sie, lieber Herr Cavalcanti."

„Somit werden sie mir die acht und vierzig tausend
Franken zustellen?"

„Auf Ihr erstes Begehren."

Der Major machte große, verwunderte Augen.

„Setzen Sie sich doch," sprach Monte Christo; „in
der That, ich weiß nicht, was ich mache . . . ich lasse
Sie seit einer Viertelstunde stehen."

„Merken Sie nicht darauf."

Der Major zog einen Stuhl an sich und setzte sich.

„Nun sagen Sie," sprach der Graf, „wollen Sie
etwas zu sich nehmen? Ein Glas Xeres, Porto, Ali-
cante?"

„Alicante, wenn Sie erlauben; das ist mein Lieb-
lingswein."

„Ich habe vortrefflichen. Nicht wahr mit einem
Zwieback?"

„Mit einem Zwieback, da Sie mich dazu nöthigen."

Monte Christo läutete; Baptistin erschien.

Der Graf ging auf ihn zu und fragte ganz leise:

„Nun? . . .“

„Der junge Menſch iſt da,“ antwortete der Kammerdiener in demſelben Tone.

„Gut; wohin haben Sie ihn geführt?“

„In den blauen Salon, wie es Seine Excellenz befohlen.“

„Vortrefflich. Bringen Sie Alicante-Wein und Zwiebacke.“

Baptiſtin ging ab.

„In der That,“ ſprach der Luckeſer, „ich mache Ihnen ſo viel Mühe, daß ich dadurch ganz in Verlegenheit gerathe.“

„Gehen Sie doch!“ rief Monte Chriſto.

Baptiſtin kehrte mit den Gläſern, dem Weine und den Zwiebacken zurück.

Der Graf füllte ein Glas und goß in das zweite nur ein paar Tropfen von dem flüſſigen Rubin, den die Flaſche enthielt, welche ganz mit Spinnengeweben und anderen Zeichen bedeckt war, die das Alter des Weines ſicherer angeben, als dies die Falten beim Menſchen thun.

Der Major irrte ſich nicht bei der Theilung, er nahm das volle Glas und einen Zwieback.

Der Graf befahl Baptiſtin, die Platte in das Bereich der Hand ſeines Gaſtes zu ſtellen, der zuerſt den Alicante mit dem Rande ſeiner Lippe koſtete, ſodann eine Grimaſſe der Zufriedenheit machte, und endlich den Zwieback zart in das Glas tauchte.

„Sie wohnten alſo in Lucca?“ ſagte Monte Chriſto, „Sie waren reich, Sie waren edel, Sie genoßen die allgemeine Achtung, Sie hatten Alles, was einen Menſchen glücklich machen kann?“

„Alles, Excellenz,“ erwiederte der Major, ſeinen Zwieback verſchlingend, „durchaus Alles.“

„Und es fehlte nur Eines zu Ihrem Glück.“

„Nur Eines.“

„Ihr Kind wiederzufinden?“

„Ah!“ rief der Major, einen zweiten Zwieback ergreifend, doch dies fehlte mir auch sehr.“

Der würdige Luckeser schlug die Augen zum Himmel auf und suchte zu seufzen.

„Nun sprechen Sie, mein lieber Herr Cavalcanti, wie verhielt es sich mit diesem so sehr beklagten Sohne? denn man sagte mir, Sie wären Junggeselle geblieben.“

„Man glaubte es, mein Herr,“ erwiederte der Major, „und ich selbst . . .“

„Ja,“ versetzte Monte Christo, „und Sie selbst suchten diesem Gerüchte Glauben zu verschaffen. Eine Jugendsünde, die Sie vor Aller Augen verbergen wollten.“

Der Luckeser richtete sich auf, nahm seine ruhigste und würdigste Haltung an, schlug aber zugleich bescheiden die Augen nieder, sei es um seine Haltung zu sichern, sei es um seine Einbildungskraft zu unterstützen, während er von unten herauf den Grafen anschaute, dessen auf seine Lippen stereotypirtes Lächeln stets dieselbe wohlwollende Neugierde andeutete.

„Ja, mein Herr,“ sagte er, „ich wollte diesen Fehler vor der ganzen Welt verbergen.“

„Nicht Ihretwegen,“ versetzte Monte Christo, „denn ein Mann steht über dergleichen Dingen?“

„Oh! nein, gewiß nicht meinetwegen,“ erwiederte der Major lächelnd und die Achseln zuckend.

„Sondern seiner Mutter wegen.

„Seiner Mutter wegen,“ rief der Luckeser, einen dritten Zwieback nehmend; „seiner armen Mutter wegen!“

„Trinken Sie doch, lieber Herr Cavalcanti,“ sagte Monte Christo, dem Luckeser ein zweites Glas Alicante einschenkend; „die Erschütterung erstickt Sie.“

„Seiner armen Mutter wegen,“ murmelte der Luckeser, indem er einen Versuch machte, ob nicht die Kraft des Willens, auf die Thränendrüse wirkend, den Winkel seines Auges mit einer falschen Zähre zu befeuchten vermöchte.

„Welche, glaube ich, einer der erſten Familien Italiens angehörte?"

„Eine Patricierin von Fieſole."

„Namens?"

„Sie wünſchen ihren Namen zu wiſſen?

„Oh! mein Gott! es iſt nicht nöthig, daß Sie mir ihn ſagen: ich kenne ihn."

„Der Herr Graf weiß Alles," ſprach der Luckeſer, ſich verbeugend.

„Nicht wahr, Oliva Corſinari?"

„Oliva Corſinari!"

„Marcheſa?"

„Marcheſa."

„Und Sie heiratheten dieſelbe am Ende, trotz des Widerſtrebens der Familie."

„Mein Gott! ja, das that ich am Ende.

„Und Sie bringen Ihre Papiere ganz in Ordnung mit."

„Was für Papiere?" fragte der Luckeſer.

„Nun, Ihren Trauſchein mit Oliva Corſinari, und den Taufſchein des Kindes?"

„Den Taufſchein des Kindes?"

„Den Taufſchein von Andrea Cavalcanti, Ihrem Sohne; heißt er nicht Andrea?"

„Ich glaube, ja."

„Wie! Sie glauben?"

„Bei Gott! ich kann es nicht genau angeben, er iſt ſchon lange verloren gegangen."

„Ganz richtig: doch Sie haben alle Ihre Papiere?"

„Mein Herr Graf, mit Bedauern muß ich Ihnen bemerken: nicht darauf aufmerkſam gemacht, daß ich mich mit dieſen Papieren verſehen ſollte, verſäumte ich es, dieſelben mitzunehmen.

„Ah! Teufel!" rief Monte Chriſto.

„Sind ſie denn durchaus nöthig?"

„Unerläßlich."

Der Luckeſer kratzte ſich an der Stirne und rief:

„Ah! per Bacco, unerläßlich!"

„Allerdings; wenn man hier irgend einen Zweifel über die Gültigkeit Ihrer Ehe und die Rechtmäßigkeit Ihres Kindes erheben würde!"

„Es ist richtig, man könnte Zweifel erheben."

„Das wäre ärgerlich für den jungen Mann."

„Das wäre sehr unangenehm."

„Es könnte ihm dadurch eine glänzende Heirath entgehen."

„O peccato!"

„Sie begreifen, in Frankreich ist man streng. Es genügt nicht, wie in Italien, einen Priester aufzusuchen und ihm zu sagen: „„Wir lieben einander, verbinden Sie uns."" In Frankreich gibt es eine bürgerliche Ehe, und um sich bürgerlich zu verheirathen, braucht man Papiere, durch welche die Identität nachgewiesen wird."

„Das ist ein Unglück, ich habe diese Papiere nicht."

„Zum Glücke habe ich sie."

„Sie?"

„Ja."

„Sie haben die Documente?"

„Ich habe sie."

„Ah! mein Herr," rief der Luckeser, der als er das Ziel seiner Reise durch den Mangel seiner Papiere verfehlt sah, befürchtete, dieses Vergessen könnte einige Schwierigkeiten in Beziehung auf die acht und vierzig tausend Franken zur Folge haben, „ah! mein Herr, das ist ein Glück. Ja," wiederholte er, „das ist ein Glück, denn ich hätte nicht daran gedacht."

„Bei Gott, ich glaube wohl, man denkt nicht an Alles. Glücklicher Weise dachte der Abbé Busoni für Sie daran."

„Sehen Sie, der liebe Abbé!"

„Er ist ein Mann der Vorsicht."

„Ein bewunderungswürdiger Mann; und er schickte Ihnen die Papiere?

„Hier sind sie."

Der Luckeser legte die Hände als Zeichen der Bewunderung zusammen.

„Sie heiratheten Oliva Corsinari in der St. Paulskirche in Monte Cattini, hier ist der Trauschein des Priesters."

„Ja, meiner Treue, hier ist er," sagte der Major, denselben mit Erstaunen anschauend.

„Und hier der Taufschein von Andrea Cavalcanti, ausgefertigt von dem Pfarrer von Saravezza."

„Alles ist in Ordnung," sprach der Major.

So nehmen Sie diese Papiere, mit denen ich nichts zu thun habe, geben Sie dieselben Ihrem Sohne der sie sorgfältig aufbewahren wird!"

„Ich glaube wohl!.. Wenn er sie verlieren würde!.."

„Nun! wenn er sie verlieren würde?" fragte Monte Christo.

„Man wäre genöthigt, dorthin zu schreiben," erwiederte der Luckeser, „und es würde lange dauern, bis man sich andere verschafft hätte."

„In der That, es wäre schwierig," sagte Monte Christo.

„Beinahe unmöglich," erwiederte der Luckeser.

„Ich bin sehr froh, daß Sie den Werth dieser Papiere begreifen."

„Das heißt, ich halte sie für unbezahlbar."

„Was nun die Mutter des jungen Mannes betrifft . . ."

„Was die Mutter des jungen Mannes betrifft . . ." wiederholte der Major sehr unruhig.

„Was die Marchesa Corsinari betrifft . . ."

„Mein Gott!" sprach der Luckeser, unter dessen Füßen die Schwierigkeiten geboren zu werden schienen, „sollte man ihrer bedürfen?"

„Nein, mein Herr," versetzte Monte Christo, „hat sie übrigens nicht? . . ."

„Doch, doch!" rief der Major, sie hat . . ."

„Der Natur ihren Tribut bezahlt . . ."

„Ach, ja!“ sprach rasch der Luckeser.

„Ich habe das erfahren,“ sagte Monte Christo, „sie t vor zehn Jahren gestorben.“

„Und ich beweine noch ihren Tod, mein Herr,“ ver- tzte der Major, ein Sacktuch mit Vierecken aus seiner asche ziehend und abwechselnd zuerst das linke, dann as rechte Auge trocknend.

„Was wollen Sie,“ sprach Monte Christo, „wir sind lle sterblich. Sie begreifen, lieber Herr Cavalcanti, man raucht in Frankreich nicht zu wissen, daß Sie seit fünf- ehn Jahren von Ihrem Sohne getrennt sind. Alle diese eschichten von Kinder stehlenden Zigeunern finden bei ns keinen Anklang mehr. Sie haben ihn zum Erziehen n ein Provinzcolleg geschickt, und er soll nun nach Ihrem illen diese Erziehung in der Pariser Welt vollenden. eßhalb verließen Sie Via Reggio, wo Sie seit dem ode Ihrer Frau wohnen. Das wird genügen.“

„Sie glauben?“

„Gewiß.“

„Gut also.“

„Wenn man etwas von dieser Trennung erführe...“

„Ah! ja. Was würde ich sagen?“

„Ein ungetreuer Lehrer habe, von den Feinden Ihrer amilie erkauft . . .“

„Von den Corsinari?“

„Allerdings . . . habe dieses Kind geraubt, damit hr Name erlösche.“

„Ganz richtig, da es der einzige Sohn ist . . .“

„Nun, da Alles festgestellt ist, da Ihre Erinnerungen, ieder aufgefrischt, Sie nicht verrathen werden, müssen Sie wohl geahnet haben, daß Ihnen eine Ueberraschung evorsteht.“

„Eine angenehme?“ fragte der Luckeser.

„Ah! ich sehe wohl, daß man ebenso wenig das luge, als das Herz eines Vaters täuscht.“

„Hm!“ machte der Major.

„Es iſt Ihnen irgend eine indiscrete Enthüllung zu Theil geworden, oder Sie haben vielmehr errathen, er wäre da.“

„Wer?“

„Ihr Kind, Ihr Sohn, Ihr Andrea?“

„Ich habe es errathen,“ erwiederte der Luckeſer mit dem größten Phlegma der Welt; „er iſt alſo hier?“

„Er iſt hier,“ ſprach Monte Chriſto, „mein Kammerdiener hat mich, als er ſo eben eintrat, von ſeiner Ankunft benachrichtigt.“

„Ah! ſehr gut! ah! ſehr gut,“ ſprach der Major, bei jeder von dieſen Ausrufungen die Schnüre ſeiner Polonaiſe zuſammenziehend.

„Mein Herr, ich begreife Ihre Erſchütterung, man muß Ihnen Zeit laſſen, ſich zu erholen; auch will ich den jungen Menſchen auf die ſo ſehr erſehnte Zuſammenkunft vorbereiten, denn ich ſetze voraus, er iſt nicht minder ungeduldig, als Sie.“

„Ich glaube es,“ ſprach Cavalcanti.

„Wohl! in einer kleinen Viertelſtunde gehören wir Ihnen.“

„Sie bringen mir ihn? Sie treiben alſo Ihre Güte ſo weit, daß Sie mir meinen Jungen ſelbſt vorſtellen?“

„Nein, ich will mich keines Weges zwiſchen einen Vater und ſeinen Sohn ſtellen; Sie werden allein ſein, Herr Major; doch ſeien Sie unbeſorgt, ſelbſt falls die Stimme des Blutes ſtumm bliebe, könnten Sie ſich nicht täuſchen, er wird durch dieſe Thüre eintreten. Es iſt ein hübſcher, blonder junger Mann, vielleicht etwas zu blond, und von äußerſt einnehmenden Manieren, wie Sie ſehen werden.“

„Doch Sie wiſſen,“ ſagte der Major, „ich nahm nur die zweitauſend Franken mit, die mir der Abbé Buſoni zu geben die Güte hatte. Damit machte ich die Reiſe, und . . . .“

„Und Sie brauchen Geld, das iſt nur zu billig,

mein lieber Herr Cavalcanti. Hier sind auf Abschlag
acht Billets von tausend Franken."
Die Augen des Majors glänzten wie Karfunkel.
"Somit bin ich Ihnen glänzten wie Karfunkel.
schuldig," sprach Monte Christo.
"Will Euere Excellenz einen Empfangschein?" fragte
der Major, die Billets in die innere Tasche seiner Polo-
naise steckend.
"Wozu?"
"Als Belege dem Abbé Busoni gegenüber."
"Sie geben mir einen allgemeinen Schein, wenn Sie
die letzten vierzigtausend Franken in Empfang genommen
haben. Unter ehrlichen Leuten sind solche Vorsichtsmaß-
regeln unnöthig."
"Ah! ja, das ist wahr," sagte der Major, "unter
ehrlichen Leuten."
"Nun noch ein letztes Wort, Marquis."
"Sprechen Sie."
"Sie erlauben mir eine kleine unmaßgebliche Bemer-
kung, nicht wahr?"
"Ich bitte darum."
"Es wäre nicht übel, wenn Sie diese Polonaise
legen würden."
"Wirklich?" sagte der Major, sein Kleid mit ei
gewissen Wohlgefallen anschauend.
"Ja, das trägt man noch in Via Reggio, abe
Paris ist dieses Costume, so elegant es auch sein
längst aus der Mode."
"Das ist ärgerlich."
"Oh! wenn Sie viel darauf halten, so ziehe
es bei Ihrer Abreise wieder an."
"Aber was soll ich dafür nehmen?"
"Was Sie in Ihren Koffern finden."
"Wie, in meinen Koffern? Ich habe nu
Mantelsack."
Bei sich, allerdings. Wozu sich beschwere

berdies liebt es ein alter Soldat, mit leichter Equipage zu marſchiren."

„Gerade deshalb . . ."

„Sie ſind ein vorſichtiger Mann und haben Ihre Koffer vorausgeſchickt. Dieſelben ſind geſtern im Hotel des Princes, Rue de Richelieu, angelangt. Dort iſt Ihre Wohnung beſtellt."

„In dieſen Koffern alſo? . . ."

„Ich ſetze voraus, Sie ſind ſo vorſichtig geweſen, durch Ihren Kammerdiener Alles, was Sie brauchen, einpacken zu laſſen: Röcke zu gewöhnlichen Ausgängen, Uniformen. Bei großen Veranlaſſungen ziehen Sie Ihre Uniform an, das thut gut. Vergeſſen Sie Ihre Kreuze nicht. Man ſpottet darüber in Frankreich, trägt ſie aber dennoch immer."

„Sehr gut! ſehr gut! ſehr gut!" ſprach der Major, von einem Blendwerk zum anderen übergehend.

„Und nun, da Ihr Herz gegen zu lebhafte Empfindungen befeſtigt iſt, bereiten Sie ſich vor, lieber Cavalcanti, Ihren Sohn Andrea wiederzuſehen."

Und ſich freundlich vor dem entzückten Luckeſer verbeugend, verſchwand Monte Chriſto hinter dem Thürvorhange.

Sechzehntes Kapitel.

Andrea Cavalcanti.

Monte Chriſto trat in den anſtoßenden Salon, den Baptiſtin unter dem Namen der blaue Salon bezeichnet hatte; vor ihm war hier ein ziemlich elegant gekleideter

junger Mann von ungezwungenen Manieren eingetreten, den eine halbe Stunde vorher ein Miethcabriolet vor der Thüre des Hotel abgesetzt hatte.

Es war Baptistin nicht schwer geworden, ihn zu erkennen; er erblickte in ihm wirklich den großen jungen Mann mit kurzen, blonden Haaren, rothem Barte, schwarzen Augen, dessen frischrothe Gesichtsfarbe und blendend weiße Haut ihm sein Herr bezeichnet hatte.

Als der Graf in den Salon trat, lag der junge Mann, in der Zerstreuung seinen Stiefel mit einem Röhrchen mit goldenem Knopfe peitschend, auf dem Sopha ausgestreckt.

Sobald er Monte Christo wahrnahm, stand er rasch auf.

„Der Herr Graf von Monte Christo?" fragte er.

„Ja, mein Herr," antwortete dieser, „und ich habe wohl die Ehre, mit dem Herrn Grafen Andrea Cavalcanti zu sprechen?"

„Der Graf Andrea Cavalcanti," wiederholte der junge Mann, diese Worte mit einer äußerst freien Verbeugung begleitend.

„Sie müssen ein Beglaubigungsschreiben für mich haben?" sagte Monte Christo.

„Ich sprach nicht davon wegen der Unterschrift, welche mir seltsam vorgekommen ist."

„Nicht wahr, Simbad der Seefahrer?"

„Ganz richtig. Da ich aber nie einen anderen Simbad den Seefahrer kannte, als den aus Tausend und eine Nacht . . ."

„Wohl, es ist einer von seinen Abkömmlingen, ein sehr reicher Freund von mir, ein mehr als origineller, beinahe närrischer Engländer, der mit seinem wahren Namen Lord Wilmore heißt."

„Ah! das erklärt mir die Sache," versetzte Andrea. „Dann geht es vortrefflich. Es ist derselbe Engländer, den ich kennen gelernt habe . . . in . . . ja, sehr gut! . . . Mein Herr Graf, ich bin Ihr Diener."

„Wenn das, was Sie mir zu sagen die Güte haben, wahr ist," sprach lächelnd der Graf, „so hoffe ich, daß Sie so gefällig sein werden, mir etwas Näheres über Sie und Ihre Familie mitzutheilen."

„Sehr gern, mein Herr Graf," antwortete der junge Mann mit einer Zungenfertigkeit, welche zum Beweise diente, daß er ein festes Gedächtniß besaß. „Ich bin, wie Sie sagten, der Graf Andrea Cavalcanti, Sohn des Major Bartolomeo Cavalcanti, Abkömmling der in das goldene Buch von Florenz eingetragenen Cavalcanti. Obgleich noch sehr reich, denn mein Vater besitzt eine Rente von einer halben Million, hat unsere Familie doch viel Unglück erfahren, und ich selbst, mein Herr, bin in einem Alter von fünf bis sechs Jahren durch einen ungetreuen Hofmeister geraubt worden und habe deßhalb seit fünfzehn Jahren den Urheber meiner Tage nicht gesehen. Seitdem ich das Alter der Vernunft erreicht, seitdem ich frei und Herr meiner selbst bin, suche ich ihn, doch vergebens. Endlich meldet mir dieser Brief Ihres Freundes Simbad, daß er sich in Paris befindet, und ertheilt mir Vollmacht, mich an Sie zu wenden, um weitere Auskunft zu erhalten."

„In der That, mein Herr, Alles, was Sie mir da erzählen, ist sehr interessant," sprach der Graf, der mit einer düsteren Zufriedenheit diese dreiste Miene betrachtete, welcher das Gepräge einer Schönheit, der des bösen Engels ähnlich, aufgedrückt war, „und Sie werden wohl daran thun, wenn Sie in allen Stücken der Aufforderung meines Freundes Simbad entsprechen, denn Ihr Vater ist in der That hier und sucht Sie."

Der Graf hatte seit seinem Eintritt in den Salon den jungen Mann nicht aus dem Gesichte verloren; er bewunderte die Festigkeit seines Blickes und die Sicherheit seiner Stimme; doch bei den so natürlichen Worten:

„Ihr Vater ist in der That hier und sucht Sie," machte der junge Andrea einen Sprung und rief:

„Mein Vater! mein Vater hier!"

„Allerdings, erwiederte Monte Christo, „Ihr Vater, der Major Bartolomeo Cavalcanti."

Der Ausdruck des Schreckens, welcher sich über die Züge des jungen Mannes verbreitet hatte, verschwand beinahe in demselben Augenblicke wieder.

„Ah! ja, es ist wahr," rief er, „der Major Bartolomeo Cavalcanti. Und Sie sagen, mein Herr Graf, dieser liebe Vater sei hier?"

„Ja, mein Herr. Ich sage noch mehr: so eben habe ich ihn verlassen; die Geschichte, die er mir von diesem geliebten, nicht verlorenen Sohn erzählte, ergriff mich ungemein; seine Schmerzen, seine Befürchtungen, seine Hoffnungen in dieser Hinsicht würden ein rührendes Gedicht bilden. Endlich eines Tags benachrichtigte man ihn, die Räuber seines Sohnes böten sich an, ihm denselben gegen eine sehr bedeutende Summe zurückzugeben oder ihm mitzutheilen, wo er wäre. Nichts hielt den guten Vater zurück. Die Summe wurde an die Gränze von Piemont mit einem für Italien visirten Passe abgeschickt . . . Sie befanden sich, glaube ich, im Süden von Frankreich?"

„Ja, mein Herr," antwortete Andrea mit einer ziemlich verlegenen Miene; „ja, ich befand mich im Süden von Frankreich."

„Ein Wagen sollte Sie in Nizza erwarten?"

So ist es, mein Herr; er führte mich von Nizza nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach Chambéry, von Chambéry nach Pont-de-Beauvoisin, und von Pont-de-Beauvoisin nach Paris."

„Vortrefflich; er hoffte immer, Ihnen unter Weges zu begegnen, denn dies war die Straße, die er selbst verfolgte, und deshalb hatte man Ihren Reiseplan so entworfen."

„Aber wenn er mir begegnet wäre, dieser liebe Vater," sprach Andrea, „ich zweifle ob er mich erkannt haben würde; es ist einigermaßen eine Veränderung

mit mir vorgegangen, ſeitdem er mich aus dem Geſichte verloren."

„Ah! die Stimme des Blutes," ſagte Monte Chriſto.

„Ah! ja, das iſt wahr," erwiederte der junge Mann, „ich dachte nicht an die Stimme des Blutes."

„Nun beunruhigt nur Eines den Marquis Cavalcanti," verſetzte Monte Chriſto, „was Sie gethan haben, während Sie von ihm entfernt waren; auf welche Weiſe Sie von Ihren Verfolgern behandelt worden ſind; ob man die Ihrer Geburt ſchuldige Rückſicht für Sie gehabt hat; ob endlich von dem moraliſchen Leiden, dem Sie ausgeſetzt waren, einem Leiden, hundertmal ſchlimmer, als das körperliche, nicht eine Schwäche der Fähigkeiten, mit denen Sie die Natur ſo reich begabte, zurückgeblieben iſt, und ob Sie ſelbſt den Ihnen gebührenden Rang wieder aufzunehmen und würdig behaupten zu können glauben."

„Mein Herr," ſtammelte der junge Mann betäubt, „ich hoffe, es wird kein falſcher Bericht . . ."

„Ich, was mich betrifft, habe zum erſten Mal meinen Freund Wilmore, den Philanthropen, von Ihnen ſprechen hören. Ich wußte, daß er Sie in irgend einer unangenehmen Lage gefunden hatte, machte aber keine Frage hierüber an ihn, denn ich bin nicht neugierig. Ihr Unglück intereſſirte ihn, folglich waren Sie intereſſant. Er ſagte mir, er wolle Ihnen in der Welt die Stellung zurückgeben, welche Sie verloren, er ſuche Ihren Vater, und würde ihn wohl finden; er hat ihn geſucht, und hat ihn gefunden, wie es ſcheint, inſofern er da iſt. Geſtern benachrichtigte er mich von Ihrer Ankunft und gab mir einige andere Unterweiſungen in Beziehung auf Ihr Vermögen, ſonſt aber nichts. Ich weiß, daß mein Freund Wilmore ein Original iſt, da er aber, zugleich ein ſicherer Mann und reich wie eine Goldmine, ſich alle dieſe Originalitäten erlauben kann, ohne daß ſie ihn zu Grunde richten, ſo verſprach ich

ihm, seine Unterweisungen zu befolgen. Lassen Sie sich nun durch meine Frage nicht verletzen; insofern ich veranlaßt sein werde, Sie ein wenig zu patronisiren, wünschte ich zu wissen, ob das Unglück, das Ihnen wiederfahren ist, ein von Ihrem Willen völlig unabhängiges Unglück, das in keiner Hinsicht der Achtung Eintrag thut, welche ich für Sie hege, Sie nicht ein wenig der Welt entfremdet hat, in der Sie durch Ihr Vermögen und durch Ihren Namen eine so schöne Rolle zu spielen berufen sind."

„Mein Herr," antwortete der junge Mann, der seine Haltung wieder gewann, während der Graf so sprach, „beruhigen Sie sich über diesen Punkt: die Räuber, welche mich von meinem Vater entfernten und ohne Zweifel, wie Sie es später gethan, mich an ihn zu verkaufen beabsichtigten, berechneten, daß man mir, um einen guten Nutzen aus mir zu ziehen, meinen ganzen persönlichen Werth lassen und denselben sogar, wenn es möglich wäre, vermehren müßte; ich erhielt daher eine ziemlich gute Erziehung und wurde von den Kinderdieben ungefähr so behandelt, wie einst in Kleinasien die Sklaven, aus denen ihre Herren Grammatiker, Mediciner und Philosophen machten, um sie theurer auf dem Markte von Rom zu verkaufen."

Monte Christo lächelte zufrieden: er hatte, wie es scheint, nicht so viel von Andrea Cavalcanti gehofft.

„Wenn sich übrigens," versetzte der junge Mann, „wenn sich übrigens bei mir ein Mangel an Erziehung, oder vielmehr an Weltgewohnheit zeigte, so hätte man wohl, wie ich voraussetzen darf, die Nachsicht, dies zu entschuldigen, in Betracht der Unglücksfälle, welche meine Geburt begleiteten und meine Jugend verfolgten."

„Nun! Sie werden daraus machen, was Sie wollen, Graf," sprach mit nachlässigem Tone Monte Christo; „denn Sie sind der Herr, und das geht Sie an; doch auf mein Wort, ich werde im Gegentheil nicht eine Sylbe von allen diesen Abenteuern sprechen. Ihre

Geſchichte iſt ein Roman, und die Welt, wenn ſie auch die zwiſchen zwei Decken von gelbem Papier gepreßten Romane leidenſchaftlich liebt, mißtraut auf eine ſeltſame Weiſe denjenigen, welche ſie in lebendiges Velin gebunden ſieht, und wären ſie auch vergoldet, wie ſie dies ſein können. Das iſt die Schwierigkeit, die ich Ihnen zu bezeichnen mir erlaube, mein Herr Graf; kaum haben Sie irgend Jemand Ihre rührende Geſchichte erzählt, ſo wird ſie völlig entſtellt in der Welt umherlaufen. Sie werden nicht mehr ein wiedergefundenes Kind, ſondern ein Findelkind ſein. Sie werden genöthigt ſein, die Stellung eines Antony einzunehmen und die Zeit der Antony iſt ein wenig vorüber. Vielleicht wird Ihnen der Erfolg zu Theil, daß Sie Neugierde erregen, doch nicht Jedermann liebt es, der Mittelpunkt von Beobachtungen und die Zielſcheibe von Commentaren zu ſein. Das dürfte Sie vielleicht etwas ermüden."

„Ich glaube, Sie haben Recht, mein Herr Graf," ſprach der junge Mann unter dem unbeugſamen Blicke von Monte Chriſto unwillkührlich erbleichend; „es iſt dies eine große Unannehmlichkeit."

„Oh! Sie müſſen ſich die Sache nicht übertrieben denken," entgegnete Monte Chriſto; „denn um einen Fehler zu vermeiden, würde man in eine Thorheit verfallen. Nein, es iſt nur ein einfacher Plan des Benehmens feſtzuſtellen, und von einem geſcheiten Manne wie Sie ſind, läßt ſich dieſer Plan um ſo mehr annehmen, als er mit Ihren Intereſſen im Einklang ſteht: Sie müſſen durch Zeugniſſe und ehrenwerthe Freundſchaften Alles bekämpfen, was Ihre Vergangenheit Dunkles haben dürfte."

Andrea verlor ſichtbar ſeine Haltung.

„Gern würde ich mich Ihnen als verantwortlich, als Bürge anbieten," ſprach Monte Chriſto; „doch es iſt bei mir eine moraliſche Gewohnheit, ſtets an meinen beſten Freunden zu zweifeln, und ein Bedürfniß, danach

zu trachten, daß auch die andern zweifeln; auch würde ich hier eine Rolle spielen, welche außer meinem Fache läge, wie die Schauspieler sagen, und ich liefe Gefahr, mich auspfeifen zu lassen!"

„Mein Herr Graf," versetzte Andrea mit kaltem Tone, „ich denke jedoch, in Rücksicht auf Lord Wilmore, der mich Ihnen empfohlen hat . . ."

„Ja, gewiß; doch Lord Wilmore verhehlte mir nicht, mein lieber Herr Andrea, daß Sie eine etwas stürmische Jugend hatten. Oh!" sprach der Graf, als er die Bewegung sah, welche Andrea machte, „ich verlange keine Beichte von Ihnen; überdies hat man, damit Sie Niemand bedürften, den Herrn Marquis Cavalcanti, Ihren Vater, von Lucca kommen lassen. Sie werden sehen, er ist ein wenig steif, ein wenig geschraubt; doch das ist eine Uniformsfrage, und wenn man erfährt, daß er seit seinem achtzehnten Jahre in österreichischen Diensten steht, ist Alles entschuldigt. Wir sind in der Regel nicht sehr anspruchsvoll in Beziehung auf die Oesterreicher. Kurz, ich versichere Sie, es ist ein völlig hinreichender Vater."

„Ah! Sie beruhigen mich, mein Herr, ich verließ ihn vor so langer Zeit, daß ich keine Erinnerung mehr von ihm habe. Mein Vater ist also wirklich reich, mein Herr?"

„Und dann wissen Sie, ein großes Vermögen läßt über viele Dinge hinweggehen."

„Millionär . . . fünfmalhundert tausend Franken Rente? Ich werde mich also in einer angenehmen Lage befinden?" fragte ängstlich der junge Mann.

„In einer äußerst angenehmen, mein lieber Herr; er gibt Ihnen fünfzigtausend Franken jährlich, so lange Sie in Paris bleiben."

„Dann werde ich immer hier bleiben."

„Ei! wer kann für die Umstände bürgen? Der Mensch denkt, Gott lenkt."

Andrea stieß einen Seufzer aus und erwiederte:

„Aber ſo lange ich in Paris bleibe und kein Umſtand mich zwingt, wegzugehen, iſt mir das Geld, von dem Sie ſo eben ſprachen, zugeſichert.“

„Oh, ſicherlich.“

„Durch meinen Vater?“ fragte Andrea mit einer gewiſſen Unruhe.

„Ja, aber garantirt durch Lord Wilmore, der Ihnen auf die Bitte Ihres Vaters einen Credit von fünftauſend Franken monatlich bei Herrn Danglars, einem der ſicherſten Banquiers von Paris, eröffnet hat.“

„Und mein Vater gedenkt lange in Paris zu bleiben?“ fragte Andrea mit derſelben Unruhe.

„Nur einige Tage,“ antwortete Monte Chriſto. „Sein Dienſt erlaubt ihm nicht länger als zwei bis drei Wochen abweſend zu ſein.“

„Oh der liebe Vater!“ rief Andrea, ſichtbar entzückt über dieſe ſchnelle Abreiſe.

„Auch will ich,“ verſetzte Monte Chriſto, der ſich ſtellte, als täuſchte er ſich in dem Ausdrucke dieſer Worte, „auch will ich die Stunde Ihrer Wiedervereinigung nicht einen Augenblick, mehr verzögern. Sind Sie vorbereitet, den würdigen Herrn Cavalcanti zu umarmen?“

„Sie zweifeln hoffentlich nicht daran?“

„Nun, ſo treten Sie in dieſen Salon, mein junger Freund, und Sie werden Ihren Vater finden, der Sie erwartet.“

Andrea machte eine tiefe Verbeugung vor dem Grafen und trat in den Salon.

Der Graf folgte ihm mit den Augen und drückte, ſobald er ihn verſchwinden ſah, an einer Feder, welche mit einem Gemälde in Verbindung ſtand, das, ſich aus dem Rahmen ſchiebend, durch einen geſchickt angebrachten Zwiſchenraum, den Blick in den Salon dringen ließ.

Andrea machte die Thüre hinter ſich zu und näherte ſich dem Major, welcher ſich erhob, ſobald er das Geräuſch ſeiner Tritte hörte.

„Ah! mein Herr und lieber Vater,“ ſagte Andrea

nit lauter Stimme und so, daß es der Graf durch die eschlossene Thüre hörte, „sind Sie es wirklich?"

„Guten Tag, mein lieber Sohn," sprach der Major nit ernstem Tone.

„Nach so vieljähriger Trennung," fuhr Andrea nach er Thüre schielend fort, welch ein Glück, uns wiederzu- ehen!"

„In der That, die Trennung hat lange gedauert."

„Umarmen wir uns nicht, mein Herr?" fragte Andrea.

„Wie Sie wollen, mein Sohn," sprach der Major. Und diese zwei Menschen umarmten sich, wie man ich in der Komödie umarmt, das heißt, sie streckten sich en Kopf über die Schulter.

„So sind wir also wiedervereinigt?" sagte Andrea.

„Wir sind wiedervereinigt," wiederholte der Major.

„Um uns nie mehr zu trennen?"

„In der That; ich glaube, mein lieber Sohn, Sie etrachten Frankreich nunmehr als ein zweites Vater- and?"

„Ich wäre allerdings in Verzweiflung, wenn ich Paris verlassen müßte."

„Und ich vermöchte, wie Sie begreifen, nicht außer- alb Lucca zu leben. Ich werde also sobald als möglich nach Italien zurückkehren."

„Doch ehe Sie abreisen, mein geliebter Vater, stellen Sie mir ohne Zweifel die Papiere zu, mit deren Hülfe ich eicht das Blut von dem ich abstamme, nachzuweisen im Stande sein werde."

„Allerdings, denn ich komme ausdrücklich deßhalb nd habe zu viel Mühe gehabt, Sie zu treffen, um Ihnen ieselben zustellen zu können, als daß wir noch einmal nit dem Suchen anfangen sollten; das würde die zweite Hälfte meines Lebens wegnehmen."

„Und diese Papiere?"

„Hier sind sie."

Andrea griff gierig nach dem Taufscheine seines

Vaters, nach seinem eigenen Taufscheine, und durchlief nachdem er das Ganze mit einer für einen guten Sohn natürlichen Heftigkeit geöffnet hatte, die zwei Papiere mit einer Hast und einer Gewandtheit, welche zugleich das geübteste Auge und das lebhafteste Interesse bezeichneten.

Als er damit zu Ende war, erglänzte ein unbeschreiblicher Ausdruck von Freude auf seiner Stirne und er sprach, den Major mit einem seltsamen Lächeln anschauend, in vortrefflichem Toscanisch:

Ah! es gibt also keine Galeeren in Italien?"

Der Major warf sich zurück und rief:

„Und warum dies?"

„Daß man ungestraft solche Documente fabricirt? Für die Hälfte von diesem, mein vielgeliebter Vater, würde man Sie in Frankreich auf fünf Jahre die Luft von Toulon einathmen lassen."

„Wie beliebt?" sagte der Luckeser, der eine majestätische Miene zu erringen suchte.

„Mein lieber Herr Cavalcanti," sprach Andrea, den Major beim Arme faßend, „wie viel gibt man Ihnen dafür, daß Sie mein Vater sind?"

Der Major wollte sprechen.

„Stille!" sagte Andrea, die Stimme dämpfend, „ich will Ihnen ein Beispiel des Vertrauens geben: man bezahlt mir fünfzigtausend Franken jährlich dafür, daß ich Ihr Sohn bin; Sie begreifen folglich, daß ich nie geneigt sein werde, zu leugnen, Sie seien mein Vater."

Der Major schaute unruhig umher.

„Oh! seien Sie unbesorgt, wir sind allein," versetzte Andrea; „überdies sprechen wir Italienisch."

„Nun wohl, mir gibt man ein für allemal fünfzigtausend Franken," sprach der Luckeser.

„Herr Cavalcanti, glauben Sie an Feenmährchen?"

„Nein, früher nicht, aber jetzt muß ich wohl daran glauben."

„Sie haben also Beweise erhalten?"

Der Major zog eine Handvoll Gold aus seiner Tasche.

„Handgreifliche, wie Sie sehen."

„Sie denken, ich könne den Versprechungen trauen, ie man mir gemacht hat?"

„Ich glaube es."

„Und dieser brave Mann von einem Grafen werde ie halten?"

„Punkt für Punkt; doch Sie begreifen, um zu iesem Ziele zu gelangen, müssen wir unsere Rollen pielen."

„Wie denn? . . ."

„Ich als zärtlicher Vater."

„Und ich als ehrfurchtsvoller Sohn."

„Da Sie verlangen, daß Sie von mir abstammen."

„Wer sie?"

„Verdammt, ich weiß es nicht, diejenigen, welche ins schrieben; haben Sie nicht auch einen Brief bekommen?"

„Doch wohl."

„Von wem?"

„Von einem gewissen Abbé Busoni."

„Den Sie nicht kennen?"

„Ich habe ihn nie gesehen. Was sagte Ihnen der Brief, welchen Sie erhielten?"

„Sie werden mich nicht verrathen?"

„Ich werde mich wohl hüten, unsere Interessen sind dieselben."

„So lesen Sie."

Und der Major gab dem jungen Mann einen Brief.

Andrea las mit leiser Stimme:

„„Sie sind arm, ein unglückliches Alter erwartet Sie. Wollen Sie, wenn nicht reich, doch wenigstens unabhängig werden?"

„„Reisen Sie auf der Stelle nach Paris und for-

ern Sie bei dem Herrn Grafen von Monte Chris
Avenue des Champs Elysées, Nro. 30, den Sohn zurü
den Sie von der Marchesa Corsinari gehabt haben, u
der Ihnen in einem Alter von fünf Jahren gestoh
worden ist.

„„Dieser Sohn heißt Andrea Cavalcanti.

„„Damit Sie die Absicht des Unterzeichneten, Ihn
angenehm zu sein, nicht in Zweifel ziehen, finden S
hiebei:

„„1) Eine Anweisung von zweitausend vierhund
toscanischen Lire, zahlbar bei Herrn Gozzi in Florenz.

„„2) Einen Brief zum Behuf der Einführung bei d
Herrn Grafen von Monte Christo, auf welchen ich S
mit einer Summe von acht und vierzig tausend Fran
accreditire.

„„Finden Sie sich am 26. Mai Abends um fie
Uhr bei dem Grafen ein.

Abbé Busoni.““

„So ist es.“

„Wie, so ist es? Was wollen Sie damit sagen
fragte der Major.

„Ich sage, daß ich einen ungefähr ähnlichen Br
erhalten habe.“

„Sie?“

„Ja, ich.“

„Von dem Abbé Busoni?“

„Nein.“

„Von wem denn?“

„Von einem Engländer, von einem gewissen L
Wilmore, der den Namen Simbad der Seefahrer
nimmt.“

„Und den Sie nicht mehr kennen, als ich den A
Busoni?“

„Doch; ich bin weiter vorgerückt als Sie.“

„Sie haben ihn gesehen?“

„Ah! das ist es gerade, was ich Ihnen nicht sagen kann, Sie wüßten so viel als ich, und das ist nicht nöthig.“

„Dieser Brief sagte Ihnen?“

„Lesen Sie.“

„„Sie sind arm und sehen nur einer elenden Zukunft entgegen; wollen Sie einen Namen haben, frei sein, reich sein?““

„Bei Gott!“ sprach der junge Mann sich auf seinen Absätzen schaukelnd, als ob man eben eine solche Frage an ihn richtete.

„„Nehmen Sie die Postchaise, welche Sie bespannt finden, wenn Sie von Nizza durch das Genueser Thor weggehen. Reisen Sie durch Turin, Chambéry und Pont-de-Beauvoisin. Begeben Sie sich zu dem Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs Elysées, am 26. Mai um sieben Uhr Abends und fordern Sie Ihren Vater von ihm.

„„Sie sind der Sohn des Marquis Bartolomeo Cavalcanti und der Marchesa Oliva Corsinari, wie dies alle Ihnen von dem Marquis zu übergebenden Papiere bestätigen werden, welche Ihnen unter diesem Namen in der Pariser Welt zu erscheinen gestatten.

„„Was Ihren Rang betrifft, so wird Sie eine Rente von fünfzig tausend Livres in den Stand setzen, denselben zu behaupten.

„„Sie erhalten hiebei eine Anweisung von fünf tausend Livres auf Herrn Ferrea, Banquier in Nizza, und einen Einführungsbrief für den Grafen von Monte Christo, welcher von mir beauftragt ist, für die Befriedigung aller Ihrer Bedürfnisse zu sorgen.

Simbad, der Seefahrer.““

„Hm!“ sprach der Major, „das ist sehr schön!“

„Nicht wahr?“

„Sie haben den Grafen gesehen?“

„Ich komme so eben von ihm her.“

„Und er hat ratificirt?“

„Alles.“
„Begreifen Sie etwas hievon?“
„Meiner Treue, nein.“
„In dieſer ganzen Geſchichte iſt Einer der Thor.“
„Auf jeden Fall, weder Sie noch ich.“
„Nein gewiß nicht.“
„Wohl, aber wer ſonſt,“
„Daran iſt wenig gelegen, nicht wahr?“
„Allerdings, das wollte ich eben ſagen; führen wir die Sache zu Ende und ſpielen wir ein gemeinſchaftliches Spiel.“
„Gut; Sie werden mich würdig finden, Ihr Partner zu ſein.“
„Ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, mein lieber Vater.“
„Sie erweiſen mir viel Ehre, mein lieber Sohn.“
Monte Chriſto wählte dieſen Augenblick, um in den Salon zurückzukehren. Als ſie das Geräuſch ſeiner Tritte hörten, warfen ſich die zwei Menſchen einander in die Arme; der Graf fand dieſelben ſich eng und ſchließend.
„Nun, mein Herr Marquis, es ſcheint, Sie haben einen Sohn nach Ihrem Herzen wiedergefunden?“
„Ah! mein Herr Graf, die Freude erſtickt mich beinahe.“
„Und Sie, junger Mann?“
„Ah! mein Herr Graf, das Glück erſtickt mich Graf.
„Glücklicher Vater! glückliches Kind!“ rief
„Nur Eines betrübt mich,“ ſagte der Major Nothwendigkeit, in der ich mich befinde, Paris zu verlaſſen.“
„Oh! lieber Herr Cavalcanti, Sie werden lich nicht eher abreiſen, als bis ich Sie einigen den vorgeſtellt habe,“ entgegnete Monte Chriſto.
„Ich ſtehe dem Herrn Grafen zu Befehl,“

„Nun beichten Sie, junger Mann.“

„Wem?“

„Ihrem Herrn Vater, sagen Sie ihm ein paar Wo
on dem Zustande Ihrer Finanzen.“

„Ah! Teufel!“ rief Andrea; „Sie berühren die e
findliche Seite.“

„Hören Sie, Major?“ sprach Monte Christo.

„Allerdings höre ich.“

„Aber begreifen Sie?“

„Vollkommen.“

„Das gute Kind sagt, es brauche Geld!“

„Was soll ich thun?“

„Bei Gott, Sie müssen ihm geben!“

„Ich?“

„Ja, Sie!“

Monte Christo trat zwischen diese zwei Menschen.

„Nehmen Sie,“ sagte er zu Andrea und drückte i
in Päckchen mit Bankbillets in die Hand.

„Was ist das?“

„Die Antwort Ihres Vaters.“

„Meines Vaters?“

„Gaben Sie ihm nicht zu verstehen, Sie hätten G
öthig?“

„Ja. Nun?“

„Er beauftragt mich, Ihnen dies zuzustellen.“

„Auf Abschlag von meiner Rente?“

„Nein, zur Deckung Ihrer Einrichtungskosten.“

„Oh, theurer Vater!“

„Stille!“ sprach Monte Christo, „Sie sehen, ich
Ihnen nicht sagen, daß es von ihm kommt.“

„Ich weiß diese Zartheit zu würdigen,“ verse
Andrea und steckte die Bankbillets in seine Hosentasche

„Es ist gut, gehen Sie nun!“ sprach Mo
Christo.

„Und wann werden wir die Ehre haben, den He
Grafen wiederzusehen?“ fragte Cavalcanti.

„Ah! ja," wiederholte Andrea; „wann werden wir diese Ehre haben?"

„Sonnabend, wenn Sie wollen . . . ja . . . Sonnabend. Ich habe in meinem Hause in Autieul, Rue de la Fontaine, Nro. 28, mehrere Personen bei Tische, und unter anderen Herrn Danglars, Ihren Banquier; ich werde Sie demselben vorstellen, denn er muß Sie Beide kennen, um Ihnen Ihr Geld auszubezahlen."

„In großem Putz?" fragte mit halber Stimme der Major.

„In großem Putz: Uniform, Kreuze, kurze Hose."

„Und ich?" fragte Andrea.

„Oh! Sie, sehr einfach. Schwarze Beinkleider, gefirnißte Stiefeln, weiße Weste, schwarzer oder blauer Frack, lange Halsbinde; lassen Sie sich bei Blin oder bei Veronique kleiden. Baptistin wird Ihnen die Adresse dieser Herren geben, wenn Sie dieselbe nicht kennen. Je weniger Sie Anmaßung in Ihre Kleidung legen, desto besser wird bei Ihrem Reichthum die Wirkung sein. Kaufen Sie Pferde, so nehmen Sie dieselben bei Dedevenr; brauchen Sie einen Phaeton, so gehen Sie zu Baptiste."

„Um welche Stunde dürfen wir uns einfinden?"

„Gegen halb sieben Uhr."

„Es ist gut, man wird nicht ermangeln," sprach der Major nach seinem Hute greifend.

Die zwei Cavalcanti verbeugten sich und verließen das Zimmer.

Der Graf näherte sich dem Fenster und sah sie Arm in Arm durch den Hof schreiten.

„In der That," sagte er, „das sind zwei große Schufte! Welch ein Unglück, daß sie einander nicht wirklich als Vater und Sohn angehören!"

Dann nach einem Augenblick düsteren Nachdenkens:

„Wir wollen zu Morrel gehen; ich glaube, der Ekel greift mein Herz noch mehr an, als der Haß."

„Ah! ja,“ wiederholte Andrea; „wann werden wi
dieſe Ehre haben?“

„Sonnabend, wenn Sie wollen . . . ja . . . Sonn
abend. Ich habe in meinem Hauſe in Autieul, Rue d
la Fontaine, Nro. 28, mehrere Perſonen bei Tiſche, un
unter anderen Herrn Danglars, Ihren Banquier; ic
werde Sie demſelben vorſtellen, denn er muß Sie beſt
kennen, um Ihnen Ihr Geld auszubezahlen.“

„In großem Putz?“ fragte mit halber Stimme de
Major.

„In großem Putz: Uniform, Kreuze, kurze Hoſe.“

„Und ich?“ fragte Andrea.

„Oh! Sie, ſehr einfach. Schwarze Beinkleider, g
firnißte Stiefeln, weiße Weſte, ſchwarzer oder blauer Frac
lange Halsbinde; laſſen Sie ſich bei Blin oder bei Berr
n'que kleiden. Baptiſtin wird Ihnen die Adreſſe dieſe
Herren geben, wenn Sie dieſelbe nicht kennen. Je weni
ger Sie Anmaßung in Ihre Kleidung legen, deſto beſſe
wird bei Ihrem Reichthum die Wirkung ſein. Kaufe
Sie Pferde, ſo nehmen Sie dieſelben bei Dedeveur; brau
chen Sie einen Phaeton, ſo gehen Sie zu Baptiſte.“

„Um welche Stunde dürfen wir uns einfinden?“

„Gegen halb ſieben Uhr.“

„Es iſt gut, man wird nicht ermangeln,“ ſprach de
Major nach ſeinem Hute greifend.

Die zwei Cavalcanti verbeugten ſich und verließe
das Zimmer.

Der Graf näherte ſich dem Fenſter und ſah ſie Arm
in Arm durch den Hof ſchreiten.

„In der That,“ ſagte er, „das ſind zwei große Schuft
Welch ein Unglück, daß ſie einander nicht wirklich a
Vater und Sohn angehören!“

Dann nach einem Augenblick düſteren Nachdenken
„Wir wollen zu Morrel gehen; ich glaube, der Ek
greift mein Herz noch mehr an, als der Haß.“

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01480 6163
A 726,203